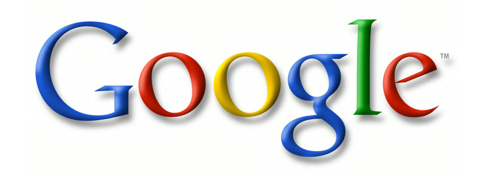

Google



Neue Propheten.

Lichtbilder

aus dem Reformationszeitalter

für die Gegenwart

von

Eduard Baltzer.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Rudolstadt i. Th., 1881.

Verlag von H. Hartung & Sohn.



Alte und Neue

Welt-Anschauung

Vorträge

von

Eduard Baltzer.

Dritte Sammlung.

Neue Propheten.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Rudolstadt i. Th., 1881.
Verlag von H. Hartung & Sohn.

Neue Propheten.

Lichtbilder

aus

dem Reformationszeitalter

für die Gegenwart

von

Eduard Baltzer.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Rudolstadt i. Th., 1881.
Verlag von H. Hartung & Sohn.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Es giebt eine Geistgemeinde aller Zeiten und Völker, und in ihr ch eine Schaar Auserwählter, die wie Zeitgenossen vom gleichen mmelsbrod der ewigen Wahrheit leben. In ihr gesellen sich zu den ten die „neuen Propheten" um so lieber, wenn sie, — des Leibs ver- ssen — sehen, wie neu aufgehende Geschlechter pietätvoll zu ihnen auf- auen, um an ihrem Beispiel sich zu stärken und das überkommene lige Erbe unverkümmert zu erhalten und womöglich reich vermehrt iter zu geben. Solchen Ahnen Dank opfern und ihnen geloben, ihrer cht unwerth sein zu wollen, das ist ein Gottesdienst voll Freude und gen.

Mit froher Zuversicht sendet daher der Herr Verleger und ich diese lige Schaar in geistigen Lichtbildern — durch einige vermehrt — noch mal aus, um zu den alten Getreuen neue Freunde zu werben zu ver- ndnißvoller Nachfolge.

Bei der vermehrten Auswahl habe ich aber geglaubt dieselbe Zeit- enze festhalten zu sollen wie bisher, und zwar aus einem doppelten runde.

Erstens treten wir zur Feier so hoher Ahnen gewiß Alle gern mit ner gewissen stillen, verehrenden Andacht heran. Diese setzt voraus, ß um sie des Krieges Stürme schweigen und keine Wolken den dunklen zur erfüllen, aus dem ihre Sterne uns leuchten sollen. Das ist für lle besseren Geister dann der Fall, wenn solche Gestalten den Kämpfen r Gegenwart hinreichend entrückt und mit der Anerkennung aller hrenwerthen unter Freund und Feind gekrönt sind. Darum schließt

der Gründer der periodischen deutschen Presse auch diesmal unseren Reigen.

Sodann aber würde, wollte man wirklich schon jetzt eine Auswahl und Krönung „neuester Propheten" versuchen, die Aufgabe äußerst schwer sein. Glücklicherweise zunächst deshalb, weil die Pforten des neuen Lebens sich — Dank der Vorwelt! — so weit aufgethan haben, daß eine große Heerschaar edler Geister drauf und dran ist, von der Erde Besitz zu ergreifen, um auf ihr einen neuen Himmel zu gründen. In diese hineinschauend, geht's uns wie denen, die den Blick in die teleskopischen Sternenmeere richten: „Sonnen überall! Wer mag es fassen!" Und dennoch stehen wir andererseits noch so völlig inmitten der allgemein gewordenen Sturm- und Drangperiode, daß wir nur zwischen die jagenden Wolken hindurch Lichtblicke in diesen neuen Himmel thun können Ja ein erschütternder Nothschrei, der allwärts die Gegenwart durchdringt, klärt sich für die Besonnensten zu dem Rufe ab: Prüfet die Geister, ob sie über des Wissens Lust nicht die Weisheit verlieren, über dem Vergänglichen nicht das Ewige uns verlieren machen. — Solch Prüfen ist schwer, und wer in der Gegenwart am richtigsten gekämpft hat, um den Kranz zu verdienen, das wird erst eine spätere Zukunft entscheiden.

Das eben ist an unseren „Neuen Propheten", die uns weder zu nahe noch zu fern stehen, das vollendet Schöne, daß sie, obwohl jeder ein Anderer ist, doch in vollem Einklang die Wahrheit lehren: „Nur in religiöser Verjüngung gedeihet der Menschheit Heil! Ihre stetige Wiedergeburt ist ihre Religion! Noch ist die Erde voll Blut und Tod, und Alles leidet mit! Hinweg mit dem Götzendienst jeglicher Art und — der Friede Gottes, der höher ist als alles Wissen, fällt der versöhnten Erde von selbst in den Schooß!"

Das wollen die „Neuen Propheten" uns und aller Welt in die Seelen schreiben.

Nordhausen, im Dezember 1880.

Eduard Baltzer.

Inhalt.

I. Arnold von Brescia.

† 1155 (18. Juni).

Will der Pabst Christi Nachfolger sein, so muß er von seinem Throne niedersteigen.

Arnold.

Ein Meteor am dunklen Himmel — man sinnt, woher's wohl [illegible], — und sinnet, wenn's verschwunden, noch immer, wie's doch [illegible] — und was es wohl bedeute: so leuchtet Arnold durch der Zeiten [illegible]kel.

Am Rande der fruchtbaren Ebene der Lombardei, am Fuße der [illegible]tischen Alpen, liegt die schöne Stadt Brescia. Einst, als noch Römer [illegible]ewohnten, stand hier ein Tempel des Hercules! Unter seinen Trüm[illegible] fand man in unseren Tagen eine antike, eherne Statue der Siegesgöt[illegible]n! Dieser sieggewohnte, herculische Geist zeichnete auch in unserer [illegible] diese Stadt aus, als sie sich für nationales Recht und Freiheit [illegible]b, bis jener Held sie bezwang, der davon den Namen „Hyäne von [illegible]scia" empfing. Diese Stadt war es, welche in der ersten Hälfte [illegible] 12. Jahrhunderts den Mann erzeugte, von dem wir reden, den [illegible]ig der Ketzer, den zweiten Brutus.

Pabst Gregor VII. hatte das Christenthum seiner äußeren Vollendung [illegible]ntlich entgegengeführt. Wie die Seele nicht ist ohne den Körper, [illegible]nte er, so die Religion nicht ohne Beherrschung der Welt. Einheitlich [illegible]theilt müsse diese Herrschaft sein. Darum solle der Pabst Alleinherr[illegible]scher sein auf Erden, an Christi Statt, und wenn ein weltlicher [illegible]r, z. B. der deutsche Kaiser, weltliche Macht besitze und übe, so habe [illegible]se nur durch den Pabst, wie dieser alles von Gott. Gleichwie der [illegible]nd nur leuchtet durch die Sonne, so Kaiser und Könige nur durch [illegible] Pabst. Dieser Gottesgewalt muß daher Alles unbedingt unterthan [illegible], d. h. in geistigen Dingen wurde der unbedingte Glaube, in welt[illegible]en Dingen der unbedingte Gehorsam die Seele des Christenthums,

und diese beiden Sätze verhalten sich allerdings wie Vorder= und Rü
seite derselben Münze. Das Erdreich, so weit Menschen wohnen, e
großer Kirchenstaat, das war das Ziel. Diesen Gedanken durch d
Macht, welche der Glaube verleiht, durchzuführen, das war die Aufg
aller Kämpfe des Pabstthums jener Zeit gegen die Denker wie ge
die Machthaber.

Unter den Denkern jener Zeit leuchtete vor Allen Peter Abäla
aus Palais bei Nantes in Frankreich (1079—1142). Der gefeiert
Lehrer der Theologie und Philosophie in Paris, der ruhmgekrönte S
sieger aller seiner geistigen Gegner, ging er von dem Satze aus: N
was man begriffen hat, kann man glauben. Also: der frei erkenne
und frei sich bestimmende Geist war das Prinzip seiner Lehre und sei
Lebens, war das Gegentheil also vom herrschenden Christenthume. H
mußte folglich ein entscheidender Kampf entbrennen. Bernhard von Clairva
war das mächtige Haupt, die geistige Macht der Kirche, die die
Kampf auf Leben und Tod führte, bis er mit Abälards Untergang se
Ende fand.

Unter den Machthabern jener Zeit war der deutsche Kaiser der g
fährlichste Gegner des Pabstthums. Seit langer Zeit hatte der Kam
schon hin und her gewogt. Er erreichte seinen Höhepunkt unter den Hohe
staufen, die mit Friedrich Barbarossa auf den Thron stiegen und m
Konradin auf dem Blutgerüste endeten.

Noch ein Drittes zeichnet den Character jener Zeiten, in wel
das Leben unseres Helden fällt. Die Schwärmerei der Christenheit f
das heilige Grab, das mitsammt dem größten Theile des einst christli
Morgenlandes in die Hände des Islam gefallen war, rief einen Kreuz
nach dem andern hervor. Durch dieselben war insbesondere Venedig z
Höhe seiner Macht und seines Glanzes gelangt. Aber auch die ande
lombardischen Städte hatten unter der Gunst der Verhältnisse und b
der Ferne der vielbeschäftigten zum Theil schwachen deutschen Köni
ihre Selbstständigkeit so sehr gefördert, daß der reichsfreie Adel d
Bürgerrecht jener mächtig gewordenen Communen suchte, denen zu Re
bliken nur noch der Name fehlte.

In diese Zeit fiel die Jugend Arnolds von Brescia,*) von der m
übrigens nichts wissen, da die Erbitterung seiner Feinde Alles, was se
Andenken fortpflanzte, bis zur Vernichtung verfolgte.

Dem geistlichen Stande geweihet, umwogt von diesen großartig
Kämpfen der Zeit, einen flammenden Geist in sich selbst entwickelnd, finde

*) Zu Anfang des 12. Jahrhunderts muß er geboren sein. Näheres i
nicht bekannt.

Arnold zunächst fern von seiner Heimath — in Frankreich. Abälard, ...erlauf seiner Kämpfe gezwungen und vom Unglück seiner Liebe He... getrieben — war in Waldeseinsamkeit als Einsiedler gezogen und ... aus Schilf und Rohr ein Bethaus sich gebaut, dem „Paraklet," ...röster, dem heiligen Geiste geweihet. Kaum war's bekannt geworden, ...gen seine Schüler ihm nach und lauschten den Lehren des außer...lichen Mannes. Unter ihnen war Arnold. So groß ist der ...heit Macht über reine Seelen, daß sie durch sie Eines werden. ...Schüler Abälards ward sein glühender Freund. Fand doch Arnold ..., was wie Ahnung in seiner Brust gelegen, durch Abälards Lehren ...ossen, bewahrheitet, in seinen Folgerungen verdeutlicht. Das Prinzip ...reien Geistes führte ihn zum Grundsatz der Willensfreiheit, der Selbst...mmung, des freien Menschen, der freien Völker; das war ihm ...ion, Religion, die er aus den Worten und Thaten Jesu und der ...el las, und in ihr sah er die Erfüllung des Christenthums.

Gesättigt an dieser Lebensquelle, und entschlossen, die Religion in ...r Brust durch die That in das Leben zu übersetzen, zog Arnold um ... Jahr 1128 nach Brescia heim.

In Brescia ward Arnold Mönch, und nahm das Amt eines Lectors ...enn nur so gewann er das Recht, auf Kanzel und Markt, in Feld ... Wald das Evangelium zu predigen. Das Evangelium Jesu war ...aber die frohe Botschaft von der Freiheit, der einen und untheil...., aus des Menschen göttlichem Geiste wiedergeboren und eingeführt ...e Welt als die Religion des Lebens. Es war ihm das Gegen...dessen, was das herrschende Christenthum war. Aller Orten floß ...vangelium von seinem beredten Munde, die Herzen flogen ihm zu, ...rei Punkte lenkte er Blick und Willen der Menge: 1) Dem Pabst, ...Kirche gebührt keinerlei weltliche Herrschaft; „Mein Reich ist ...t von dieser Welt," sprach Christus, so sollen die Nachfolger ...sprechen und danach thun: die weltliche Macht gebührt allein dem ...haupte des Staates. 2) Dem Menschen ist Geist aus Gott gegeben, ... den er denken, erkennen und sich bestimmen soll: kein blinder Glaube, ... blinder Gehorsam, sondern freie Selbstbestimmung des Einzelnen ... der Gemeinschaft! 3) Die Priester, durch Reichthum, Unwissenheit ...Wohlleben verdorben, sollen weltlichen Besitz nicht weiter haben, als ...hrem Unterhalte nöthig, sollen heilig sein in ihrem Wandel und ein...het in die Wissenschaft.

Nur in den lombardischen Städten war es möglich, daß solche Lehren ... Zeit lang gehört wurden.

Die zweite Lateransynode zu Rom, 1139, legte dem Reformator ...eigen auf und verbannte ihn aus Italien.

1*

Arnold ging nach Frankreich zu — Abälard. Dieser Held
rade im Entscheidungskampfe mit seinen Gegnern. Arnold theilt
Kampf und Gefahr. Aber der allmächtige Bernhard von Cl
nach seinem Tode der „Heilige“ genannt, den der Pabst selbst
schnaubete wider sie, wie Saulus einst gegen die ersten Christen
ehrliche Kampf, Gründe gegen Gründe, hatte aufgehört. Unterge
Behauptungen, Verläumdungen jeder Art, Vertreibung aus eine
ins andere, inmitten einer fanatisirten Bevölkerung stets mit
des Lebens — das war zuletzt der Character der Kämpfe „
Männer gegen die „Ketzer“. Bernhard hatte endlich vom
Innozenz II. den Befehl an die Bischöfe erwirkt, „Peter Abäl
Arnold von Brescia, die Bekämpfer des katholischen Glaubens
Klöstern gesondert einkerkern und ihre Schriften verbrennen
(1140). Letzteres geschah; Ersteres vereitelten beide dadurch,
sich trennten und entwichen. Abälard begab sich gen Rom, u
Sache dort selbst zu vertreten, starb aber unterwegs beim Ab
in Clugny, ein gebrochener Greis, nachdem er mit der Kirche
söhnt, am 21. April 1149.

Arnold, aus mehreren Freistädten von Bernhard weggehe
endlich nach — Zürich, wo er unter dem Namen Leeman von
anhub das Evangelium zu verkündigen, indem er sich überall
Volk überhaupt, und an den sogenannten gemeinen Mann insb
wendete. Wie ein Feuerschein des Nachts weithin leuchtet, so
alsbald seine Religion der Freiheit weithin in der Schweiz, in
und in Schwaben. Der Trotz der Urkantone gegen Bann und
acht, und ihr Entschluß, sich selbst zu schirmen, gab davon bald sp
Zeugnisse; der Boden hatte den Samen aufgenommen, von
später Zwingli und seine Streitgenossen ernteten.

Inzwischen war die politische Bewegung in Italien gewachse
Wellenschlag der herrschend werdenden Meinung trug Arnolds
der ewigen Roma zu, die sich erinnerte, was sie einst gewese
bestätigte endlich Arnolds Lehre, daß ein Priester kein Recht po
Herrschaft habe, durch die That. Der Adel Roms setzte den
als oberste Staatsgewalt ein! Ihm sollte der Pabst alle weltlic
ständigkeiten übergeben, und, nur geistlicher Bischof von Rom,
seinem Unterhalte nöthig sei, aus Zehent und freiwilligen Ga
Gläubigen empfangen. Der Pabst in seiner Noth wandte sich
deutschen König Konrad III., Hülfe begehrend gegen solchen Hoch
Volk und Senat wandten sich ebenfalls an ihn, alles politisch
in seine Hände legend, und luden ihn ein zu kommen
Krone des Weltreiches zu empfangen, und von Ro

zu herrschen. Konrad wünschte wohl die Priestermacht, seinen Rival, zu beschränken, aber er war zu schwach, eine kühne That zu thun: indem er beiden nicht entsprach, verdarb er es mit beiden, und eine weltgeschichtliche Krisis ging resultatlos vorüber. Werkzeug der Priester, beschloß er statt dessen einen Kreuzzug, der obenein mit Unglück endete!

Pabst Lucius II. stürmte mit gewaffneten Schaaren das Capitolium; er ward geschlagen und starb an seinen Wunden. Eugen III., sein Nachfolger, floh mit den Cardinälen aus Rom (1145).

Statt seiner zog nun Arnold ein, und leitete zehn Jahre die Römische Republik. Der altrömische Freistaat verjüngte sich, die Volkstribunen standen wieder ein für die Rechte des Volkes, das römische Recht ward heraufbeschworen und der Versuch gemacht, die christlichen Römer rasch für den Freistaat zu erziehen. Aber kaum waren zwei Jahre ins Land, so hatte die Reaction, die in dem Aberglauben der Menschen ihre Wurzeln schlug, das Haupt schon stolz erhoben. Eugen III. kehrte nach Italien zurück und that Arnold in den Bann — freilich für den Augenblick noch erfolglos.

Da starb Konrad III., und Friedrich Barbarossa folgte ihm (1152).

Friedrich zeigte sofort dem Pabste seine Wahl an, und dabei anerkannte er freiwillig die Heiligkeit des Pabstthumes und die Verpflichtung es zu schirmen.

Rom aber ließ ihn durch Uebersendung einer Denkschrift, in welcher die Nothwendigkeit und Christlichkeit der Scheidung geistlicher und weltlicher Gewalt dargelegt war, einladen, in diesem Sinne römischer Kaiser, Herrscher des Weltreiches zu sein.

Friedrich, mit dem Schwerte wohlvertraut, verstand Arnolds großen Gedanken nicht, oder fürchtete sich vor dessen Durchführung: er schloß dagegen einen Vertrag mit dem Pabste dahin, daß er mit Rom nicht Frieden schließe ohne des Pabstes Zustimmung, daß er dagegen in Rom sofort als Kaiser gekrönt, und durch die kirchlichen Mittel (!) gegen jeden Reichsfeind geschützt werde. So machte der gepriesene mächtige Kaiser sich zum Vasall eines Priesters.

König Friedrichs Heerfahrt nach Italien erfolgte 1155. In Pavia, der alten Hauptstadt Lombardiens, empfing er die eiserne Krone dieses Landes. Dann zog er weiter. Brennende Städte bezeichneten seinen Weg: denn was auf seinem Rechte beharrend dem Königlichen Absolutismus sich nicht sofort fügte, ward niedergeworfen. So nahete er Rom.

Inzwischen war ein Bettelknabe aus England, Nicolas Breakspear, unter dem Namen Hadrian IV. 1154 Pabst geworden: ein kluger, energischer Mann. Er fand den Boden des Glaubens schon soweit wieder

vorbereitet, daß er das äußerste Mittel anzuwenden wagen ... das Interdict. An Anlaß fehlte es nicht. Ein Interdict ist ... Entsetzliches für Stadt und Land, das daran Glauben hat. Da ... keine Glocke, da öffnet sich kein Gotteshaus, da zeigt sich kein Pri... da wird keine Messe gefeiert, dem Sterbenden kein Sacrament ge... da ist Furcht und Grauen ausgegossen über die Bevölkerung, der S... der göttlichen Gnade, die allein Leben und Seligkeit giebt, ist ... schnitten: Fluch nur und Verderben liegt auf Land und Menschen. ... versiegen die Brunnen und hören die Fontainen auf zu springen — ... die Röhre, durch die sie mit Wasser gespeist werden, plötzlich abgebro... wird. Das hieß der Zeit also an den Puls gefühlt! Und Hadr... hatte sich nicht verrechnet. Das Volk hatte mehr Glauben als Einsi... das Interdict hatte Wirkung (nur wenige Priester widersetzten si... Arnold mußte fliehen, Rom war unterworfen, es huldigte dem Pa... und der König nahete, seinen ehernen Fuß der begrabenen Republik ... den Nacken zu setzen.

Verlassen vom Volke floh Arnold am 23. März 1155 von R... einsam in die Abruzzen. Ohne religiöse Freiheit giebt es keine wa... politische Freiheit. Das war Arnolds leitender Gedanke von je gewes... Sein und Roms Schicksal war ihm eine neue traurige Bestätig... dieses Satzes.

Noch aber lebte Arnold, und für Hadrian war Arnold die römi... Republik. „Vor diesem Manne," sagte der Pabst, „dem alle Glück... güter gleichgültig sind, ist das Pabstthum nicht eher sicher, bis die Ti... seine Asche ins Meer getragen." Der König Friedrich, zu Allem ber... um nur die Krone zu empfangen, nahm auch die Bedingung an, vor... den Arnold ihm zu überliefern. Der König schien es fast, gleich de... Bügelhalten, wie eine Artigkeit zu betrachten, diesen Wunsch zu erfülle... zumal er Arnolds geistige Bedeutung wohl nicht gekannt hat. Er san... Mannen aus, und bald war Arnold in Campanien, wo er bei Ed... leuten unzureichenden Schutz gefunden, gefangen und eingebracht. A... 18. Juni 1155 in der Frühe, als die Sonne über Rom aufging, flamm... vor der porta del popolo ein Scheiterhaufen auf, an dessen Kreuze... stamm Arnold endete.

Hadrian, der Pabst, hatte nun Ruhe. — Arnolds Asche floß als... bald mit der Tiber in das Meer, und Friedrich empfing aus Hadrian... Händen die Kaiserkrone.

So steht Arnold, dieser Ahnherr der Reformatoren, eine gewaltig... Gestalt, vor unsern Augen, und giebt Allen, die in seinen Zügen lese... können, genug zu denken. Die Wahrheiten und Schönheiten solche... geschichtlichen Gestalten — sie fallen uns von selbst in Auge und Herz

m schließe ich und frage in Anwendung auf ihn nur mit dem
er:

„Wofür sie muthig alle Waffen schwangen,
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? Trotzte hier ein klarer Blick
Ins Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
Wars Liebe für die Heilige, Erkannte,
Die heißer als der Scheiterhaufen brannte?
Wars von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem er gefolgt auf seinen Schreckensbahnen?
Mehr nicht, — doch soll den Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.
O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben!“

II. Johann Wykliffe.

1324—1384.

Wenn es hundert Päbste gäbe, und alle Brüder (d. h. Mönche) Kardinäle wären, so dürfte man ihrer Meinung in Glaubenssachen nicht anders einen Werth beilegen, als sofern sie sich auf die Schrift gründet.
Wykliffe.

Wandle thalauf oder thalab im sommerlich schönen Gebirg, Du in beiden Fällen dieselbe herrliche Natur schauen, dieselben Gesetze ten, dieselbe Schönheit bewundern, denselben Geist der Kraft und sicht in Dir erstarken fühlen. So ists auch mit dem großen Ge- der Geschichte. Schon ein einziger Blick, von erhabenem Stand- e über die von der Morgensonne des aufgehenden Tages erleuchteten des Völkerlebens geworfen, — und die Seele gewinnt ihren Glauben e Menschheit wieder; aber wandernd durch alle die Tiefen und Höhen, nen das geschichtliche Leben auf- und niederwogt wie Wellen der ge, überzeugen wir uns von der unerschöpflichen Herrlichkeit des s, dessen edle Gestaltungen nur um so heller leuchten, je dunkler eiten Hintergrund ist, auf dem sie stehen.

So wandern wir im Geiste heute einmal in das 14. Jahrhundert, England, in die Zeit König Eduard III. Als der schwache König

Eduard II. 1327 durch die Intriguen einiger Höflinge abges[...] im Kerker dann auf schreckliche Weise ermordet worden war, Eduard III. den Thron (1327—1377), mit dessen Regieru[...] neue Wendung der englischen Geschichte begann. Er machte S[...] von England abhängig, er führte lange und siegreiche Kriege mit[...] reich, das erhöhete Nationalleben machte öftere Parlamente not[...] es bildete sich ein Oberhaus aus Adel und Geistlichkeit, ein U[...] aus den Vertretern der Städte. Der Tribut an den Pabst wu[...] gehoben, Handel und Industrie gewannen einen großen Aufschw[...] nationale Sprache trat an die Stelle der französischen; kurz[...] eine Zeit der kräftigen Reformen Englands, die Vorbereitung[...] Größe, die es später erreichte.

In dieser Zeit des sich neu gestaltenden englischen Volksleb[...] auch das Wirken eines Mannes auf unmittelbar religiösem Gebie[...] beabsichtigten Reformen eine entsprechende religiöse Ergänzung de[...] Volksverjüngung geworden sein würde, wenn die herrschende[...] schon zu der Erkenntniß gelangt gewesen wäre, daß das wahre[...] wohl aus der Quelle geistiger Volksbildung fließt.

Johann Wykliffe, so genannt nach seinem Geburtsdorfe Wy[...] Richmond in der englischen Provinz York, ist dieser Mann. [...] Kindheitsgeschichte ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß er i[...] 1324 geboren worden, von niedriger Herkunft war, und von se[...] tern dem geistlichen Stande gewidmet wurde. Seine gelehrte[...] erhielt er auf den Schulen zu Oxford. Hier ward er in der[...] lischen Philosophie erzogen, der allgemeinen Vorschule der S[...] jener gelehrten Theologie des christlichen Mittelalters, in we[...] eigentliche Religiosität, die Religion des Herzens, wie in einem[...] pfungsapparat aufgeht in spitzfindigen Grübeleien über tausend bl[...] gen. Hand in Hand mit dieser Art von Religionswissenschaft g[...] glänzende Kultus des mittelalterlichen Christenthums, der die S[...] rauscht und durch die Lehre von den guten Werken, jenen äu[...] Verdiensten, die auch, ohne daß das Herz dabei mitopfert, Heil[...] sollen, alle Sittlichkeit untergräbt. Jene Wissenschaft und diese[...] — und in beiden war Wykliffe erzogen — wirken auf die inne[...] kraft des Christenthums wie Mehlthau auf die frische Pflanze; [...] liert ihre natürliche Kraft und Schönheit, sie krankt und — wen[...] sie erlöst — stirbt sie. Die Heilkraft, welche in der Entwicke[...] Christenthums als Gegensatz dieses Giftes sich zeigte, war — die [...] Es darf uns nicht irren, daß „Mystiker“ heutzutage kein emp[...] Ausdruck ist, ja die Mystik, wo sie einseitig und extrem auf[...] ebensogut eine Krankheit, als jene Erscheinung, die geschichtlich

theilt wurde. Die Mystik ist diejenige religiöse Richtung, die sich in das Gefühlsleben der Seele zurückzieht: die Gottinnigkeit eines beschaulichen schwärmerischen Lebens. Sie legt keinen Werth auf die Gymnastik des Verstandes an sich, und die äußere Werkheiligkeit ist bei ihr unmöglich. Je mehr nun das Christenthum sich veräußerlichte, desto mehr mystische Richtungen und Bestrebungen zeigen sich in seiner Geschichte, Symptome des natürlichen Heilprozesses. Die Katharer, Waldenser, Albigenser und viele andere christliche Secten haben ihren Ursprung aus diesem Gegensatze.

Auch Wykliffe wurde theils durch die Verhältnisse, unter denen seine Bildung geschah, theils durch seinen eigenen guten Genius in diesen Gegensatz gestellt, aber von letzterem nicht in mystische Verirrungen geführt, sondern er schlug den richtigen Weg ein, nämlich nach der höheren Einheit von Scholastik und Mystik, wo Verstand und Herz, gleich thätig und gleich befriedigt, echte Religiosität hervorbringen, die auf höherer Potenz und in kranker Umgebung natürlich reformatorisch wirkt, — reformatorisch wie Wykliffe.

Schon als junger Mann fühlte und erkannte Wykliffe, daß etwas faul sei im Reiche Christi. Wußte er auch noch nicht die letzten Gründe dieser Krankheit, so sah er doch manche ihrer Symptome. Er beschloß sie zu studiren und zu heilen: das sollte sein theologischer Beruf sein. Er sah das Afterchristenthum eines einfältigen, bigotten Volkes, er sah es im Spiegel der Bibel, auf deren Studium er in seinen höheren Bildungsjahren gekommen war. Durch die Bibel das Volk zu dieser Selbsterkenntniß zu führen, und dann durch weitere Bildung und Veredlung desselben ein Abbild des Urchristenthums herzustellen, das war sein Plan, sein bestimmter frühzeitiger Vorsatz, darin sah er die Aufgabe eines wahren „evangelischen Lehrers“, welchen Beinamen er sich bald erwarb.

Den ersten Anlaß zu Wykliffes öffentlichem Wirken gaben die Bettelmönche. Dies alle christlichen Lande beherrschende Mönchthum, vom Pabste der allgemeinen Gerichtsbarkeit entzogen, trieb sein Unwesen auch an der Universität Oxford, und bemächtigte sich namentlich eines verderblichen Einflusses auf die studirende Jugend, was zu Aergerniß und Zwiespalt führte. Die Universität verklagte den Orden beim Parlament, aber bei der Macht des Pabstes ohne Erfolg. Da trat 1360 Wykliffe mit einer Schrift „wider die starken und wohlhabenden Bettler“ auf, und zeigte aus der Bibel den Unterschied zwischen der apostolischen Armuth, in der Jesus und seine ersten Nachfolger gewandelt, und der „Armuth“ der damaligen Bettelmönche. Danach erschienen die Letzteren als schwelgerische Müßiggänger, als Blutsauger und Verführer gegenüber der apostolischen Arbeitsamkeit und Aufopferung Jesu und seiner Jünger. Die

Wirkung dieser Schrift war der stille oder laute Beifall der Besseren, Haß und Erbitterung der Mönche und ihrer mächtigen Partei. Die Universität belohnte ihn durch Ertheilung der Magisterwürde!

Wykliffe fuhr fort in diesem Sinne durch Schrift und Wort zu wirken, und da sein Character und Leben seiner Lehre entsprach, gewann er immer mehr Achtung, selbst bei Gegnern. Im Jahre 1365 erwählte ihn daher der Erzbischof von Canterbury, der die Parteien gern versöhnen wollte, zum Vorsteher eines Collegiums an der Universität. Der Erzbischof starb aber bald, und sein fanatischer Nachfolger hatte nichts Eiligeres zu thun als Wykliffe wieder abzusetzen. Wykliffe appellirte an den Pabst und die Sache verschleppte sich.

Inzwischen verlangte Pabst Urban V. die Zahlung des sogenannten Peterspfennigs, einen von Johann ohne Land bewilligten jährlichen Tribut, an den päbstlichen Stuhl, den Eduard III. 1365 verweigerte. Der Pabst drohte dem König mit Bann und Interdict. Das Parlament trat auf des Königs Seite. Ein Mönch schrieb eine spitzfindige Schrift über die Verpflichtung des Landes den Tribut zu zahlen, Wykliffe schrieb gegen ihn und bewies aus Schrift- und Vernunftgründen, daß der Pabst im Unrecht sei. Der Tribut hörte auf.

Der kühne Wykliffe mußte das entgelten. Im Jahre 1370 erließ der Pabst eine Bulle, durch welche er Wykliffe seines Amtes nun wirklich entsetzte. Die Universität belohnte ihn dafür dadurch, daß sie ihn zum Professor der Theologie erhob!!

Ist es interessant, dem wogenden Kampfe so großer Gewalten, wie sich hier gegenüberstehen, zuzuschauen, so ist es doppelt erfreulich, zu sehen, wie nicht nur das Recht siegt, sondern auch die hervorragenden Kämpfer, wie hier Wykliffe, persönlich gerettet, ja belohnt und dahin gestellt werden, wohin sie gehören. Denn was konnte Wykliffe erwünschter sein als ein Lehrstuhl an der Universität, wo er seine Auffassung des Christenthums der Jugend zu lehren Gelegenheit hatte, die bald selbstlehrend durch das Land und weit darüber hinaus verbreitet sein mußte?

Mit frischer Begeisterung hielt er nun Vorlesungen unter ungeheurer Theilnahme und Beifall. Er zeigte, daß der Verfall der Kirche vom Mönchthum herrühre, und griff dieses mit der schärfsten Kritik an, wie man sie noch nicht gehört hatte. Fälschung der Religion, Fabel für Gottseligkeit, Volksbetrug, Raub der zeitlichen Güter ist die Sache unserer Mönche, lehrte er. Sie lassen, sagte er, alles Vertrauen auf Pergamente und auf Gebete der Heuchler setzen, ziehen ihre Sagen den Geboten Gottes vor, leiten ihr Betteln fälschlich von Christus her, wollen über dem Meister sein und durch ihren Orden den Christen vollkommen machen, bauen auf Vorrechte und erdichtete Wunder, entehren die Leh-

n Sacrament des Altars u. s. w. Fünfzig Ketzereien und Irrthümer
: Bettelmönche legte er in einer öffentlichen Schrift nieder, und in
sem Geiste war seine ganze Wirksamkeit.

Wykliffe hatte immer auf Seite des Königs gestanden, und fand
r einen ausgezeichneten Mann zu seinem Beschützer. Dies war Jo-
nn von Gaunt, Herzog von Lancaster, Sohn Eduards III. In seinen
iden ruhete damals wesentlich die Verwaltung des Staates. Daher
ng es sich erklären, daß gerade Wykliffe 1374 einer der königlichen
sandten an den Pabst wurde, welche mit ihm über Abstellung gewisser
schwerden unterhandeln sollten, namentlich über die Besetzungen der
heren geistlichen Aemter, Besetzung derselben durch Ausländer, über die
Uberpressungen und dergleichen. Allerdings eignete sich Wykliffe dazu
ich deshalb besonders, weil er von Haus aus auch das canonische und
rtliche Recht studirt hatte. Bis 1376 dauerten diese Verhandlungen,
d was Wykliffe dabei über den römischen Hof gelernt, sehen wir aus
r Art, wie er nach seiner Rückkehr in Oxford auftrat. Er hatte früher
s Mönchthum als den letzten Feind bekämpft, jetzt wußte er, daß das
bstthum Träger, Centrum und Vorbild dieses Mönchthums war.
hner als je sprach er jetzt, griff Pabst und Pabstthum mit den un-
rmherzigsten Schilderungen, ja mit den ärgsten Ausdrücken an. Er
ar einer der Ersten, der den nachmals so gebräuchlichen Ausdruck Anti-
ist (Widerchrist, das Gegentheil von Christus, der Erzfeind Christi)
n ihm gebrauchte und ihn „den abscheulichsten Schafscheerer und Beutel-
neider" nannte.

Es ist irrig, wenn behauptet worden, Wykliffe habe sich nur aus
leidigtem Gefühl so heftig gegen Mönche und Pabst gewendet; er hatte
ja zuerst aus sittlicher Entrüstung angegriffen; aber es ist natür-
h, daß diese Heftigkeit ihm doppelte Feindschaft zuzog. Die Verfol-
ngen mehrten sich und sein Beschützer hielt es für gerathen, ihn von
m öffentlichen Schauplatze mehr zu entfernen, damit er, ruhiger vor
n Feinden, desto besser seinen Studien und Arbeiten in der Stille
chte leben können. Er erhielt die Pfarrei zu Lutterworth, im Bezirk
ncoln. Seine Feinde hatten inzwischen 19 Artikel, in welchen Wy-
ffe falsch lehre, dem Pabste übergeben und dieser erließ nun 1377
ehrere Bullen gegen Wykliffe an den Erzbischof von Canterbury, an den
ischof von London, an den König, und an die Universität Oxford. Er
b es in den Bullen hervor, daß Wykliffes Ketzereien auch staatsgefähr-
h (!) seien, befahl ihn gefangen zu nehmen, wenn dies nicht möglich,
n für einen Ketzer zu erklären u. s. w. König Eduard III. starb vor
ngang der Bulle im Juni 1377. Der Geist seiner Regierung in Be-
g auf den Pabst dauerte aber um so mehr fort, als der Pabst mehr

französisch gesinnt war, und Frankreich und England alte Feinde w
Bei diesem Widerstreben der weltlichen Gewalt wurde es mit der Gefa
nehmung Wykliffes nichts. Allein sein erbittertster Feind, der Bi
Courtney von London, ruhete nicht. Er lud den „Ketzer" wenig
vor, damit er sich von den Ketzereien, die ihm schuld gegeben w
rechtfertige. Die feierliche Versammlung, in der es auf Verurthei
und Festnehmung des Erzketzers abgesehen war, fand in der Pauls
zu London statt, am 13. Febr. 1378. Wykliffe erschien unter
heurem Zudrang der Menschen. Ihn begleiteten der Herzog von
caster und der Lordmarschall Piercy. Als die Anklage verlesen w
sollte, verlangten die Lords für Wykliffe einen Sitzplatz während
Verhandlungen. Der Bischof verweigerte es. Es kam zu Dispu
Tumult. Der Herzog überschüttete den Bischof mit Drohungen,
aber endlich mit seinen Anhängern flüchten. Das Ketzergericht wa
durch aber vor der Hand vereitelt. Der Herzog und der Lord eilten
dem Parlament und forderten Genugthuung von den übermüthigen
laten. Der Pöbel, fanatisirt wie er war, stürzte nach den Paläste
Herzogs und des Lords, stürmte, verwüstete und plünderte sie.

Die wichtigsten Irrlehren, die man Wykliffe vorwarf, waren folg
Im Abendmahle, behauptete Wykliffe, sei Christus nicht selbst gegenw
Brod und Wein sei auch nach der Weihung noch Brod und
u. s. w. Ferner sei die römische Kirche nicht das Haupt aller Ki
und der Pabst habe keine andere rechtmäßige Macht als jeder a
Priester. Ferner sei die weltliche Macht befugt, der Kirche, wen
verbrecherisch sei, ihre Güter zu nehmen. Das Evangelium allein se
den Christen hinreichender Führer zur Seligkeit. Geistliche hätten
das Recht Sünde zu vergeben, aber nicht das Recht Gefängnisse
Bestrafung der Ungehorsamen zu halten. Päbstlicher und geistl
Bann, Excommunication, Censur, Interdict u. dergl., welche auf
mehrung der Kirchengüter zielen, seien an sich null und nichtig. S
mente, durch gottlose Priester verwaltet, seien ohne Kraft. Die Ze
seien Almosen, und die Gemeinden nicht verpflichtet, sie an go
Priester zu geben. Die Bettelorden seien gegen das Evangelium und
Aufforderung zum Müßiggang. Endlich sei es Sünde, wenn sich je
um päbstlichen Interdicts willen der Predigt, Gottesdienstes u.
enthalten würde.

Daß solche Grundsätze zu einer Befreiung der Kirche, zum
des Pabst-, Priester- und Mönchthums führen mußten, lag auf der
Die Priesterpartei bot daher Alles zur Unterdrückung auf, wurde
damals von der Regierungsgewalt im Zaume gehalten. Der B
Courtney machte indeß noch in Gemeinschaft mit dem Erzbischof

rsuch und lud den Ketzer in die Kapelle Lambeth bei London, fern der störenden Menge, zu seiner Verantwortung vor. Wykliffe er-n, und wirklich war man schon so weit gediehen, den Spruch der Ver-mmung zu thun: da stürzte das Volk in die Hallen des Tempels, ein er Tumult begann, und die erschrockenen Prälaten entließen eiligst Ketzer mit der bloßen Warnung, seinen Ketzereien zu entsagen.

So brachen sich die Wogen des Priesterthums damals am Felsen weltlichen Macht, die der sichere Hintergrund dieser Erscheinungen r. Wykliffe, ein echter Kämpfer, ward durch Hindernisse wie durch olge nur kühner. Im folgenden Jahre (1378) starb der Pabst, es begann nun die Periode, wo zwei Päbste gewählt wurden, die Rang und die Macht sich gegenseitig streitig machten. Gleich erschien Wykliffe eine Flugschrift „über die Spaltung der Päbste". Das war neuer Triumph.

Aber die Demüthigung sollte bald folgen. Zunächst brach sie in stalt einer schweren Krankheit über Wykliffe herein. Als er gefährlich niederlag, kamen die zudringlichen Mönche „seine Seele zu retten", h. durch seinen gehofften Widerruf ihre eigne Macht wieder zu stärken. der Sterbestunde wollten sie den Mann und die Welt um das ste seines Lebens betrügen. Sie irrten sich. Der schwache Mann tete sich vom Lager auf und rief: „nein ich werde nicht sterben; ich de leben, leben, um die Bosheit der Mönche zu verkündigen!" Die nche zogen ab, er aber genas und hielt, was er prophezeihet.

Unterdessen änderte sich die Luft bei Hof. Wenn die Politik nicht den wirklichen Verhältnissen und Bedürfnissen eines Landes und kes gesund erwächst, sondern auf Persönlichkeiten und deren Neigungen, sichten und Interessen beruht, so ist kein Verlaß auf sie. Auch ykliffe mußte das erfahren. Der Hof ließ ihn fallen, selbst der Her-von Lancaster zog sich allmählich von ihm zurück. Dazu kam, daß Erzbischof von Canterbury starb, und Courtney, Wykliffes erbittertster nd, sein Nachfolger wurde, also die höchste geistliche Stellung in gland einnahm.

Schon im Mai 1382 wurde Wykliffe von Courtney in das Kapuziner-ster nach Canterbury vorgeladen, um seine Ketzereien untersuchen zu en. Wykliffe wußte, was ihm bevorstand, ging nicht hin, sondern warf die Competenz des Erzbischofs und appellirte an die Universität. urtney, erbost über den frechen Ketzer, berief nun die Bischöfe seines rengels zu einer Synode, welche dann Wykliffes Irrlehren förmlich dammte. Dieser schrieb aber Vertheidigungsschriften, die ihm von nem Beifall erweckten und Freunde zuführten. Um ihm endlich an Kragen zu kommen, brachte Courtney einen Gesetzesvorschlag im

Parlamente ein, wonach die Richter befugt sein sollten, jeden K
ihrem Bezirk zu verhaften. Der Vorschlag fiel im Unterhause
Jetzt wandte sich Courtney an den König und erwirkte wirklich, d
gemeine Erlasse zur Verfolgung von Ketzern gegeben wurden.
rief aber allgemeine Entrüstung hervor; das Parlament protestir
der König zog seine Anordnungen zurück. Aber Courtney wußte
stens so viel durchzusetzen, daß auf Wykliffes Schriften gefahnd
wer Wykliffesche Meinungen vortrug, von der Universität entfernt
sollte.

Wykliffe zog sich daher ganz von der Universität zurück un
und wirkte nun blos in Lutterworth. Im Jahre 1384 wurde
Pabst Urban endlich nach Rom vorgeladen. Die Vorladung t
aber bereits auf dem Krankenlager. In seiner Kirche war
Schlag gerührt worden. Er beantwortete die päbstliche Einladun
mit einem mannhaften Sendschreiben an den Pabst und starb bald
an den Folgen jenes Schlagflusses, im 60. Lebensjahre.

Wykliffe geht aus von der Freiheit des menschlichen Erkenne
Wollens. Dieser Satz führt ihn unter Verwerfung der päbstlich
kirchlichen Autorität zu dem andern: Was in der Schrift gegrün
darf man glauben; Alles ist an ihr zu prüfen. Hieraus folgt,
die Bibel in der Hand jedes Christen wissen wollte, als die Regel
Glaubens und Lebens! Das Haupt der Kirche ist Christus. Die
ist mehr als Bisthum und Pabstthum. Den Pabst soll man abs
Die Kirche hat es nur mit geistlichen Dingen zu thun, das H
ist Sache der weltlichen Macht. Der Klerus ist dem weltlichen
unterworfen. Eines Priesters Werth hängt nicht von seinen Weihen
nation), sondern von seinem Leben und Wirken ab. Ablaßkra
Bilderdienst ist Gotteslästerung. Der Marien- und Heiligendienst i
götterei, nur Gott und Christus darf im Gebete angerufen werden.
Möncherei ist abzuschaffen. Die Sünde ist nicht etwas Positives
als solches erblich, sondern sie ist ein Mangel des Guten, hervor
aus dem Mißbrauch der Freiheit. Das Gute im Menschen ist
nicht Verdienst. Gesetz und Evangelium sind durch Glauben und
zu erfüllen. Wer sündigt, hat den Glauben nicht (eine Kraft des h
Geistes); „was nicht aus dem Glauben geht, ist Sünde."
von Jesus oder den Aposteln nicht ausdrücklich eingesetzt ist, das i
Sacrament. Die Lehre von sieben Sacramenten ist also ohne
das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, das Brod bleib
nach der Weihung Brod, die Beichte ist überflüssig, die Ohrenbeichte
nichts. Die Todtenmesse hilft nur die Säckel der Priester füllen.
feuer giebt es nicht. Die Ehelosigkeit der Geistlichen ist von Jesu

oten, aber Ehe aus Wollust oder Gütergier ist keine Ehe. Der nsch ist überhaupt nur nach seinem innern Werth und Wesen zu beeilen.

Das ist der Geist, in welchem Wykliffe wirkte. Man sieht leicht, er die Bahn bricht, in welcher die spätern Reformatoren wandeln. kliffe legte seine Ansichten in einer sehr großen Menge kleiner Streitiften nieder, die er theils in lateinischer, theils in englischer Sprache aßte. Das wichtigste ist der „Trialog“ in 4 Büchern. In der m der Unterredung wird darin systematisch im ersten Buch über ologie, im zweiten über die Schöpfung, im dritten über die Sitten-e, im vierten über die Kirche gehandelt. Unter dem Titel „der e Landmann“ schrieb er auch einen Katechismus. Sein Lieblings-k aber war — die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache, aus ünden, die wir vorhin gehört. Diese Uebersetzung wird als eine sehr e gerühmt, und war die gefährliche Waffe, mit der er das Pabstthum griff. Freilich war es nur Uebersetzung der Vulgata, jener lateinischen ersetzung der Bibel, die damals allein verbreitet war.

Das Gesammtwirken Wykliffes war sehr bedeutend, aber weniger f das Volk als auf die gelehrte oder doch gebildete Welt gerichtet. türlich! Wykliffe war kein Schwärmer, der mit einigen Glaubens-en oder angeblichen Wundern das einfältige Volk getäuscht oder unußt fanatisirt und zur Sectenstiftung hingerissen hätte. Das mystische en war bei ihm durch Klarheit des Geistes geläutert, durch starken llen zur That gedrängt. Demgemäß mußte er an die gebildete Welt, die studirende Jugend appelliren, und das that er. Es ist stets so, wahre Bildung sich denen zuerst allgemeiner mittheilt, die bisher n am weitesten, am empfänglichsten waren. Durch diese theilt sich der e Geist dann der noch ferner stehenden Masse in immer weiterem ellenschlage mit.

So bilden denn auch die Anhänger Wykliffes — die Wykliffiten — auch h seinem Tode keine Secte, sondern nur eine freie religiöse Richtung in Kirche. Aber ihre Saat geht auf in der Geschichte. Im Jahre 1395 r die Partei der Wykliffiten so stark, daß sie ihre Grundsätze formulirt rgab, und sich von der Kirche zu trennen begann. Aber die Verfolgen steigerten sich. Ein Hauptführer in London, Rector William unters, wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Im Jahre 1413 rden bei London gegen 40 Wykliffiten auf einmal erhängt und vernnt. Heinrich V. war mit dem Clerus in Verfolgung der Wyffiten einverstanden; der berühmte Lord Cobham mußte am Galgen en Glauben büßen und Hunderte hatten ein ähnliches Schicksal. Der bst verdammte eine Anzahl Wykliffitischer Schriften und ließ sie

öffentlich verbrennen. Sein Bann traf alle, die diese Bücher lesen, besitzen oder nur, ohne sie zu widerlegen, anführen würden. Das berühmte Kostnitzer Konzil verfluchte Wykliffes Andenken, richtete die Inquisition gegen seine Anhänger, und ordnete die Ausgrabung und nachträgliche Verbrennung seiner Gebeine an. Wirklich fand sich auch ein Bischof Richard Flemming von Lincoln, der 1428 diesen Befehl ausführte.

Vernichtet sollte alles werden, was an Wykliffe erinnerte. Und es ist wahr, blutig hat die Kirche seine Anhänger ausgerottet. Aber der Same war gestreut, er ging auf, wo und wie man es nicht gedacht. Wir werden sehen, wie Johannes Huß und die böhmische Reformation im wesentlichsten Zusammenhange mit dieser englischen steht, und es springt von selbst in die Augen, wie die wesentlichen Grundzüge jener von Huß, Luther und Zwingli erregten Bewegungen der Weise entsprechen, welche Wykliffe angestimmt.

So ist dieser treffliche Mann denn auch sowohl seinem persönlichen edlen Character nach, als auch in Bezug auf die mit ihrem Wellenschlag Jahrhunderte erfüllende religiöse Bewegung, deren vorzugsweiser Urheber er war, immer mehr anerkannt worden. Ist ihm doch 1837 zu Lutterworth ein Denkmal gesetzt worden, denn, den die Kirche verflucht, segnet die Nachwelt!

Lernen wir daraus, was in der Vorzeit stärkere Brüder mit schwächeren Waffen geleistet zu ihrem desto größeren Ruhm und der Nachwelt zu Frommen. Lernen wir daraus, was das lebende Geschlecht sich und der Nachwelt schuldet; und bleibt uns zur Zeit noch Vieles frommer Wunsch, so wissen wir doch, dem Gesetze der Bewegung kann niemand auf die Dauer widerstehen, und wie Goethe tröstlich sagt: „Die Zeit ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle 50 Jahre eine andere Gestalt.“

III. Johannes Huß.

6. Juli 1373—6. Juli 1415.

Die Wahrheit stirbt nicht in den Flammen.
J. Huß.

Die Kreuzzüge hatten ein neues Leben über das Abendland gebracht, [..]n Bewegung, sich selbst steigernd, auf die folgenden Jahrhunderte [..]rging. Das vierzehnte Jahrhundert empfing diesen galvanischen Strom [..] gab ihn weiter. Es war die Zeit, wo Italien groß war durch [..] Republiken und deren Handel und Macht, eine Zeit, wo dort die [..]ste blüheten und die Wissenschaften erwachten, wo in Paris die [..] Universität ihr Licht verbreitete und England die Wykliffitischen [..]igen Kämpfe durchlebte. Nur Deutschland war verhältnißmäßig [..]ck, oder genoß den Vorzug, daß die Vehme hier ihre finsteren Mächte [..] am furchtbarsten zur größeren Ehre des Christengottes entfaltet [..]e. Indeß, wie in den Bergen überall die verborgenen kleinen Quellen [..]en und ihre Bächlein zum mächtigen Strome werden lassen, so auch [..]Reiche des Geistes. Die deutsche Hansa blühete damals, und wie [..] Cultur ein Produkt des Geistes ist, so wirkt sie auch umgekehrt [..] die Förderung des Geistes zurück. Von den Alpen her leuchtete die [..] frei gewordene Schweiz (1308), und die Erfindung des Schieß-[..]vers fand eben seine erste Anwendung im Kriege, und verlieh diesem [..]en ganz veränderten Character.

Der erwachende wissenschaftliche Geist, von Fürsten gepflegt, erzeugte [..]mals die Universitäten. Der böhmische König und deutsche Kaiser [..]ndete in seiner Residenz Prag 1347 die erste deutsche Universität [..]idelberg, ein Jahr früher gegründet, blühete nicht) für Deutsche und [..]aven, oder für die vier Dialecte (Nationen) der Baiern und Sachsen [..]erseits, der Böhmen und Polen andrerseits, und bald zählte man in [..]rag 7000 Studenten. Es war natürlich, daß in einem solchen neuen [..]ntralpunkte das geistige Leben einen raschen Aufschwung nahm, daß es [..]glich in unmittelbaren Gegensatz und Kampf mit dem herrschenden [..]ristenthume trat.

[..] Konrad Stieckna, Domherr und Pfarrer zu Prag, predigte gegen [..] Wölfe in Schafskleidern, wie er die Mönche nannte, gegen die

äußerlichen Ceremonien zu Gunsten innerer wahrer Frömmigke die Laster der Zeit zu Gunsten freier Sittlichkeit, gegen den R zu Gunsten der unterdrückten Armuth. Die Priester schnaubte aber Karl IV. schützte den kühnen Prediger. Er starb 1369. noch schwärmerischeren, auf kirchliche Reformen gerichteten Geist sein Zeit- und Amtsgenosse Johannes Militz, Domprediger z Er legte seine Pfründe nieder, und freiwillig arm predigte feuriger gegen die Laster des Clerus und der Welt. Die Land beim Gottesdienst, das Recht der Ehe und weltlichen Besitzes Geistlichen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, waren die Forl die er denen des Stieckna zufügte, dessen Nachfolger im Amte Zweimal war er in Rom, einmal im Kerker, das andere Ma sprochen, doch starb er plötzlich nach seiner Heimkehr 1374 Schriften wurden später verbrannt. In gleichem Sinne w Prediger Janow, der in Paris gebildet, Beichtvater des Kaise Stellung benutzte, um die Bedürfnisse nach Reform im Verla einer Kirchenversammlung zusammenzufassen. Der Kaiser wa aber der Pabst that den Urheber des Antrags in Bann; Ja und starb später zu Prag, wo er wohl heimlich sich aufhiel Im Jahre 1378 starb übrigens Karl IV., und sein Sohn u folger Wenzel war ähnlichen Bestrebungen in mancher Hinsich In diesen Boden ward Huß gepflanzt.

Johannes Huß, ein Bauernknabe vom Böhmerwalde, aus bei Prachatitz, geboren den 6. Juli 1373, besuchte als Knabe d des letzteren Ortes, da er Gönner fand, die ihn unterstützten. studirte er in Prag, blieb an der Universität, erlangte 1393 academische Würde (Baccalaureus), welche ihn berechtigte phil Vorlesungen zu halten, empfing 1394 dasselbe Recht für die T wurde 1396 Magister und hielt im Geiste der damaligen S welche man, im Gegensatze zu den idealistischen Bestrebungen, stische nennen kann, philosophische Vorlesungen. Im Jahre 14 er Vorstand der philosophischen Abtheilung der Universität, 1402 an der Bethlehemskirche und Beichtvater der Königin Sophi Kirche war einzig in ihrer Art. Im Jahre 1391 hatten nä paar Prager Bürger die Kirche aus ihren Mitteln zu bauen l zu dem Zweck, daß in ihr das Wort Gottes in böhmischer gelehrt werden sollte. Erzbischof und König versahen sich davon v für Befestigung der Religion und hatten diese Stiftung bestä ihr wurde Huß Prediger. Sittlich rein in seinem Wandel, in seinem Wesen, standhaft in dem einmal Gewollten, durch Be beredt, belesen in der Geschichte der Heiligen, deren Märtyrer

cetischem Leben geführt hatte, gewissenhaft in Allem, hatte er diese
reiche Stellung erlangt, bis hieher ein getreuer Sohn der Kirche,
ußprediger wie Johannes, so daß alle Stände zu ihm gen Bethlehem
ten.

Im Jahre 1403 mag es gewesen sein, wo Huß mit Wykliffes
iften durch Hieronymus von Prag bekannt wurde. Er fand sie
so ketzerisch, daß er das Verdammungsurtheil über sie gerechtfertigt
und sie zu verbrennen forderte, wo sie sich fanden. Hieronymus
Faulfisch, oder Hieronymus von Prag, wie er gewöhnlich heißt, war
altem Adel und Ritter an König Wenzels Hof, hatte aber in Köln,
lberg und Prag Philosophie und Theologie studirt, predigte, obwohl
icht in den geistlichen Stand trat, war Lehrer der Theologie an
Universität, ungestüm von Character, und übertraf Huß, wie an
rsamkeit so an Beredtsamkeit, und genoß so großen Rufes, daß der
g von Polen ihn berief, die Universität Krakau zu gründen. Auch
ngland war er gewesen und in Ungarn und hatte — ein Hutten
Zeit — mit Wort und Schwert dreingeschlagen, und es für ein
nges geachtet, einmal im Kerker dafür zu büßen. Dieser Mann
ndete überall Wykliffes Lob und das Stichhaltige seiner Lehren.
us entspann sich eine Reihe von Streitigkeiten, die oft drollig arteten.
Beispiel kamen Engländer an die Universität, welche in den Di-
tionen Wykliffitische Grundsätze glänzend vertheidigten, bis ihnen das
Universitätsbeschluß gelegt wurde. Da malten sie im Tanzsaale
Hauses zwei Bilder — Jesu Einzug in Jerusalem, ärmlich und
ruchslos, gegenüber einem Aufzug des Pabstes mit reichem Troß,
lleuten, Hellebardirern u. s. w. Huß empfahl die schönen Bilder,
Volk strömte hin, die Engländer aber mußten bald das Weite suchen.
war wie ein Necken der Vorposten im Kriege.

Politische und lokale Intriguen spielten dazwischen. Am folgereich-
aber ward ein Universitätsstreit. Da nämlich die Polen zu den
schen hielten, so hatten diese drei Stimmen gegen die Böhmen, und
der Selbstständigkeit der Universität mußten die Böhmen überall
liegen, sowohl, wenn es Stellen und Pfründen galt, als auch in
Vertheidigung Wykliffitischer Grundsätze gegen die Deutschen, die
n nichts wissen wollten. Endlich gelang es den Böhmen, den König
estimmen, eine Aenderung zu treffen. Er gab, der Stiftung gemäß,
Böhmen drei Stimmen, den Fremden eine Gesammtstimme, wovon
Absetzung vieler Beamteten die Folge war, deren Stellen an Böhmen
ben wurden. Man hatte Huß in die Sache verwickelt, er ward
Rector der Universität. Aber die Folge und die Absicht war:
wurde unbeliebt beim Volke, denn da die Fremden, viele Tausende,

Prag verließen, so wurden die Bürger erbittert, indem Verdienst
Handel stockten (1408—1409). Die niedrigste Angabe der Zahl der
Prag verließen, ist 5000, nur 2000 Studenten blieben zurück.
gingen vorzüglich nach Leipzig und andern eben entstehenden Hochsch
der Glanz der Prager Universität war erloschen, und Huß sel
deutschen Landen verhaßt geworden.

Der Streit ward ernster. König Wenzel in Uebereinstimmun
den Cardinälen erklärte sich gegen Pabst Gregor XII., der dam
Rom residirte, während sein Gegenpabst Benedict XIII. in Avign
befand. Das Concilium zu Pisa war eben im Werden, durch
der Scandal des Doppelpabstthums sollte beendet werden. Erz
Sbinko von Prag, dem Gregor treu, trotzte aber dem Könige,
alle Geistlichen mit Amtsentsetzung bedrohen, welche von Gregor a
würden, insbesondere Huß. Wenzel hatte aber als römischer Kö
reits den römischen Stuhl für erledigt erklärt, hatte Gregor den Ge
gekündigt und drohete in Böhmen Allen, die dies nicht anerkannte
Verhaftung. War's mit der Hierarchie kein Spaß, so war's mit
noch weniger gut Kirschen essen. Dieser rauhe, feste Character,
gesinnt, aber die Pfaffen verfolgend, mit denen er in Böhmen im
Hader lag, war sehr wenig wählerisch in seinen Mitteln zum
Jagd und Turnier war seine Passion; er war der eigensinnigste T
wenn auch meist in der Absicht Gerechtigkeit zu üben. Den Pal
Erzbischofs gab er einst, weil er wegen Fischfangs von ihm Unre
litten zu haben glaubte, der Plünderung preis. Nachts zog er m
waffneten aus, drang in Häuser der Geistlichen, und stellte Letztere
er sie mit liederlichen Dirnen betroffen, sammt diesen am Prange
Der Scharfrichter, den er seinen „Gevatter" nannte, und eine
großer Hunde waren seine gewöhnlichen Begleiter. Mit den B
des Reichs lag er in Fehden. Als sie sich weigerten, verpfändete
güter herauszugeben, berief er sie zu einem Landtage. Hier wur
einzeln in ein schwarzes Zelt geführt; gaben sie nach, war es gu
gerten sie, so wurden sie in ein rothes Zelt geführt und geköpft
Streite mit dem Erzbischof, der sich belagern ließ, ehe er zugab,
Wenzel das Capitel der Domherren, auf wessen Rath das geschehe
der Dekan in gereiztem Tone sprach, schlug ihn der König bluti
Offizial Puchnik und Vicar Johann Pomuck ließ er foltern, pein
mit eigner Hand mittelst der Fackel, ja ließ, wie man sagt, ihn
von der Prager Brücke ins Wasser stürzen, wenigstens wird er als
Nepomuck und Schutzpatron Böhmens seitdem verehrt. Der Ad
pörte sich endlich gegen Wenzel, nahm ihn gefangen, doch kam e
die deutschen Stände frei, welche Böhmen mit Krieg droheten.

Ein solcher Mann war es, unter dessen Herrschaft Hussens Leben und, wie ich zuletzt bemerkte, jener Streit mit Sbinko. Huß hielt m mit dem Könige, und Sbinko hätte ihn gern vernichtet, weil er r mehr gegen den Clerus eiferte. Huß wurde verklagt, aber Wenzel ortete: „So lange der Magister wider uns Laien predigte, da habt euch darüber gefreut; jetzt ist die Reihe an euch gekommen, so t ihr's auch zufrieden sein." Das Concilium von Pisa entsetzte or und wählte Alexander V. zum Pabst — d. h. Sbinko unterlag öhmen und Huß gewann.

Aber Sbinko ruhete nicht. Er verklagte Huß nun beim neuen e, der sofort (1410) eine Bulle ergehen ließ, wonach in Prag nur Pfarr= und Klosterkirchen (die Bethlehemskirche war nur Capelle) digt, die Wykliffitischen verdammten Sätze nicht gelehrt, die Zu= rhandelnden als Ketzer bestraft, auch die Wykliffitischen Schriften ächst vernichtet werden sollten. Alexander starb indeß schon im , und Sbinko fuhr säuberlich mit Huß. Im Juni rückte Sbinko und forderte die Auslieferung der Wykliffitischen Schriften, und ver= Huß in seiner Kirche zu predigen. Das erregte Sturm. An 200 er wurden abgeliefert, auch Huß brachte sie, jedoch mit der Bitte, die Irrthümer zu zeigen. Aber des Erzbischofs Collegium hielt sich it nicht auf, sondern bestimmte die Bücher fürs Feuer. Wirklich rden am 16. Juli 1410 die sämmtlichen Bücher im Hofe des erz= höflichen Palastes verbrannt. Der Sturm nahm zu. Prag kam in ruhr. Huß kehrte sich nicht an das Verbot und predigte weiter. an will Euch Böhmen Wahrheiten vorenthalten, die andere Völker n erleuchten, denn in der Finsterniß läßt sich der habsüchtigen Pfaffen tel am leichtesten füllen" — so ruft er aus. „Werdet Männer zerreißt ihre Ketten wie Halme." Er nennt es eine Schande, daß Bücher verbrannt seien, aber „die Wahrheit sterbe nicht in den mmen," es sei ein Vandalismus. Man sieht, wie sehr Wykliffes ist allmälig in Huß übergegangen war. Bewaffnete sammelten sich r der Kirche, es kam zu Mordthaten. Die Besitzer der Bücher klagten f Schadenersatz, der König bestätigte diese Forderung, der Erzbischof igerte sie; der König gab Magistrat und Rittern Vollmacht zur Exe= tion nach damaligem Brauch. Die Einkünfte der Verurtheilten wurden it Beschlag belegt, Kostbarkeiten aus Kirchen und Klöstern genommen, istliche verjagt und dergleichen. Hieronymus von Prag predigte Wy= ffes Grundsätze, und ließ drei Mönche, die dagegen eiferten, in den rker werfen, einen in die Moldau stürzen, aus der er mit genauer th noch gerettet wurde. In solchem kleinen Krieg zog sich die Sache n, und da die Universität Bologna auf Befragen sich gegen die Bücher=

verbrennung ausgesprochen, so blieb dem Erzbischof nichts übrig, a
rufung an den Pabst.

Da ward Huß denn nach Rom beschieden, und ging er, |
sein Schicksal gewiß. Daher ließ der König ihn nicht ziehen, f
im Einverständniß mit Adel, Universität und Bürgerschaft gin
Deputation nach Rom, um die Sache zu Gunsten der Reform
gleichen. Rom antwortete mit dem Bann über Huß, mit Interdic
jeden Ort, wo er predigen würde, mit Schließung der Bethlehem
und der Vertheidiger, den Huß der Legation für sich beigegeben,
in den Kerker geworfen. Das war im Anfang des Jahres 1411

Die Gährung stieg; der Bann hatte keinen Erfolg; die ang
sten Männer erklärten sich für Hof und Reform, aber die Par
lungen droheten größere Gefahr denn je. Da vermittelte König
den Frieden. Man unterwarf sich einem Schiedsgerichte von 10
teiischen Männern, nach welchem die Gewaltthätigkeiten gegen den
aufhören, Sbinko dagegen erklären sollte, daß ihm in Böhmen
Ketzerei bekannt sei, und so sollte er nach Rom berichten. Sbinko
es ward äußerliche Ruhe; Huß bewies durch sein vor der Universitä
legtes Bekenntniß, daß er ganz mit der Kirchenlehre stimme, nur
die hierarchischen Uebergriffe protestire. Der Bericht nach Rom
übrigens nicht ab, denn Sbinko starb, und sein Nachfolger Albre
stiller Mann, war froh, daß Ruhe eingetreten.

Diese „Uebereinstimmung" erklärt sich freilich nur daran
Huß einen andern Begriff von Christenthum und Kirche hatte al
selbst. Denn, wenn er „diejenigen, welche wegen eines mens
Bannes aufhören zu predigen oder das Wort Gottes zu hören,
communizirt und am jüngsten Tage als entlarvte Verräther C
in seinen gleichzeitigen Schriften erklärt; wenn er behauptet, d
einem Diakonus und Priester auch ohne päbstliche oder bischöfli
laubniß frei stehe zu predigen;" wenn er für einen „Ketzer" n
erklärt, „der durch Wort oder That der heiligen Schrift widers
ja wenn er endlich in einer Vertheidigungsschrift Wykliffes sagt,
dergleichen und alle ihm schuldgegebenen Irrthümer als solche ane
und widerrufen wolle, „wenn man ihn aus der Schrift
Vernunftgründen widerlegen könne" — so sieht ma
daß es bereits zu einem prinzipiellen Gegensatze zwischen Huß und de
schenden Christenthume gekommen war: es ist der Streit über di
Instanz, die höchste Autorität des Christenthums. Es gab dama
Prätendenten für diesen Thron: den Pabst, die Kirchenversammlu
Bibel, die Vernunft. Jeder hatte bereits seine Partei, und H
klärte sich für Bibel und Vernunft zugleich, weil er deren U

ıng voraussetzte, und so sehen wir hier aus Wykliffitischen Grund= das Fundament entstehen, auf welchem später Luthers und Zwinglis nation sich erbaueten.

Der Pabst sorgte indeß, daß der Friede in Böhmen nicht lange e. Die politische Geschichte jener Zeit zeigt ein chaotisches Bild Intriguen und Kämpfen, unter denen endlich der schlaue Ladislaus, von Neapel, ganz Italien mit Unterwerfung bedrohete. Da das l zu Pisa aus zwei Päbsten nun noch einen mehr gemacht hatte, r diese kirchliche Zersplitterung dem kühnen Eroberer nur günstig, er römische Pabst Johann XXIII. gerieth in große Gefahr. Da r denn, soweit nur seine Macht reichte, einen Kreuzzug gegen Neapel ten, und außerdem durch Legaten Ablaß spenden und Geld zum : sammeln.

Dies kriegerische und betrügerische Evangelium kam nun auch nach en und nach Prag (1412), und wurde mit königlicher Genehmigung en Kanzeln verkündet. Huß und Hieronymus aber behaupteten an niversität, in der Bethlehemskirche und sonst: es streite mit dem tenthume, Christen wider Christen zum Kriege zu hetzen und zur eßung ihres Blutes Ablaß für Geld zu geben. Huß ward vor den schof geladen und zum Gehorsam ermahnt: er erklärte, dem Pabste nge gehorsam sein zu wollen, als seine Anordnungen mit den Lehren ti und der Apostel übereinstimmten. Er wurde an den Hof ent= , sein Hauptgegner mit; Huß erbot sich zur Feuerprobe seiner aus Bibel erwiesenen Lehre. Man entließ beide mit der Mahnung, sich üte zu vertragen. Am 7. Juni 1412 ließ Huß an Kirchen= und rthüren anschlagen, er werde öffentlich darüber disputiren: „Ob es em Gesetze Christi erlaubt und nützlich sei, daß die gläubigen Christen Ehre Gottes, zum Heil des christlichen Volkes und zum Vortheil eiches den Bullen des Pabstes zu einem Kreuzzuge wider den König Neapel, Ladislaus, und seine Mitverbundenen Beifall gäben?“ Er te öffentlich in dem Anschlage alle Professoren, Priester, Mönche Jedermann auf, seine Einwürfe dagegen zu machen. Der Zudrang isputation war ungeheuer, auch das „Volk“ versammelte sich. Die r warfen Huß unter anderm Undankbarkeit vor, daß er, ein Kind irche, wider die Kirche, seine Mutter, streite, und verfluchten ihn. Volk wollte diesen Redner zerreißen. Huß aber rettete ihn, redete eschwichtigte die Menge. Hieronymus aber, weit ungestümer, riß hin und forderte auf, zum Rathhause zu ziehen und zu erklären, ie päbstliche Bulle und Ablaß Unrecht seien. Der Rector der rsität wußte zwar diesen gefährlichen Zug zu verhindern, auch gaben rofessoren sich alle Mühe, Huß und Hieronymus zu bewegen, von

einer Sache abzustehen, die mit Blutbad enden werde. Aber di antworteten, es sei auch nicht möglich, die Wahrheit zu vers Indeß gingen die Unruhen fort; man unterbrach die päbstlichen in den Kirchen; Hieronymus ließ einen Ablaßprediger und zwei die er zusammen gefangen genommen, durch die Stadt führen, de brief um die entblößte Brust der letzteren hängen, und außer die Bullen eines Volksbetrügers zum Scheiterhaufen gebracht Am Pranger der Neustadt ließ Huß wirklich die Bullen ve Der Pabst hieß nur der Antichrist und wurde als solcher in Vol behandelt. Drei der Aufrührer, welche die Geistlichen Betrüger wurden endlich gefangen gesetzt, darunter zwei Studenten. H Tausenden geleitet, sprach beim Rath für sie; der Rath ließ G sie hoffen, aber am andern Morgen sie plötzlich enthaupten. T nahm die Leichname mit Gewalt, begrub sie in der Bethlehems und Huß predigte über sie als über „Märtyrer." Während Auftritte trieben die Ablaßkrämer, wo sie Macht hatten, ihr weiter, besonders auf dem Lande. Unter Trommelschlag und Aufsehen verlas man die Bulle, gab Ablaß und forderte Geld, man es nicht hatte, nahm man Schafe, Kühe u. s. w. De der anfangs die Sache genehmigt, ließ sich nun Beweise de schatzungen geben und schickte sie mit einer Beschwerde an d So zogen sich die Unruhen hin. Der 1412 eintretende neue (Konrad vermochte nicht die Sachen vermittelnd beizulegen, ab gelang ihm endlich, den König auf seine Seite zu ziehen, und d zu einer Entscheidung. Bald erschien von Rom neuer Bann i und Interdict über den Ort seines Aufenthaltes. Konrad, v her unterstützt, und der kirchlichen Partei in der Mehrzahl, Königs gewiß, setzte das Interdict über Prag, mit Ausnahme des 2 wo das königliche Schloß lag, in Vollzug. Es wirkte, der G schwieg, keine Messe wurde gehalten, kein Sacrament ertheilt, d nicht begraben, der Fluch Gottes lag über der Stadt — weil noch an den Pabst glaubte. Huß, auch vom Könige verlassen Prag (1413), und appellirte von der Ungerechtigkeit der Mensche gerechten Christus, den Herrn der Kirche, an das Concilium den besser zu unterrichtenden Pabst.

Bis hierher hatte Huß als Gelehrter sowohl, wie als Volkes, stets durch schriftstellerische Thätigkeit zugleich gewirkt die Uebersetzung Wykliffischer Schriften hatte er der ganzen einen bestimmten, schon der Geschichte angehörenden Character Jeder irgend wichtige Streitpunkt wurde von ihm mit einer oder Predigt begleitet. Die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit,

uche des Pabstthums hatte er hier vorzüglich gegeißelt und viele ein
ne weitgehende Forderungen und Wahrheiten aufgestellt, z. B. die
eichheit der Priester, das selbstständige Recht der Gemeinden, die Ueber-
ssigkeit des Pabstthums, das weltliche Hoheitsrecht, Aufhebung der
öster u. s. w. Daß die Zehnten nichts als ein Almosen seien, bewies
in einer eigenen Schrift. Das wichtigste Buch unter damaligen Ver-
ltnissen war indessen sein berühmtes Werk „von der Kirche," welches
noch vor seinem Weggange von Prag verfaßte, und das in der Beth-
emskirche öffentlich verlesen wurde. In dieser Schrift wurde eine
stigere Auffassung der Kirche, als der Gesammtheit der von Gott zur
ligkeit bestimmten Engel und Menschen, ausgeführt, und die herr-
ende Auffassung der katholischen Kirche siegreich bestritten, ja mit bittern
ahrheiten bekämpft, namentlich Clerus und Pabst mit ihrer Unfehl-
rkeit durch Verkündigung ihrer schlimmen Sünden und Irrthümer
geißelt, wie z. B. „zur Zeit der englischen Frauensperson, welche Pabst
ohannes hieß und — niederkam." Diese Ansicht von der Kirche war
verträglich mit der bestehenden Kirche. Die Christenheit würde in eine
asse freier gläubiger Gemeinden und ihren freien Vereinen im Glauben
rwandelt sein, würde zur Abschaffung der päbstlichen Tyrannei, der cleri-
len Plünderei und Sittenlosigkeit, und mancher Irrlehren, soweit diese
rch die Bibel selbst sich beseitigen ließen, geführt worden sein. Es
aren also im letzten Grunde christliche Demokratie und christlicher Ab-
lutismus, die sich gegenüber traten, und von denen nur Eines bestehen
nnte.

Huß ging fluchbeladen von Prag gen Tabor, schrieb immer schärfer,
edigte immer gewaltiger von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, in
empeln und im Felde für Christus gegen den Antichrist. Der Guts-
rr seines Geburtsorts, Nicolas von Hussinetz', nahm ihn bereitwillig
uf. Böhmen wiederhallte von der Doppelpredigt, und im Stillen wuchs
e Partei Huß. Das Interdict war von Prag aufgehoben, der Friede
ber nicht hergestellt und Rom verlangte, wiewohl vergeblich, die Aus-
eferung des Huß.

Da kam denn das Jahr 1414 und am 1. November dieses Jahres
ie große Kirchenversammlung zu Constanz (Costnitz) am Bodensee. Das
llgemeine Verlangen ging auf eine Reformation der Kirche „an Haupt
nd Gliedern." Fünf Nationen, Italiener, Spanier, Deutsche, Fran-
osen und Engländer, waren vertreten. Kaiser Sigmund stand an der
Spitze der weltlichen Macht. Die Versammlung entledigte sich der drei
Gegenpäbste, erklärte sich als über dem Pabste stehend, wählte Martin V.
um Pabste, der 1418 im Triumph abzog, ohne daß die Reformation
r Kirche „an Haupt und Gliedern" geschehen war. Diese Versamm-

lung befaßte sich nun auch mit Huß. Theils hatte er selbst ja an das Concilium appellirt, theils wollte der Kaiser die böhmischen Verhältnisse geordnet sehen, theils lag es im clerikalen Interesse, die religiöse Bewegung zu ersticken. Huß selbst hatte über die eigentliche Natur der christlichen Kirche und sein Verhältniß zu ihr ein so naives, befangenes Urtheil, wie wir es bei solchen Reformern häufig finden, daß er sich für den gläubigsten Sohn der Kirche hielt, während diese ihn als Ketzer dem Tode weihete.

Vorgefordert trat Huß seine Reise nach Costnitz am 11. October 1414 an, wohl wissend, daß viele Widersacher seiner harreten, mehr denn Christus selbst gehabt habe, und daß er diesen wohl werde durch einen bittern Tod preisen müssen, wenn Gott ihm dazu Kraft verleihe. Unterwegs erst erhielt er den Geleitsbrief des Kaisers, den König Wenzel für ihn ausgewirkt. In ihm erklärt der Kaiser, „daß der ehrsame Magister Huß, der zum allgemeinen Concil nach Costnitz ziehe, in seinen und des heiligen Reichs Schutz und Schirm genommen sei, und daß allen Ständen, Obrigkeiten und Unterthanen des Reichs hiermit befohlen sei, ihn wohl aufzunehmen, seine Reise und Rückreise zu befördern und, wo nöthig, mit besonderem Geleite zu versehen, Uns zur Ehre und Unserer Majestät zum Ruhme.“ Am 3. November kam Huß in Costnitz an. Der Pabst Johann XXIII., früher Seeräuber, Inbegriff großer Laster, antwortete am 4., als zwei Begleiter den Huß mit der Bitte um päbstlichen Schutz anmeldeten: „Er soll hier sicher sein, und wenn er meinen Bruder ermordet hätte.“

Huß Sache schien in Costnitz gut zu gehen. Der Bann über ihn ward aufgehoben, nur Messe lesen sollte er nicht, um dem Volke nicht Aergerniß zu geben. Predigten, die er dort gehalten, sind noch vorhanden. In einer erklärt er die Bibel in dem Sinne, welchen die heilige Dreieinigkeit lehre, als des Glaubens einzigen Grund, bekennt sich zu den drei allgemeinen Bekenntnissen der Christenheit und ruft „die Jungfrau Maria, diese Fürsprecherin und Mittlerin allen Heiles,“ an für seine Feinde. Paletz aber, jener Prager Professor, der einst sein Freund und Gesinnungsgenosse war, als es noch nicht Gefahr brachte, nebst einem andern Pfarrer aus Prag, einem notorischen Betrüger, kamen, um sich als Ankläger des Ketzers beliebt zu machen. In öffentlichen Anschlägen und in Schriften, die sie dem Pabst und den Cardinälen einreichten, beschuldigten sie ihn der Ketzerei und theilten im Auszuge mit, was als Beweis dienen konnte. Huß rechtfertigte sich vor der Hand privatim, ward aber den 28. November gefangen gesetzt.

Der Ritter Chlum beschwerte sich darüber — ohne Erfolg. Wort halten!!? Der Character der „Kirchenversammlung“ hatte sich indessen

altet. Mit einem Gefolge von 1000 Personen und mit 600 Pfer-
war der Pabst eingezogen. Alle civilisirten Nationen sendeten ihre
lichen und weltlichen Herrscher. Pracht und Glanz aller Höfe ent-
ete sich hier; 22 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 1800 Prie-
repräsentirten die Kirche. Die durchschnittliche Fremdenzahl der
en Zeit schätzte man auf 80,000 und zählte unter Anderen „346
auspieler und Gaukler, 700 gemeine Frauen in Häusern; der ge-
nen Frauen waren wohl ebensoviele." Ein Mainzer Augustinermönch
r bekannte über dieses Concil: „ich sehe an der Geistlichkeit nichts
einen Inbegriff aller Laster, des Stolzes, Ehrgeizes, Neides, Ver-
vendung, Unzucht, Luxus, Müßigganges." Da hatte man denn mehr
thun, als Ketzern Wort zu halten. Der Kaiser war anfangs selbst
willig gewesen über Huß Gefangenschaft, und hatte, er war noch nicht
ekommen, Befehl gegeben, ihn in Freiheit zu setzen: es geschah nicht.
er aber ankam, umgaben ihn die Pfaffen und bewiesen ihm aus
stlichem Rechte, daß er nicht schuldig sei, Ketzern Wort zu
lten. Der Kaiser nahm seine Befehle zurück, und gab dem Concil
icht über alle Ketzer. Zu Huß sagte er später selbst: man behaupte,
, der Kaiser, sei gar nicht berechtigt, den zu schützen, der ein
zer oder der Ketzerei verdächtig sei."

Der unermüdliche Ritter Chlum und Andere verbreiteten die Kunde
Hußens Schicksal in Böhmen, und alsobald traten Ritter und Stände
Huß ein, aber umsonst. Man fürchtete Gewaltthat, und brachte
ß aus seiner bisherigen leiblichen Haft in ein festes Kloster, am Rhein
gen, warf ihn in einen tiefen Raum, durch welchen eine Kloake führte,
in den Fluß mündete. Huß fiel in gefährliches Fieber. Zu rechter
t noch — denn sterben sollte er ja nicht, sondern hingerichtet werden —
chte man ihn nachher in ein besseres Lokal und gab ihm Aerzte.

Jetzt forderte die Untersuchungscommission ihn sofort vor zur „Ver-
idigung." Der kranke Mann verlangt einen Anwalt. „Mit einem
zer darf niemand Gemeinschaft haben" sagte ihr geistliches Gesetz,
so erhielt Huß auch keinen Vertheidiger!! Und doch frug es sich
, ob er Ketzer sei. Man sieht, er war vor der Untersuchung ver-
heilt und demgemäß behandelt.

Inzwischen kam die Reihe an den Pabst. Als er der Tiara ent-
en sollte, that er dies zwar und beschwor es auch, floh aber verkleidet
der Stadt, um dagegen zu agiren. Das Concil hielt aber Gericht
r ihn. Von den 70 Klagen wurden kaum 54 gelesen, die übrigen
hielten zu gemeine Verbrechen! Er bat um Gnade ohne sich zu ver-
digen! Er ward abgesetzt, — und von seinem Nachfolger später mit
en kirchlichen Würden bekleidet!! Das Laster florirte.

Huß aber lag im Kerker. Die Böhmen erlangten Nichts zu sei[nen] Gunsten — als einen Besuch bei ihm! Man fand ihn krank und [seit] drei Tagen ohne Speise. Nun brachte man ihn in den Thurm [des] Schlosses Gottleben, wo er in einem festen Raum war und Nachts [in] Fußketten gelegt ward. Sein Prozeß bestand darin, daß man die [ver]schiedensten Versuche machte und von Zeit zu Zeit wiederholte, um Huß [zur] Abschwörung seiner Irrthümer zu bewegen. Huß erklärte sich stets be[reit] dazu, wenn man ihm Irrthümer zeige. Endlich, da Alles umsonst war, w[ard] er vor die Versammlung geladen, um sein Urtheil zu empfangen (5. Ju[ni]).

Hieronymus war von Huß gleich anfangs gewarnt worden, ni[cht], wie dieser beabsichtigte, nach Costnitz nachzukommen. Huß fürch[tete] für ihn, wegen seiner Gewaltthätigkeiten, und von ihm, wegen sei[nes] Ungestümes. Aber Hieronymus ging nach Costnitz, verließ es je[doch] nach acht Tagen, da er es nicht geheuer fand. Vom nahen Ue[ber]lingen aus aber bat er den Kaiser und das Concilium um sicheres G[e]leit: er wolle kommen und sich gegen alle Beschuldigungen vertheidi[gen]. Der Kaiser verweigerte das Geleit! Das Concil wollte es nur für [die] Herreise gewähren!! Hieronymus nöthigte die Kirchenversammlung e[nd]lich, durch öffentliche Anschläge, daß sie den 15. April einen Geleitsb[rief] gab, in dem das Concil u. A. sagt: „weil ihm hauptsächlich daran [ge]legen sei, die kleinen Füchse kennen zu lernen, welche den Weinberg [des] Herrn zu zerstören suchten u. s. w., so fordere es ihn binnen 14 Ta[gen] vor sich, „wozu wir Dir auch gegen jede Gewaltthätigkeit, der Ge[rech]tigkeit immer unbeschadet (!), alles unser sicheres Geleit, so weit es [an] uns liegt, und der orthodoxe Glaube erfordert (!), hiermit anbie[ten] und ertheilen.“ Hieronymus sah die Falle und reiste gen Böh[men]. Aber unterwegs wurde er gefangen genommen, in Eisen gelegt, und [an] der Kette zu Costnitz hinein in ein Kloster geführt, wo die hohe Ge[ist]lichkeit ihn, man kann denken wie, empfing. Man rückte ihm vor, [er] sei ein Ketzer, und schrie „zum Feuer mit ihm, zum Feuer“. „[Ihr] wollt ihr nur mein Leben; nehmt es hin,“ sprach Hieronymus gela[ssen] zu den Dienern des Evangeliums Jesu. Da rief Einer: „nicht al[so], Gott will nicht des Sünders Tod, sondern daß er umkehre und le[be]“. Da warf man ihn in einen Kerker, an Hals, Hand und Fuß geschlo[ssen], in einer Lage, daß er 11 Tage und Nächte fest angebunden stehen mu[ßte], bis er in eine tödtliche Krankheit fiel. Er verlangte einen Beichtva[ter]; man verweigerte ihn.

Hieronymus lag noch im Kerker, als Huß am 5. Juni vor [das] Concil kam. Aber nicht in voller Versammlung sollte er gehört u[nd] dann gerichtet werden, sondern im Saal der Barfüßer waren nur [die] geistlichen Herren vereint, ließen Huß in dem Vorzimmer stehen, w[o]

ı die Klagepunkte, und waren im Begriff, ihn zu verurtheilen. Ritter ım aber und Andere hatten den Kaiser so weit bestürmt, daß er be-, den Huß nicht ungehört zu verdammen. Huß wurde endlich vor-ssen, bekannte sich zu seinen Schriften, konnte aber zu einer eigent-n Vertheidigung nicht kommen, denn man überschrie ihn bei jeder liebigen Berufung und brachte ihn zum Schweigen. Als er schwieg, m man das als Zugeständniß der Ueberführung. „Ich habe ge-chen, bis Ihr durch Euer Schreien mich verhindert habt; ich werde der sprechen, sobald man mich hören will," rief der gepeinigte Mann. einem folgenden Verhör nicht viel besserer Art, erfuhr Huß dann seine ganzen Sünden. Der Thatbestand war zum Theil richtig, erkannte Huß ihn an; zum Theil ungenau, da berichtigte Huß; zum il falsch, da leugnete er. Man „bewies" aber Alles, und seine ßerungen wurden oft von dem Hohngelächter dieser Repräsentanten Christenthums begleitet. Es würde langweilen, wollten wir diese gepunkte hier einzeln durchgehen. Alles dreht sich um Begriff von che, Pabstthum, Clerisei, Verfassung u. dgl.; der eigentliche Glaube bt so gut wie unberührt. Huß war der gläubigste Katholik. Sein npf war gegen die Hierarchie gerichtet, und das eben wurde sein). Mit unglaublicher Zähigkeit hielt Huß allen Mißhandlungen, ohungen, Einflüsterungen, Lockungen Stand, gegenüber den geistlichen ı weltlichen Repräsentanten der ganzen christlichen Welt. Der Kaiser st fiel zuletzt gegen ihn aus und verlangte in harten Worten seine erwerfung, oder seine und seiner Genossen, besonders des Hieronymus te Bestrafung. „Wenn der Magister brennt, wird's dem Schüler ın warm werden," meinten die Kardinäle.

Huß schrieb in dieser Zeit die ruhigsten, tiefe Frömmigkeit athmenden iefe in seine Heimath; er tröstete seine Landsleute, ermuthigte sie, zu arren in dem echten Christenthume, sie sollten sich nicht beirren lassen, ; seine Schriften verdammt würden und ihm vielleicht noch Schlimmeres hehe, es sei nichts Anderes zu erwarten. „Wenn Ihr hier wäret, ıtet Ihr mit eigenen Augen die Gräuel und Abscheulichkeiten dieser rsammlung sehen. Die Einwohner hier sagen selbst, daß in 30 Jah-die Sünden nicht alle gesühnt werden können, die von diesem Con-: begangen werden." Die persönliche Festigkeit und Characterstärke im rgleich zu der feindlichen Macht, der er sich ohne Schützer gegenüber-and, ist weitaus größer als die eines Luther oder Zwingli, obwohl ıft neuere Theologen, wie Hr. Prof. Hase, seinen Character (und den igen mit) dadurch verunglimpfen, daß sie seine Treue in seiner Ueber-zung und den unbeugsamen Muth seines Characters für Eigensinn zu men scheinen, indem Letzterer sagt: „ein anderer Character hätte sich

ohne Verrath der Wahrheit retten, ja unter die Häupter der Syn stellen können." Der Herr Prof. Paletz war auch schon so klug, gab dem Huß demgemäß Rathschlag. „Was wollet Ihr thun, we Ihr etwas abschwören sollt, was Ihr gar nicht gelehrt habt?" frug Huß. „Es ist schwer," sagte Paletz und weinte. Und dieser Paletz der Judas Ischarioth jener Tage.

Endlich kam der Tag der Verurtheilung, der 6. Juli 1415, H Geburtstag. Die Domkirche war dazu hergerichtet. Ein Bischof einer Schaar Bewaffneter holte Huß ab zur Domkirche. Er mußte der Thür stehen, bis die Messen vorüber waren, damit er, als Ke sie nicht entweihe. Endlich ward er eingeführt, und unter großem Ge pränge und unter ungeheurem Zudrange ging die Verhandlung vor si

Nach einer Predigt über die Nothwendigkeit die Ketzer auszurott in welcher der anwesende Kaiser persönlich angeredet und ihm vorgeh ten wurde, daß es seine Pflicht sei, diesen verstockten Ketzer Huß h richten zu lassen, und daß er durch eine so Gott wohlgefällige That ei so lange die Welt stehe, unsterblichen Namen sich machen werde, sch man zur Sache. Die Verhörsacten mit den bisherigen Anklagen wur verlesen, als Beweise wurden so und so viel Canonici, Priester u. s. aber alle ohne Namen angeführt. Huß versuchte wiederholt sich Wort zu verschaffen. Die Bischöfe verboten ihm „das Maul." sank wiederholt auf seine Knie und betete und befahl Gott seine Sa Nur zu kurzen Ausrufen und Sätzen konnte er es bringen. Er f derte sein Recht der Vertheidigung und berief sich, den Kaiser scharf blickend, auf das kaiserliche freie, sichere Geleit, das ihn vor Gewaltth schütze. Der Kaiser auf seinem Thron erröthete, weiter half's ni die Kirche scheint auch nicht einmal diese Scham empfunden zu habe sie ließ das Urtheil verlesen und hatte nur Hohn, als Huß niederkni und betete: „Herr Gott, ich bitte dich, verzeihe meinen Feinden; du wei daß sie mich fälschlich angeklagt, falsches Zeugniß gegen mich angenomm und mich mit Unrecht verurtheilt haben; ich bitte Dich um Deiner un aussprechlichen Barmherzigkeit willen, rechne es ihnen nicht an!"

Sieben Bischöfe nahmen nun seine Entweihung vor. Man kleide ihn als Priester an und gab ihm den Kelch wie zur Messe in die Han Da frug man ihn noch einmal, ob er widerrufen und abschwören wolle Er aber rief mit thränendem Blick zu dem Volke: „Sehet, Bisch mahnen mich — ich soll vor Gott zum Lügner werden, ich kann nicht Unter Verfluchungen, denen Huß Aeußerungen gläubiger Zuversicht au Gott entgegensetzte, nahm man ihm ein Stück des geistlichen Schmuckes na dem andern ab. Endlich kennzeichneten sie die Tonsur, stießen ihn dan aus dem geweiheten Stande der Priester und lieferten ihn der weltliche

alt aus. Eine papierne Mütze mit drei Teufeln und der Aufschrift „Erzketzer“ vertrat die Dornenkrone, und „wir befehlen deine Seele den Teufeln,“ sprachen die Priester; „und ich befehle sie meinem Herrn Jesus Christus,“ sprach Huß.

In diesem Aufzuge wurde Huß durch die Straßen nach einer mit Bewaffneten wohlbesetzten Rheininsel zum Scheiterhaufen abgeführt. Er schritt getrosten Muthes hin, lächelte, als er sahe, daß man seine Schriften verbrannte, versicherte dem Volke, daß er unschuldig sterbe, und auf dem Richtplatze angekommen, fiel er nieder und betete laut einige Psalmen. Das Volk stand umher und vernahm mit Verwunderung nur heilige Worte aus des Ketzers Munde. Dieser dankte zuletzt noch seinen Wächtern, die es wohl mit ihm gemeint, und trat endlich, ohne Zeichen von Furcht, an den Pfahl. Mit Stricken und Ketten ward er angebunden; Stroh, Reisig und Holz schichtete man um den Mann her. Noch einmal ritt der Herzog Ludwig heran und frug: ob er seine Irrthümer bekennen und abschwören wolle. Ruhig und laut antwortete Huß, was falsche Zeugen ihm schuld gegeben, habe er nie gelehrt; die Wahrheiten aber, welche er verkündet habe, seien im Einklange mit Gottes Wort; diese wolle er festhalten und mit seinem Tode besiegeln. Die Fürsten ritten weg, der Holzstoß ward angezündet. Huß sang vernehmlich: „Christus, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner,“ da schlug ihm die Flamme ins Gesicht, man sah noch betend seinen Mund sich bewegen, bald war er erstickt. Als das Feuer nieder war, sah man den Körper zerfallen, indem der obere Theil noch an der Halskette festhing. Man zerschmetterte den Schädel, zerschlug die Gebeine, spießte das vorgeschürte Herz an eine Stange und ließ es braten, legte von neuem Holz an und warf alle Kleidungsstücke von Huß auf Befehl des Herzog Ludwig mit hinein, damit die Böhmen nicht heilige Reliquien in ihnen bekämen. Aus demselben Grunde grub man zuletzt Asche und Erde der Brandstätte auf und warf sie in den Rhein.

„Die Kirche dürstet nicht nach Blut“ — wie sie sich rühmt — durch die weltliche Macht, ihre Schergen, läßt sie die „Ketzer“ verbrennen.

Wo aber ist ein Mensch, der solche Geburtstagsfeier gehalten hat? Er ward arm, um desto mehr in seiner Weise für die Menschen wirken zu können, und die Menschen tödteten ihn; er hatte sein Leben zu einem reinen Opfer vor Gott und Menschen geweihet, der Hohn der Mitwelt war sein Lohn; er hatte für sittliche und geistige Hebung des Priesterstandes Großes versucht, seine Amtsgenossen verriethen ihn und freueten sich an seinem Tode; er hatte die Freiheit der Wissenschaft an einer der größten Universitäten vertheidigt, die Professoren ließen ihn in Stich; er hatte „Gottes Wort“ verkündet, Menschensatzung gab ihm dafür den

Tod: Huß, der Sohn des Glaubens und der Liebe in treuer Na
Christi, ward hingerichtet, aber Johann XXIII., jener Pabst, d
Glauben verhöhnte, Blutschande und alle Laster trieb, erhielt den P
vom Vertreter Gottes auf Erden.

Sei stille, meine Seele, und lerne daraus. Die
heit lernt noch heute daraus, um jedes Vortheils wille
Glauben zu verleugnen; lerne Du daraus, der Wah
die Ehre zu geben in Wort und That, treu bis in den

Hieronymus, durch die Furcht vor dem Feuer schwach, ließ si
23. September (1415) zu einem Widerrufe bestimmen. Aber man
ihm die Freiheit nicht, denn man fürchtete seinen Einfluß in Böh
Neue Beschuldigungen wurden gegen ihn geführt. Zuletzt, am 26.
1416, als er volle Freiheit der Vertheidigung erhielt, leistete er die
großer Energie und Beredtsamkeit und erklärte am Schlusse feierlich
sein Widerruf erzwungen sei und er, mit Ausnahme der Abendm
lehre, sich ganz zu Wykliffe und Huß bekenne. Am 30. Mai
auch er verurtheilt und eben so wie Huß hingerichtet. Die pa
Mütze mit drei Teufeln setzte er sich selbst auf. Auf dem Wege
Richtplatze sang er das apostolische Glaubensbekenntniß. Schon
bunden, lächelte er über einen Bauer, der Holz zum Feuer heranfuhr
sagte: „O du heilige Einfalt, wer dich betrügt, hat tausendfältige Sü
Er betete, bis die Flammen ihn verzehrten. Was überblieb, ward i
Rhein geworfen. Seine Gegner im Glauben bezeugen dennoch, da
Stoiker jemals den Tod so standhaft erduldet, und daß er überhaup
Character eines Philosophen trotz Mucius und Socrates gezeigt.

Huß, der Reformator nicht des Glaubens, aber der Sitten un
Clerus, und Hieronymus, sein gelehrter, feuriger Genosse, der
von Schwert und Wort — sie waren dem Molochsdienst des Chr
thums gefallen. Aber die grausige That erzeugte ein Ungewitter,
man nicht geahnet. Bald stand Böhmen in Flammen, die zwanzig
gen Hussitenkriege kamen und ackerten mit blutigem Eisen den Bode
spätere Saaten. Wer die Reform unterdrückt, erzeugt
verschuldet — die Revolution.

Die Liebe und die Achtung des Volkes, das Huß und Hieron
wie Heilige feierte und der Sache der Freiheit die größten Opfer br
drückte sich in dem Mythus aus, den man später erst dichtete, nach we
Huß selbst auf dem Scheiterhaufen mit Anspielung auf seinen N
(Huß = Gans) gesagt haben sollte:

Heute bratet Ihr eine Gans.
In hundert Jahren wird kommen ein Schwan,
Den werdet Ihr ungebraten lan.

IV. Johann Gutenberg.
1397—1468.

Sprache, Schrift und Buchdruck sind die drei mächtigsten Bildungsmittel der Menschen.
E. Baltzer.

Es war ein herrliches Fest am Johannistage 1840 in Leipzig, und ugenblick göttlichen Triumphes, als auf dem Marktplatze vor den n Hunderttausender die Hülle fiel und eine complette Buch- rei — das Symbol des Festes — ihre Arbeit begann, und nach jen Minuten frischgegossene Typen und frischgedruckte Jubellieder eitete, in die man begeistert einstimmte. Drei Tage dauerte das Kunst, Wissenschaft und Leben wetteiferten, es zu verherrlichen, so weit das, was wir heutzutage Bildung nennen, eine gesicherte e auf Erden hat, so weit hatte das Fest damals auch irgend ein e- und jubelerweckendes Echo: ein größeres Jubelfest hatte ich noch erlebt.

Und was war es eigentlich, was die Welt in eine so freudige, are Bewegung setzte? Es war ein gewisses religiöses Bedürfen der chen, dem einen Ausdruck zu verleihen, was bei der vierhundert- jen Wiederkehr der Zeit, wo die Buchdruckerkunst erfunden wurde, Geist erfüllte und ihr Gemüth bewegte. Die alten Völker waren scheiden, die größten Entdeckungen, Erfindungen und Thaten der chen, welche besonders wohlthätiger und eingreifender Natur waren, en Göttern zuzuschreiben, denen sie für solche Gunst dann frohe esfeste feierten. Sie wußten nicht, daß sie sich ihre Götter selbst ht, und daß sie in ihnen eigentlich sich selbst feierten. Die heutige weiß das, aber sie feiert ihre Feste wieder, den Menschen zu Ehren, e der Menschheit wesentliche Wohlthaten erwiesen, und dem Geiste hren, der durch solche Schöpfungen fortschreitend sich als den gött- Herrn auf Erden erweist.

Freilich giebt es noch heute blinde Eiferer, welche die Bücher als e des Satans, welche die Welt verdürben, ansehen, und viele Andere, e die Freiheit des Bücherdruckens mit allen Mitteln der List oder

Gewalt bekämpfen: aber daß dies noch heute geschieht, ist nur ein
mehr für die Größe und Wohlthätigkeit dieser Erfindung, der
und einflußreichsten, die es überhaupt giebt.

Vor 400 Jahren gab es freilich auch schon Bücher, ja sch
lomo klagt bekanntlich über die Masse des Bücherschreibens.
anders war es im Vergleich mit jetzt! Es mußte eben Alles ge
werden, und die Schreibkunst war eine Sache der — Gelehrten.
Römer ließen einst ihre Sclaven das Abschreiben besorgen, den
waren dazu geschickt; unsere Vorfahren im Mittelalter aber konn
nicht, denn die deutschen Leibeigenen waren dazu zu roh und
richtet. So wurden es namentlich die unzähligen Bewohner der K
welche das Schreibgeschäft besorgten, und die Pflege dieser Kun
eine erhaltende Pflege der Literatur überhaupt und ein großes
um die Cultur. Der Zusammenhang der Klöster untereinander erl
die Sache: man lieh sich Handschriften, machte und verbreitete die
wichtige Bücher schrieb man oft sehr schön auf Pergament, in
schönen Bildern die Anfangsbuchstaben darstellend, und dergleichen.
es liegt auf der Hand, daß alle solche Schriften und Bücher au
theuer sein mußten. Schon die kleinen Unterrichts-, Gebet- und
Bücher oder „Briefe" — denn Brief kommt von (scriptum) breve,
kurze Schrift — waren theuer, und Gegenstand eines ansehnlichen H
auf Messen, Märkten, Wallfahrtsorten u. s. w. Ein großes Buch
war stets ein Kapital, häufig so viel werth, wie ein Landgut, und
der Kostbarkeit in Bibliotheken oft sicherheitshalber an Ketten
Natürlich konnten folglich nur reiche Leute oder reiche Anstalten
haben, d. h. die Wissenschaft war in der Gefangenschaft des Reich
und die Masse des Volkes von der Theilnahme ausgeschlossen. Be
wir nun, daß die Wissenschaft jener Zeit eigentlich in der Theologie
ging und alle Macht in den Händen der Geistlichkeit lag: so erkl
einestheils, wie furchtbar ihre Macht über die ganze Civilisation
wie es bei ihnen stand, die Literatur, diese Quelle der Bildung,
zu lassen oder inne zu halten, und wie anderntheils bei solcher Pf
herrschaft so dunkle Jahrhunderte über die Christenheit kommen
wie das frühere Mittelalter aufzuweisen hat.

Der Muhammedanismus, das christliche Morgenland und das
liche Afrika verschlingend, reizte endlich die übrige Christenheit zur
sten Lebensenergie, und leuchtete ihr zugleich in Kraft und Wiss
lehrreich vor. Die Kreuzzüge brachten ein neues Leben ins Aben
und hoben Italien in seine klassische Zeit; der Verlust Konstantin
an die Türken aber brachte dem Abendlande Apostel der griechischen
römischen Cultur, deren Studium nun neu erwachte. Die große

g begann, deren weltgeschichtlicher Wendung auch diese Betrachtungen net sind.

Daß in einer solchen Zeit beginnender großer Reform unwillkürlich :ößerer Drang und lebendigeres Bedürfniß der Mittheilung entsteht, türlich. Die Schreiber hatten daher immer mehr zu thun, te auch Holzschnitte mit Figuren und kurzen Inschriften, die man e, und die Klosterbrüder reichten nicht mehr hin, zu liefern, was ſt wurde: es gab förmliche Innungen oder Zünfte der Briefmaler, hneider, Bilderdrucker, Kartenmaler, Formschneider und wie sie sonst heißen mochten. Wenn ein entschiedenes Bedürfniß nach etwas Mög- t unter den Menschen allgemeiner wird, so entzündet sich ein feuriges ıen der Kräfte nach diesem Ziele hin, es kommt zu Uebung, An- ;ung, Wetteifer, Entdeckung, Verbesserung — Vollendung. So ge- es auch hier.

Zunächst verbesserte man den Druck durch Anwendung der Presse Zusammensetzung verschiedener geschnittener Holztafeln, so zwar, daß das Papier auf beiden Seiten, statt wie bisher auf einer, zu drucken m. Durch diesen sogenannten Tafeldruck, der Erfindung Gutenbergs, e es möglich, schon größere Schriftwerke zu Stande zu bringen. Der- ſen Bücher bis zu 40, 50 Blätter, wie die „Armenbibel", der „Heils- el" u. A., wurden nun mehrfach produzirt, und existiren Exemplare n noch jetzt.

War dies immerhin schon eine Erfindung, die dem, der sie machte, Ehre bringt, so kommt sie doch so gut wie gar nicht in Betracht Hinblick auf die Erfindung der eigentlichen Buchdruckerkunst. Diese ht nämlich wesentlich darin, daß man mit beweglichen Lettern oder ſtaben druckt, so daß man die einmal geformten Buchstaben nach ıchtem Gebrauche auseinandernehmen und zu anderm gleichen Ge- che wieder zusammensetzen lernte. Dadurch wurde schnelle und billige it möglich, die Buchstaben gleichsam lebendig, und die Kunst des Buch- s aus ihrer Haft befreit.

Wenn man bedenkt, daß der Schriftdruck eine weltbekannte Sache den die Alten schon auf Münzen, Denkmälern, Stempeln und der- ıen längst geübt, den die Chinesen zu einem eleganten Bilderdruck ebildet, und der als oben bezeichneter Holztafeldruck im 15. Jahr- erte viel geübt wurde, so sollte man meinen, es sei eine ungeheure :igkeit gewesen, eine solche Holztafel in die einzelnen Worte oder ſtaben zu zerschneiden, um diese nicht wegwerfen zu müssen, sondern ıeuem zum Abdruck zusammenzusetzen. Es ist auch eine Kleinigkeit. warum haben Jahrtausende nicht an sie gedacht? Warum sind die :sen noch heute nicht über ihren Tafeldruck hinaus? Weil kunst-

und absichtvolle Erfindungen Früchte des denkenden Geistes ebenso d
glücklichen Verkettung der Umstände zu sein pflegen, und die
Menschen nicht einmal jene Aufgabe mit dem Eilösen kennen,
nicht Columbus' Geschichte davon gehört haben! Gutenberg war
schieden, diese herrliche Palme zu erringen.

Zu den alten und reichen Familien der Stadt Mainz gehör
die adelige Familie der Gensfleisch. Frielo Gensfleisch wurde 1332
er bei einem Aufstande den Clerus befehdet, Kirchen und Klös
stört hatte, mit Reichsacht belegt. Ein Nachkomme desselben im
Gliede, Frielo Gensfleisch, heirathete Else zum Gutenberg, und aus
Ehe stammten zwei Söhne, Frielo, der nachmals zu Eltville im
gau wohnte, und Henne, d. h. Johannes Gensfleisch, der sich Gut
zubenannte und unser Erfinder der Buchdruckerkunst ist.*) Die
geschichtliche Bedeutung dieses Mannes und seiner That war seinen
genossen noch so wenig einleuchtend, daß Niemand Genaueres üb
Leben der Nachwelt aufbewahrt hat, und die eifrigste Forschung h
jetzt nicht vermocht, den Schleier zu heben, der über seiner Wi
liegt. Wir wissen weder Geburts- noch Todestag, nur daß er
geboren worden, ist ermittelt, und daß er 1468 starb; ja hätten
habsüchtige Freunde ihn in Prozesse gestürzt, deren Acten sich
halten haben, so würden uns selbst die äußersten Haltpunkte fehlen,
vielleicht wäre sein Name und unser Vaterland sogar um den Ruh
schönen Erfindung gekommen, den ohnedies die Holländer, wenn auch
vergeblich, für sich in Anspruch genommen haben.

Ueber Gutenbergs Bildungsgang ist uns gar nichts bekannt.
Jahre 1420 aber, als der neuerwählte Kurfürst Conrad III. mit
Ruprecht in Mainz einen feierlichen Einzug hielt, kam es zu einer
lichen Revolution, in welcher unser Gutenberg eine Rolle spielt.
Adel hatte nämlich bei der Einholung den Zünften den Rang abgel
und diese waren darüber so erbittert, daß sie nach Abreise des K
die Häuser der Patrizier angriffen, erstürmten und so harte Fri
bedingungen stellten, daß diese es vorzogen auszuwandern. Die G
fleisch gehörten zu den Angesehensten unter den Auswanderern und
Gutenberg wandte sich nach Eltville im Rheingau. Es kam 1430
„Sühne" zu Stande, in Folge deren auch ihm die Rückkehr nach M
offen stand. Man weiß nicht, ob er davon Gebrauch gemacht.

*) Nicht Guttenberg, auch nicht Gudenberg zu schreiben, welche zwei
dere Familienstämme sind; vergl. Dr. K. Falkenstein, Geschichte der Buchdr
kunst, S. 93 a. In einer Urkunde von 1434 z. B. heißt es: Ich, Joh
Gensefleisch der Junge, genannt Gutenberg, kunde mit diesem Briefe u. s. w.

1434 aber befindet er sich in Straßburg. Dies weiß man nur , daß eine Urkunde existirt, in welcher er einen Mainzer Stadt= ier, den er wegen restirender Renten hatte setzen lassen, seiner Haft idet. Von dieser Zeit ab war Gutenberg wohl ununterbrochen in burg, und beschäftigte sich mit Ausübung allerlei mechanischer Künste, tlich des Steinschleifens und der Anfertigung von Spiegeln und elrahmen. Der Edelmann mußte sich dadurch seinen Unterhalt ben, denn es ergiebt sich, daß er sein sonstiges Hab und Gut irgend= mußte verloren haben: wahrscheinlich in Folge des Mainzer Aufruhrs. ußte es indessen zu hervorragender Fertigkeit in mechanischen Dingen cht haben, denn er unterrichtete Andere darin und verband sich Andern zu gemeinsamen Unternehmungen. Mit den Erben eines n während des Contracts verstorbenen Compagnons, Dritzehn, gerieth egen unmäßiger Forderungen derselben in Prozeß, dessen Acten noch nden sind. Aus zweifelhaften Ausdrücken derselben hat man schließen n, daß Gutenberg seine große Erfindung schon hier gemacht und t. Indessen ist es zur Zeit unerwiesen, und nur gewiß, daß er in m gehaltenen Weisen Bücherdruck, wahrscheinlich aber noch den oben hneten Tafeldruck, mittelst der Presse getrieben.

Im Jahre 1444 kehrte Gutenberg, mit Schulden beladen, nach nz zurück, wohl weil er hoffte, hier eher Verdienst und Unterstützung nden. Vielleicht hatte er in Straßburg schon den glücklichen Ge= en gehabt, mit beweglichen Lettern zu drucken, und ging nach Mainz, hier die Mittel zur Ausführung eher zu bekommen.*) Sein Oheim ı ihn auf, und Jahre lang setzte er hier seine Bemühungen fort, zum Ziele zu gelangen. Erst 1450 fand er einen wohlhabenden ler, Johann Fust, der einsah, daß durch Gutenberg etwas zu ver= n sei, und also mit ihm einen Contract schloß und eine für dama= Zeit bedeutende Summe zu dem Unternehmen vorschoß. Nun wurde der übliche Tafeldruck, der zu kleinen Sachen, wie Ablaßbriefe dergleichen, ganz zweckmäßig war, noch fortgesetzt, aber zugleich sten hölzernen Lettern zum Zweck des Bücherdrucks im Großen ge= t. In Sammlungen von Alterthümern finden sich noch Exemplare . Sie sind aus Birnbaumholz, vierkantig, oben mit einer Oeff= um sie durch einen Faden zusammenzuhalten. Die ersten damit hten Drucke waren wahrscheinlich kleine Abc=, Gebet=, Beicht= und he viel gebrauchte Bücher. Mit dem Zerschneiden der ersten Tafel

*) Dafür: Falkenstein, a. a. O. Dagegen: Wetter, Geschichte der Buch= rkunst.

solcher beweglicher Lettern ist die eigentliche Buchdruckerkunst als e
zu betrachten.

Die Verbesserungen folgten sofort. Die hölzernen Letter
sich weder so genau schneiden, noch so klein, noch so billig, daß s
Zwecke schon in höherem Maße entsprochen hätten. Man schnitt n
Buchstaben schön aus (Patrize) und drückte ihn in einer feste
so ab, daß die Form zurückblieb (Matrize), und in diese Form g
dann Metall und hatte die — metallenen Lettern, deren man
viel aus einer guten Matrize gewinnen konnte. Dies ist die S
gießerei, und durch diese erst wurde die Buchdruckerkunst so
die Stufe ihrer weitgreifenden Wirksamkeit gestellt. Nun kom
an das Drucken eines großen Werkes gehen. Die Bibel (
wurde dazu gewählt; Fust machte neue Vorschüsse, und 1452
der Druck. Von dieser Bibel sind noch 16 Exemplare in vers
Bibliotheken &c. bekannt und vorhanden. Gleichzeitig druckte ma
eine „Mahnung der Christenheit wider die Türken" und (1454)
briefe. Man druckte auf Pergament und — Leinenpapier, l
dem Anfange dieses Jahrhunderts war dies ja in Deutschland
in Gebrauch. So muß eine Erfindung die andere stützen und
denn jede vermehrt die Macht des menschlichen Geistes und h
zur Herrschaft über die Erde.

In der Zeit dieser ersten Drucke war bei Gutenberg und F
Peter Schöffer beschäftigt. Aus Gernsheim im jetzigen Großhe
Hessen gebürtig, ein junger gewandter Mann, der die Recht
hatte, aber es vorzog, seinen Unterhalt als Briefmaler zu verdie
er in Paris gewesen, schrieb eine treffliche Hand und zeichnete s
fangsbuchstaben, einen damaligen Luxusartikel in den Büchern. Hei
aus der Fremde, fand er bei Gutenberg und Fust ganz den Be
seine Neigung gehörte. Die Schrift nämlich, die man bisher b
Druckpresse lieferte, war immerhin noch stumpf und schlecht. D
heit der Formen war die Ursache davon. Schöffers Schön
Scharfblick und Fertigkeit half bald ab. Er zeichnete gefällige
der Buchstaben, er wußte eine günstigere Mischung der Metall
finden, und, was die Hauptsache, statt die Matrizen wie bisher z
schlug er sie mit stählernen Stempeln, in welchen er die Buchst
haben und verkehrt ausgeschnitten hatte, in Messing und Kupfer,
er völlig scharfe und vierkantige Lettern erzielte. Auch wußte
bessere Druckerschwärze herzustellen und ähnliche kleinere Verbe
zu machen. Schöffer war durch das Alles in so innigen Bund mi
berg und Fust gekommen, daß er um die Tochter des Letzteren wa
auch zur Ehe erhielt. Wie groß mußte die Freude dieser drei

nd wie schön und innig ihr Glück, daß sie in treuem Zusammen=
n ein so geniales Werk, eine so unermeßliche Wohlthat für die
chheit, einen so allmächtigen Hebel ihrer Cultur erschaffen und an=
en konnten?! Giebt es nächst dem tiefen Frieden eines reinen
ns, eines harmonischen Characters, insbesondere für männliches
en ein schöneres Glück, einen fleckenloseren Ruhm als den, welcher
nberg und seinen helfenden Freunden jetzt blühete?
Aber so ist der Mensch: das Schönste, das Göttlichste verdirbt er
elbst durch seine Schlechtigkeit, und ehe wir es uns versehen, sind
elsten Bilder des Lebens, die liebliche Rose, die prangende Frucht,
Anblick von außen einen Augenblick noch schön erscheint, inwendig
agt vom bösen häßlichen Wurm, der uns mit Ekel erfüllt.
Fust war der böse Wurm, oder richtiger: der Geiz, die Habsucht,
war der häßliche Molch, der Fust verdorben hatte, und der auch
das schöne Bild verwandelt. Fust war ein reicher Mann, der noch
r werden wollte, und fiel „in Versuchung und Stricke". Die
e Verbindung mit Gutenberg war bei ihm Speculation. Er war
hig Opfer zu bringen, denn er war unfähig auf ein großes Ziel zu
; sein Augenpunkt war auch in der letzten Perspective — der eigne
el. Solche Menschen verrathen ihre eignen Freunde, denn nichts
hnen heilig, der Mammon ist ihr Götze. Fust wußte, daß er durch
Darlehen Gutenberg von sich abhängig gemacht, daß er ihn sammt
n Geheimnisse in seiner Gewalt hatte und damit Geld verdienen
e. Was lag ihm an Gutenberg? Das abgenutzte Werkzeug, dachte
wirft man weg, und mehr als ein Werkzeug war ihm der große Er=
r nicht. Mit Schöffer speculirte er im Grunde ebenso. Er „war
rauchen" — und eine Tochter konnte „gut versorgt" werden. Er
also Schöffer immer fester an sich. Und als sie nun gar einige
tisch wichtige Verbesserungen gemacht, die sie sorgfältig vor dem
ster Gutenberg geheim hielten, da reifte der Plan vollends.
Fust, der wohl wußte, daß Gutenberg längst sein letztes Geld der
e geopfert, und nichts mehr besaß, forderte sein Geld zurück. Es
zum Prozeß, in welchem der reiche Fust gegen den armen Gutenberg
rlich seinen Zweck erreichte: Gutenberg verlor die Presse mit allem
ithe, die fertigen Drucke, und war plötzlich wieder — an den Bettel=
gebracht. Er verlor Alles, nur nicht sich selbst und seinen
h, und darin zeigt sich der Mann, der Character. Dies war im
re 1455.
Fust und Schöffer, welcher letztere als Schwiegersohn des ersteren
die Rolle passiver Abhängigkeit in Betreff des Prozesses gespielt
aben scheint, setzten nun gemeinschaftlich die Druckerei, die sie glück=

lich erbeutet, fort, und mit ihren verbesserten Mitteln druckten das berühmt gewordene Psalterium, ein Meisterwerk. Gutenb ging nach Straßburg, vermuthlich zu sehen, ob er dort einen fände, mit dessen Hülfe er von Neuem beginnen könnte. Wi nicht, wie lange er dort suchte; wir wissen nur, es war umsonst er aber suchte, fand sich in Mainz, wohin er zurückkehrte. wohlthuend zu sehen, daß verrathene Männer an Stelle falscher wahre finden. Ein Ehrenmann, der Stadtsyndicus Dr. Com mery, gab ihm Capital zur Einrichtung einer neuen Drucke 1460 erschien mit schönen Initialen das „Catholicon", eine Gr und Wörterbuch enthaltend, das aber an Schönheit des Dr Psalterium allerdings nicht gleich kam. Politische Kämpfe stör das neue Unternehmen. Gutenberg ergriff die Partei Adolfs von des erwählten Erzbischofs, gegen seinen vom Pabst entsetzten Ve dem die Stadt zugethan war, wobei Adolf 1462 die Stadt M stürmte. Die Verhältnisse nöthigten ihn aber nach Eltville z wo er seine Druckerei aufschlug, aber einem Verwandten, Bech übergeben zu haben scheint. Adolf ernannte ihn aus Dankba Mitglied seines Hofstaates und setzte ihm als Gehalt „alle neues Kleid" gleich dem übrigen „gemeinen Hofgesinde", zwanzi Korn und zwei Fuder Wein aus! Nicht dem großen Erfinder, dem politischen Manne galt dieser seltsame Lohn, den Gutenb dies nicht lange genossen. Zwischen dem 4. November 1467 Februar 1468 ist er gestorben, ohne daß wir das Geringste Ende dieses Mannes wissen. Sein Leichnam ist — nach ei Nachricht im Jahre 1468 — in der Kirche des heiligen Franz stattet, wie aus einer von einem Verwandten, Gelthus, ihm lateinischen Inschrift hervorgeht, des Sinnes: „Dem um alle Nati Sprachen hochverdienten Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann G hat Adam Gelthus dieses Denkmal zum unsterblichen Andenk Namens gesetzt. Seine Gebeine ruhen im Frieden in der Kirche de Franziscus zu Mainz." Denkmal und Kirche sind längst versc

Arm und kinderlos starb Gutenberg, unbetrauert von sei genossen. Alles hatte er seiner Idee geopfert, aber nach einem gen Ringen mit Hindernissen, die meistens aus der Schlecht Menschen entsprangen, sah er seine besten Hoffnungen unerf theilt er das Schicksal vieler großen Männer, die begeistert für Zukunftvolles schaffen, aber unverstanden von der Gegenwart be beachtung oder gar Verfolgung tragen müssen.

Die ersten Erzeugnisse der Gutenbergskunst hielt Abergl Brodneid noch für Teufelswerk und schwarze Kunst, so groß

Nacht, aus der sie selbst uns befreien sollte. Das strenge Geheimhalten der Sache förderte wohl diesen Wahn, und ward zugleich Ursache unserer spärlichen Nachrichten. Gerade aber der häßliche Rechtsstreit, der Gutenberg und Fust schied, sowie die politischen Ereignisse, hatten wenigstens das Gute, daß die Gehülfen jener Meister, vertrieben, sich ihres Versprechens ledig hielten, und so die neue Kunst verbreiteten. Noch in demselben Jahrhunderte breitete sie sich über ganz Europa aus.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, hier die spätere Vervollkommnung der Kunst und ihre Ausbreitung über die Erde zu schildern. Jedermann weiß, daß zu den ersten Mächten, welche die heutige Welt regieren, die Presse gehört, und hat schon gestaunt, wenn er die herrlichen Leistungen dieser Kunst in unsern Tagen beschauete.

Die alte Welt hätte Gutenberg unfehlbar zu einem Gott gemacht. Göttlich ist seine Kunst.

Denn was befreite die Wissenschaft aus ihrer priesterlichen Gefangenschaft? Was riß die unsterblichen Werke der Alten aus den Klostergräbern an's sonnige Leben der neuen Welt? Was trug der Propheten Wort, das eine neue Zeit verkündete, von Land zu Land? Was gewährte dem Armen die Macht, die Schätze der Geister sich zu erschließen? Was emanzipirte Wissen und Kunst von Zopf und Privilegien? Was schuf die Millionen Zungen, die fortan von den Dächern predigten, was die Weisen sich ins Ohr gesagt? Was verleiht uns heute die Macht, in die stillste Einsamkeit uns die edelsten Geister aller Zeiten und Völker zu citiren, daß sie mit ihrem Besten uns erfreuen? Wer vermochte den geistigen Verkehr der Menschheit und ihre Bildung in den neuen Abschnitt ihrer Entwickelung zu heben, den sie gegenwärtig durchläuft? Das hat die Buchdruckerkunst gethan und thut's noch alle Tage. Die Erfindung des Compaß konnte zur Entdeckung einer neuen Welt führen, und die Erfindung des Pulvers die Völkerverhältnisse ändern, aber sie konnten nicht jene Macht auf den Thron setzen, die ohne Blutvergießen die letzten Schlachten aller Kämpfe gewinnen und die Geheimnisse der Welt offenbaren wird. Und wenn Luther diese Kunst „das letzte Auflodern vor dem Erlöschen der Welt“ genannt hat, so läßt das über die Naivität des Glaubens dieses großen Mannes zwar keinen Zweifel, zeigt aber die Ahnung von der unendlichen Größe der Macht, die in ihr liegt. In der That ist sie das Flammenlodern, in welchem die alte Welt vergeht, das geläuterte Gold ihrer Bildung der neuen Welt überliefernd, die Schlacken des Alten begrabend, fortwirkend in alle Zeit.

Die Nachwelt hat nun längst anerkannt, daß die Buchdruckerkunst die Königin aller Erfindungen neuerer Zeit ist, die jüngere Schwester

jener älteren Kunst der Schriftsprache überhaupt, die wir zu andern Zeit gefeiert,*) beide die ebenbürtigen göttlichen Schwestern, welche die Natur zu ihrer Mutter, den Geist der Menschheit zu ihrem Vater haben; und wo sie auf Erden wandeln, da ist ihre Nähe, wie einst von den Göttern gesagt wurde, durch die Zeichen menschlicher Bildung und ihres unendlichen Wachsthums gesegnet.

Und so ist denn auch dem verachteten und verfolgten Manne, dem unbestrittenen Schöpfer dieser Kunst, die verdiente Glorie geworden, die seine Zeitgenossen nicht geahnet. Das vierhundertjährige Jubelfest, von dem ich ausging, war davon ein schöner und, wie wir gewiß erkennen, ein vollkommen gerechtfertigter Ausdruck. Wenn aber Gelthus noch nöthig hatte, auf seinem Denkmal der Welt zu sagen, wer der Johann Gensfleisch war, so ist das in unsern Tagen überflüssig. Seit dem 14. August 1837 steht zu Mainz auf dem Gutenbergsplatze das schöne Standbild des edlen Meisters, von Thorwaldsen modellirt, von Crozatier in Erz gegossen, mit der einfachen Inschrift:

Joannem Gensfleisch
de Gutenberg,
Patricium Moguntinum,
Aere per totam Europam collato
posuerunt cives,
MDCCCXXXVII.

d. h. Johann Gensfleisch von Gutenberg, Edlem von Mainz, errichteten mit ganz Europas thätiger Hülfe dies Standbild die Bürger 1837.

---

*) Siehe Ed. Baltzer, das Menschenleben. VII: Die Sprachengabe; VIII: Die Schriftsprache.

V. Geronimo Savonarola.

21. September 1452 — 23. Mai 1498.

Ich sage Euch, dieser Brand ist so gewaltig angezündet, daß Ihr ihn nicht werdet löschen können, Ihr möget blasen, wie Ihr wollt.

Savonarola.

Wie in den Witterungsverhältnissen zuweilen Perioden eintreten, wo er Landmann mit bangendem Herzen nach seinen Saaten schauet, oder ar seine Hoffnungen vernichtet und vielleicht Theuerung und Krankheiten weithin verderbend die Menschheit heimsuchen sieht, so ist's auch in der Geschichte. Es treten Zeiten ein, wo die beste geistige Aussaat zu Grunde geht, Nacht und Trübsal die Völker heimsucht. Aber wie der Landmann weiß, daß die Ordnung der Natur doch wieder neuen Frühling und neue Ernte bringt, wie er daher voll Zuversicht von Neuem ackert und säet und seine letzte Kraft und Habe dem Schoße der Erde vertraut: so auch in der Geschichte. Mit Siegesgewißheit bauen jüngere Kräfte den Boden der Menschheit immer von Neuem an, und wenn die Zeit erfüllt ist, reifen ihre Saaten, und die Menschheit hält reiche Ernten von dem, was aufopfernde Seelen und Zeitalter Gutes gesäet. Nur der Einsichtslose ist daher in trüben Zeiten trostlos; der Einsichtsvolle sieht, was da kommen muß, und läßt sich nicht irren in seiner Arbeit.

Das 15. Jahrhundert, auf das wir nun unsern Blick richten, liefert uns hierfür mannigfache und überzeugende Beweise. Zwei Punkte Europas waren es, wo vor vielen andern Orten die leuchtende Flamme der Wahrheit heilverkündend emporstieg, helle Leuchten für Mit- und Nachwelt: Portugal und Italien.

In Portugal war es der Prinz Heinrich, dessen wissenschaftliches Interesse und freigebige Aufopferung jene nautischen Wissenschaften hob, aus deren Pflege, wie wir später näher sehen werden, die Entdeckung der neuen Welt hervorging.*)

In Italien waren es ebenfalls zwei Fürsten, welche in Florenz den Strahlenglanz neuen Lichtes wie im Brennpunkte zu sammeln wußten:

---

*) Siehe Abschnitt VI.

Cosmo und Lorenzo von Medici. Das nach ihnen benannte mediceische Zeitalter ist die neuklassische Periode Italiens, wo seine größten Dichter, Maler, Bildhauer und Baumeister die Kunst ihrer Vollendung zuführten und die Wissenschaften einen neuen Aufschwung nahmen.

Wenn in solchen Zeitaltern die Religion sich nicht fortschreitend mit der Gesammtbildung läutert, vergeistigt, und die Gegenwart reformirend, sich nicht mit den neuen Ideen und Bedürfnissen in höhere Einheit auflöst und versöhnt, so entsteht jedesmal eine Entfremdung von Religion und Leben, die zu gefährlichen Krisen, und gewöhnlich zu gewaltsamem Bruche führt. So damals. Die christliche Kirche, zur vollendeten Hierarchie durchgebildet, hatte ihre ursprüngliche Kraft in einer unendlichen Fülle von Außenwerk und Werkheiligkeit verbraucht, so daß sie für die höher Gebildeten wie ein versteinerter Wald dastand, der für einen ersten Blick wohl imponiren, aber für des Lebens tiefere Bedürfnisse nicht genügen konnte. Die edelsten Geister, die verjüngte Kraft der Nation, begann daher neben und außer der Kirche sich zu entwickeln, wenn sie gleich scheinbar noch deren Formen behielt und ihren Inhalt zum Ausgangspunkte neuer Strebungen machte.

Aber der ungeheure Conflict, der ein Jahrhundert später Länder erschütternd zur Entwicklung kam, hatte schon in dieser Zeit seine Vorzeichen, und Savonarola ist der Mann, in welchem er sich großartig zusammenfaßte: Savonarola, der Luther Italiens, — wenn die Zeit ihn mehr begünstigt hätte!

Geronimo Savonarola war im Jahre 1452 zu Ferrara geboren, wo sein Vater Professor der Medicin war. Er erhielt eine gute Erziehung und sollte ebenfalls Arzt werden, allein sein feuriger Geist, den mächtigen Eindrücken derjenigen Wissenschaften und Künste hingegeben, welche eben einen neuen vorzüglichen Aufschwung genommen, wandte sich von der Medicin ab. Er studirte Philosophie, Beredtsamkeit, Dichtkunst und Theologie, und zeichnete sich durch sein Genie in allen diesen Richtungen aus, obwohl er, nichts weniger als schon Meister des Stoffs, sich bald hierhin bald dorthin stärker angezogen fühlte. Die tiefere Einheit menschlichen Wissens und Könnens suchend, wandte er sich vorzüglich der Theologie zu, und, 22 Jahr alt, trat er zu Bologna in den Dominikanerorden ein. Je mehr er aber seine Ordensbrüder, der Eitelkeit der Welt verfallen, von Geldgier und Genußsucht beherrscht sah, desto mehr wandte er sich von diesem Treiben ab und der ernsten Sittenstrenge, den ascetischen Uebungen und den heiligsten Studien zu. Freilich mußte er aristotelische Wissenschaften vortragen, aber seine Neigung trieb ihn vielmehr zu den alten Kirchenvätern, Joh. Cassianus, Hieronymus, Augustinus: vor Allem aber

u der Bibel selbst, die er zum größten Theile auswendig wußte.

Dabei übte sich Savonarola im Predigen, verfeinerte seine Kunst der Rede und machte durch die hinreißende Kraft seiner natürlichen Beredtsamkeit, wie durch den tiefen Ernst seiner Religiosität gewaltigen Eindruck. Bald leuchtete sein Name, und Lorenz von Medici bewirkte seine Versetzung nach Florenz, wo er 1490 Prior des Dominikaner-Klosters zu St. Marco wurde.

Hier in Florenz entfaltete sich nun die ganze Bedeutung und das Schicksal dieses seltenen Mannes. Die bezeichnendsten Züge seines Wesens und Wirkens dürften in Folgendem liegen:

Die belebende Zauberkraft seiner Religiosität hatte bei Savonarola für ihn selbst und für Andere ihren tiefsten Grund in der heiligen Gluth der Liebe, die wie ein Gottesodem ihn erfüllt, beseligt, kräftigt. Diese Innerlichkeit und Unmitttelbarkeit seiner Religiosität bestimmt sich näher als christlicher Glaube in der Denk- und Empfindungsweise eines Augustinus, also als Rechtfertigung aus dem Glauben, in der Kraft edler Mystik, die nicht wie bei dem „heiligen" Augustinus durch ein voraufgegangenes sündhaftes Leben, sondern durch das ahnende Suchen eines genialen Geistes zu erklären ist. Den Gegensatz zu dieser inneren religiösen Richtung bildete die Werkheiligkeit des herrschenden Christenthums, die Religion als äußerer Cultus, der damalige glänzende Deckmantel sittlicher Entartung, sinnlicher Versunkenheit. Hier mußte der Kampf entbrennen, und so geschah es: Savonarola war der furchtbare Bußprediger seiner Zeit, dem sich mediceische Fürsten so gut wie der rohe Bootsmann beugten. Florenz bekam ein anderes Ansehen. Man fing an, ein im mönchischen Sinne sittlich strenges Leben an die Stelle der bisherigen Ausschweifungen zu setzen. Die Fasten wurden so eifrig gehalten, daß die Fleischtaxe sank; die Vergnügungen eingestellt, so daß viele Gasthäuser eingingen; das Theater hörte auf; die Buhlerinnen wurden verjagt; Würfel, Karten, musikalische Instrumente, Bücher weltlicher Art, wie Boccaccio, freiwillig ausgeliefert und auf öffentlichen Plätzen unter Palmengesang feierlich verbrannt. Florenz, dies neue Athen, lag in Sack und Asche und that vor dem gewaltigen Worte eines Mönches Buße.

Der zweite characteristische Punkt ist, daß Savonarola die Bibel selbst zur wesentlichen Grundlage seines Wirkens machte. Er wurde dadurch nicht nur vor Verirrungen bewahrt, denen Schwärmer wie er leicht verfallen, sondern er gewann darin auch bei seinen Verkündigungen die Macht der göttlichen Autorität für abweichende Ansichten, und so den großen erregenden Einfluß, den er durch sein Wort übte. Sein

Name erscholl durch Italien, sein Ruhm durch Europa; aus gro
Fernen kamen die Menschen, Gelehrte und Ungelehrte, den großen Ma
zu hören, selbst der Sultan verlangten Näheres über ihn zu wiss
und ließ seine Vorträge ins Türkische übersetzen.

Der dritte wesentliche Punkt ist der Kampf gegen das Pabstth
Savonarola wich von den dogmatischen Lehren der Kirche eigentlich ni
ab; aber was die äußere Gestaltung des Christenthums in Verfass
und Leben anbelangt, so war er ein furchtbarer Gegner. Savonar
wollte den christlichen Glauben ohngefähr in den Formen des Urchrist
thums, angewendet auf seine Zeit. Das herrschende Gegentheil hatte sei
Stützpunkt im Pabst, folglich mußte der Kampf gegen diesen entbren
Das Pabstthum ist ihm das Antichristenthum. Als nun am 25. J
1492 Innocenz VIII. starb und der Spanier Rodrigo Borgia als Alexa
VI. den päbstlichen Stuhl bestieg, mußte Savonarolas Predigt volle
Nachhall finden. Durch große Bestechungen zum Pabst erwählt, ein „sch
loser Wüstling,“ grausam, ehr= und geldgierig, bemüht seiner Maitre
Kinder empor zu bringen, ein Mann, dem „Treue und Religion n
zum Gespött dienten“ — ein solcher Mann schien dazu gemacht, d
Pabstthum an seiner eigenen Schlechtigkeit untergehen zu lassen. E
begreift sich, wenn so das Haupt der Christenheit war, wie die Glie
werden beschaffen gewesen sein, und wie auf dieser Folie das Bild Sa
vonarolas nur schöner und leuchtender als sonst gestrahlt haben muß.

Der vierte Punkt ist zwar ein vielbestrittener aber nicht mind
wichtiger. Es lag nämlich in Savonarolas mystischer Geistesrichtung,
daß er eine lebendige Wechselwirkung zwischen Gott und Mensch, ja ein
gewisse Einheit zwischen beiden annahm. Er fühlte Gott in sich, sich
in Gott. Da er uun ferner die Geschichte als eine Entwickelung dess
ansah, was die göttliche Vorsehung leitet, so lag es nahe, daß er sich
selbst als Werkzeug der göttlichen Vorsehung betrachtete, und sein Werk
als Gotteswerk. Und das that er, wie ein Luther es that. Da er aber
hiermit scharfe Beobachtung und Weltkenntniß verband, so sah er,
wie Alle, deren Genius über die Menge emporragt, in die Zukunft, und
was er sah, weissagte er dem Volke, damit es in Zeiten thäte, was
ihm zum Frieden diente. So kam er denn in den Ruf eines Pro-
pheten, im alten Sinne des Wortes, der sich übernatürlicher Offenba-
rungen zu erfreuen habe, und viele Sagen hierüber gingen im Munde
des Volks. Daß die Spuk= und Poltergeister sowie jene bösen Geister,
die in den „Besessenen“ hausen, vor Savonarolas Erscheinung flohen,
daß der heilige Geist in Gestalt einer Taube mit goldenem und silber-
nem Gefieder auf seinen Achseln sitzend und ihm die göttlichen Offen-
barungen ins Ohr flüsternd, gesehen worden, und dergleichen Märche

..., wurden vom Volke geglaubt. Man sieht daraus, wie der Nim- ... eines heiligen Gottgeweiheten ihn umstrahlt hat. Man hat bis in ...re Zeit irrthümlich behauptet, daß er sich wirklich solcher übernatür- ...en Offenbarungen gerühmt, sich selbst oder Andere getäuscht haben ...e. Erst die neuere Zeit hat auch hierin Wahrheit und Dichtung ...er scheiden gelehrt.

Der fünfte wesentliche Punkt zur Characteristik Savonarolas ist ... unmittelbare **Anwendung der Religion auf die Politik.** ... jene sozialen Gedanken, die das neue Testament und das Urchristen- ...m wie leuchtende Sterne durchziehen, waren in seiner Seele zu einem ...zigen himmlischen Feuer zusammengeflossen, und wenn er in den bis- ...igen Punkten mit Luther zu vergleichen ist, so ist er in dieser Hin- ...t der Zwingli seiner Zeit, der glühende Republikaner aus Religion. ...n wenn vor der Liebe des Ewigen die Menschen diesseits und jenseits ...h sind, warum sollen sie untereinander sich zu Herren und Sclaven ...chen? **Wer das thut, leugnet Gott durch seine That.** ... meinte Savonarola. Nun war aber damals Florenz neben Venedig ... Genua die wichtigste und zwar demokratische Republik Italiens, die ...tz der vielen Bewegungen im Innern und nach Außen die „Blüthe ...aliens“ darstellte, und ging in vielen großen und schönen Dingen, in ...werben, Künsten und Wissenschaften, den übrigen Staaten voran. ...e Kaufmannsfamilie der Medici hatte es verstanden, einer falschen Aristo- ...tie rechtzeitig entgegen zu treten, mit Klugheit und Milde sich an ...e Spitze der Demokratie stellend. Johann († 1428) und Cosmo ... 1464) von Medici waren durch diese edelsten Mittel zur factischen ...ewalt in der Republik gelangt, und letzterer vom dankbaren Florenz ...ch seinem Tode mit Recht der „Vater des Vaterlands“ geheißen. ...ter von Medici († 1469) spielte aber schon die Rolle des Herrschers, ...ne des Vaters Geist, unterdrückte eine Empörung, starb aber bald. ...hm folgte sein Sohn Lorenzo von Medici, der berühmteste unter allen ...ediceern († 1469—1492), der Florenz zum Glanzpunkt seiner Höhe ...achte, und in dessen Regierungszeit auch unseres Savonarola Leben ...esentlich fiel. Als Lorenzo auf dem Sterbebette lag, verlangte er nach ...avonarola. Dieser hatte ihn stets gegeißelt, denn von seinem Stand- ...unkte sah er in dem berühmtesten Mediceer nur den Sittenverderber ...ner Zeit. Lorenzo dagegen erkannte in Savonarola den einzigen wahren ...önch. Beide blieben auch ihrem Character in solcher entscheiden- ...en Stunde getreu. Der Mönch stellte drei Bedingungen, unter denen ... Beichte hören wolle: Lorenzo solle den rechten Glauben bekennen, solle ...rückgeben, was er mit Unrecht an sich gebracht, und solle in Florenz ...e alte republikanische Verfassung wieder herstellen. Die beiden ersten

Name erscholl durch Italien, sein Ru
Fernen kamen die Menschen, Gelehrte un
zu hören, selbst der Sultan verlangte
und ließ seine Vorträge ins Türkische ü

Der dritte wesentliche Punkt ist de
Savonarola wich von den dogmatischen
ab; aber was die äußere Gestaltung
und Leben anbelangt, so war er ein f
wollte den christlichen Glauben ohngefäh
thums, angewendet auf seine Zeit. Das h
Stützpunkt im Pabst, folglich mußte de
Das Pabstthum ist ihm das Antichrist
1492 Innocenz VIII. starb und der Spani
VI. den päbstlichen Stuhl bestieg, mußt
Nachhall finden. Durch große Bestechunge
loser Wüstling," grausam, ehr- und gel
Kinder empor zu bringen, ein Mann,
zum Gespött dienten" — ein solcher
Pabstthum an seiner eigenen Schlechtig
begreift sich, wenn so das Haupt der C
werden beschaffen gewesen sein, und wie
vonarolas nur schöner und leuchtender a

Der vierte Punkt ist zwar ein v
wichtiger. Es lag nämlich in Savona
daß er eine lebendige Wechselwirkung zw
gewisse Einheit zwischen beiden annahm
in Gott. Da er nun ferner die Geschi
ansah, was die göttliche Vorsehung leit
selbst als Werkzeug der göttlichen Vors
als Gotteswerk. Und das that er, wie
hiermit scharfe Beobachtung und Wel
wie Alle, deren Genius über die Menge
was er sah, weissagte er dem Volke,
ihm zum Frieden diente. So kam er
pheten, im alten Sinne des Wortes, d
rungen zu erfreuen habe, und viele Sa
des Volks. Daß die Spuk- und Polter
die in den „Besessenen" hausen, vor S
daß der heilige Geist in Gestalt einer
nem Gefieder auf seinen Achseln sitzend
barungen ins Ohr flüsternd, gesehen w

[illegible]

ch
ig=
ser

Das Alles reizte den Haß der Pfaffen gegen den kühnen nur noch mehr. Widerlegen konnten sie ihn nicht. Ein Bis gleich anfangs den Befehl Alexanders dazu hatte, erklärte: da man Waffen haben; Savonarola sage, man dürfe keine Concubi ten, keine Aemter verkaufen u. s. w. Darin habe er Recht, man ihn denn widerlegen; man müsse ihn erkaufen. Da di mißlungen und dem kühnen Propheten sonst nicht beizukommen schloß man — ihn zu ermorden. Eine neue ihm ungünstigere war eingesetzt. Unter diesen günstigen Umständen beschlossen d pagnacci ihn am Himmelfahrtstage 1497 auf der Kanzel meuch tödten. Seine Predigten waren so besucht, daß es gefährlich wa die wogende Menge sich hinzubewegen. Deshalb aber ließen seine ihn auch nicht aus ihrer Nähe, denn sie wußten, wessen sie sich v Feinden versehen durften. Am genannten Tage ward das Atte sucht; aber es gelang den Mördern nicht: unter wildem, di durchbrausendem Getümmel ward Savonarola durch die kühne G senheit einiger getreuen Anhänger gerettet. Der Aufruhr, die En der Kirche bot aber der Signoria Vorwand, ihm das Predigen zu untersagen, und dem Pabste, um ihn in den Bann zu th sieht, geistliche und weltliche Herren bieten sich bereits, wie z zigung Jesu, die Hand.

Savonarola schwieg. Aber sein Herz brannte. Am S Septuagesimä des nächsten Jahres, 1498, bestieg er trotz des die Kanzel, bewies die Widerrechtlichkeit und also Ungültigkeit des und donnerte schonungsloser denn je wider Rom. — Er durfte wagen, denn eine ihm günstigere Signoria war ans Ruder gekom Aber schon nach wenigen Wochen trat diese wieder ab, und ei bereitete die Entscheidung. Ein Minorit nämlich war mit einen nikaner in Streit gerathen über Savonarolas Lehren, und e deren Falschheit durch die Feuerprobe zu erweisen. Die Herauss wurde angenommen, und alle Mönche des Klosters San Marc sich zu dem verhängnißvollen Feuergange, so fest waren sie von de heit der Lehren ihres Meisters, so fest zugleich von der Sicherhe „Gottesurtheile“ überzeugt. Indeß, der zuerst den Streit gehabt dazu bestimmt, Domenico da Pescia. Der Minorit stellte st einen Andern seines Ordens. Die Signoria bestimmte den feierlichen Gottesgericht, den 7. April 1498. Auf dem Markte sich zwei Scheiterhaufen, durch deren Feuer die Mönche hind sollten, Fenster und Dächer waren voll Menschen, die des seltene spiels harreten, zwei Gerüste nahmen, das eine den Staatsr andere die Kämpfenden auf. Da erhoben sich zwischen den Kä

ie Streitigkeiten, über welche verschieden berichtet wird. Im Ganzen ſo viel klar, daß der Minorit und seine Genossen, entweder aus heit oder aus Absicht, die Schwierigkeiten erhoben. Die Nacht h herein, der Staatsrath befahl die Aufhebung der Sache, das likum war getäuscht und schimpfte auf Savonarola, dem man die he unverdienter Weise in die Schuhe zu schieben wußte. Und aller= s hatte sich Savonarola gegen das Gottesurtheil erklärt, weil es nöthig sei, das mit Feuer zu beweisen, was aus hellen Gründen ſei. Gleichwohl hatte er sich auf allgemeines Verlangen mit allen ensbrüdern zur Feuerprobe bereit erklärt, ein Zeichen, daß er über Glauben an dergleichen Urtheile noch nicht erhaben war.

Am folgenden Tage begannen die Gewaltthätigkeiten. Das Kloster Marco wurde belagert. Sieben Stunden vertheidigten sich die nche. Man legte endlich Feuer an und erstürmte das Kloster. onarola wurde gefangen, gebunden und mit zwei Häuptern seiner lei, Dominicus und Sylvester, unter Mißhandlungen in den Palast Signoria gebracht und eingekerkert. Auch hier rief dieselbe Menge, ihn angebetet, ihr „Kreuzige."

Aus funfzehn seiner ärgsten Feinde formirte man ein Gericht zur urtheilung der Sache. Savonarola wurde durch Folter und neuer= ste Martern gequält, um zu gestehen, daß er ein Betrüger sei. schrie oft: „Nimm, Herr, meine Seele!" In Zwischenpausen betete knieend für seine Feinde. Einiges, was er unter der Folter gesagt, errief er. Als es noch nicht genügte, was man von Geständnissen zupressen vermocht, fälschte man die Protocolle und sandte sie dem pste ein. Dieser erkannte danach, daß Savonarola Ketzer, Schisma= , Kirchenstörer und Volksverführer sei, und die Signoria zu Florenz ach danach das Urtheil, daß Savonarola sowie Domenico da Pescia Sylvester Maruffi erdrosselt und dann verbrannt werden sollten. 23. Mai 1498 ward das Urtheil vollstreckt. Zuerst wurden die den Freunde erhängt, dann Savonarola. Er starb gefaßt unter lautem ennern an Christus. Dann wurden die Leichname verbrannt; ihre he in den Arno geworfen, damit auch keine Reliquie von ihnen übrig be. Die Feinde triumphirten, die Menge war gleichgültig, die Freunde ten lange Spott und Verfolgung zu leiden.

Der Pabst hatte gesagt, Savonarola solle sterben, und wenn er hannes der Täufer wäre! So starb er denn unter den Augen der stlichen Commissäre, die ihn noch besonders, aber eben so vergeblich, ten foltern lassen.

„Durch die Hinrichtung des innigst verehrten Freundes in tiefster le getroffen, ging der Maler Baccio della Porta in das Kloster San

Marco, dem Savonarola vorgestanden. Nach mehreren Jahren e jungen Raphael der Kunst wiedergewonnen, malte er, nun Fra Bar geheißen, das Bild des Propheten, mit einem Heiligenscheine, wie heute zu sehen ist, und auf Raphaels Disputa im Vatikan steht Dante zur Seite der großen Kirchenlehrer."

In dem berühmten Grafen Pico da Mirandola fand er seinen begeisterten Biographen; Luther übersetzte mehrere seiner S und dachte groß über ihn. Man könne, sagt er, an diesem Manne sehen, welche Männer Rom, dieser Sitz des Verderbens, derben pflege; aber wenn auch der Antichrist sein Andenken zu ve gehofft, er lebe doch noch, und Christus canonisire ihn! Neuerlic Rudelbach und besonders Meyer, Wahrheit und Dichtung sichten Andenken erneuert. Das schönste Denkmal setzte ihm unser d Dichter Nic. Lenau in der Dichtung, die Savonarolas Namen tr

Fragen wir uns, was Savonarolas jähen Sturz und Un herbeigeführt, so war dies wohl seine unmittelbare Vermischu Religion und Politik, zu der sein stürmender Eifer ihn und d zu seinem republikanischen Vaterlande fortriß. Wir wollen den Todten damit nicht tadeln, aber wir lernen von neuem daran, grobe Werkstatt der Politik, wo die Gewalten reden, nicht der ist, wo die Religion gedeihet und aus ihrer Wahrheitssaat den des Herzens und der Welt erntet. In sich selbst trug Sav diesen Frieden; in einer günstigern Zeit hätte er ihn der Wel können. Aber er war der Zeit zu weit voraus, darum zählt die Propheten einer neuen Welt, für die auch er als Märtyr Wir scheiden von ihm mit des Dichters Wort:

O Menschen, Menschen, arge Thoren!
Weh euch! was habt ihr hier gethan!
Wer giebt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerstört in eurem Wahn?!

Ihr habt den freundlichen Genossen,
Der eures Jammers sich erbarmt,
Das treuste Herz habt ihr verstoßen,
Und wisset nicht, wie ihr verarmt!

Was hilft es, daß die Sonne scheinet,
Und daß die Erde lustig blüht;
Der es so gut mit euch gemeinet,
Wenn er zu Asche hier verglüht?

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Feuerflamm' und Rauch von bannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

VI. Christoph Kolumbus.

1436 — 20. Mai 1506.

> Venient annis saecula seris, quibus Oceanus vincula rerum
> Laxet et ingens pateat tellus, Tethysque novos
> Detegat orbes, nec sit terris ultima Thule.
> (Kommen wird eine Zeit, wo der Ozean alle Fesseln bricht,
> Wo eine neue Welt sich aufthut, wo Tethys ungeheure
> Länder enthüllt, und es kein fernes Thule mehr
> Auf Erden giebt.)
>
> Seneca Med.

Das Bild, welches sich die menschliche Phantasie von Himmel und ...e entwirft, war immer und ist unwillkürlich die Grundlage, auf ...cher das geistige Leben der Menschen und somit zuletzt ihre Thätig...en und Einrichtungen beruhen. Die Geschichte von der Veränderung ... menschlichen Vorstellungen über Himmel und Erde ist daher, wenn auch ...rect ein Theil der — Religionsgeschichte. Deshalb haben denn auch ... großen geographischen Entdeckungen einen wesentlichen Einfluß auf ...Culturgeschichte der Menschheit gehabt und erregen auch unser religiöses ...teresse. Lassen Sie mich daher auch einen Repräsentanten aus der ...ßen Reihe der Männer, die sich auf diesem Gebiete verdient gemacht, ... unsere Seele stellen und die Ideen erwägen, die der Name Kolumbus ...egt.

Das Alterthum hatte über Gestalt und Oberfläche der Erde viel ...estimmtere und fabelhaftere Meinung, als man gewöhnlich glaubt; ... religiösen Mythen geben davon hinreichende Beweise. Sehr allmälig ... konnten Erfahrung und Beobachtung in diese zerfahrenden Nebel ...re Grundzüge des wahren Bildes der Erde bringen. Der Pilger ...im Süden die Sterne des Poles tiefer stehen als im Norden, der ...iffer sah übers Meer die Spitzen der Thürme, Schiffe, Berge u. s. w. ... als ihren Fuß, der Denker sah bei der Mondfinsterniß die Rundung ...s Schattens — kurz, nach Jahrtausenden sank der erste Glaube, daß ...Erde eine Scheibe sei, vom Ozean umflossen; man fand, sie müsse ...rtig sein. Jene alten alexandrinischen Gelehrten fanden durch ...trische Schlüsse sogar die Größe des Erdballs schon ziemlich richtig — ... die eigentliche geographische Wissenschaft war noch so wenig geboren,

daß man nur Biancos berühmten venetianischen Atlas vom Jahr
zu sehen braucht, um zu wissen, daß auch über die sogenannte al
bis dahin eine wahrhaft kindliche Unwissenheit herrschte. Die Er
ein noch unentdeckter Planet, und seine Atmosphäre von so wund
Nebelbildern erfüllt, daß selbst einem Kolumbus und Magelhan die
von der Kugelgestalt der Erde nur wie ein Gelehrtenmärchen alter
vorschwebte.

Es scheint unglaublich, daß die Gelehrten der alten Zeit di
graphie der Erde aus deren Abspiegelung im Monde studiren ı
und doch that es ein Agesianar, den Plutarch zu widerlegen
Wenn man freilich aus heutiger Zeit die Schriften mancher Th
läse, würde man ähnliche Schlüsse auf die Unwissenheit unseres Ze
machen. Jenseit der bewohnten Welt, über den Bergen, Wäldern,
Wüsten, da sei noch eine „andere Welt" auf Erden, meinte Strab
ein „andrer Erdkreis," wie Pomponius Mela sagt, mit andern M
Macrobius aber beweist, daß diese südliche bewohnbare Welt
völlig unzugänglich sei und sein werde. Der religiöse Glaube ab
mit diesen phantastischen Träumereien seine Meinung in leichte
dung, so die Griechen ihre Gärten der Hesperiden und ihre glü
Inseln, so die Perser ihren Berg der Götter, so die Arabe
Berg der Seligen, und den Nachklang finden wir noch bei Kol
der im atlantischen Ozean eine bergähnliche Erhebung, wo das
schöner und man dem Himmel näher sei, annahm und zu l
suchte.

Je fabelhafter nun diese ganze Ansicht von der Erde war,
das indische Meer als ein Binnensee verzeichnet wurde und Himm
Erde noch sich gegenseitig ihre Bewohner zusendeten, desto leichte
auch zur Mythe, was vielleicht wirkliche Entdeckung kühner Ab
alter Zeit gewesen. Oder woher sonst jener Mythus, dem woh
Humboldt wieder erneuete Aufmerksamkeit zuwandte, wonach fün
reisen westlich von Britannien eine Insel Ogygia liegt, weiter
drei andere Inseln, noch weiter westlich das Festland, vom M
Kronos umflossen? Was ist dieser saturninische Continent des P
was die Atlantis des Plato wohl anders als ein Theil jener
die wir heute die neue Welt nennen?

Nimmt man zu solchen Ueberlieferungen die Thatsachen, daß
eine sehr alte reiche Bevölkerung hatte, deren wahrscheinliche a
Abstammung immer deutlicher wird, und daß vor Kolumbus' Zeit
schon öfter „gesucht ist," z. B. von den Arabern, als sie Lissab
herrschten und von dieser Stadt aus westlich 30 Tage weit
uben; gesucht, aber auch sicher gefunden wurde von den Norr

von dem cultivirten Island aus, Grönland und die andern westlichen en des Continents bereits im 10. Jahrhundert besetzten — so gewinnen Mythen historische Bedeutung, und es wird anschaulicher, wie beim rgange in eine neue Civilisation der Zeitpunkt kommen mußte, wo rheit und Dichtung durch das kritische Genie und das unwiderleg= Experiment sich scheiden mußten.

Christoph Kolumbus war dies Genie, die Entdeckung der neuen t war diese That.

Es ist nicht meine Absicht, hier ein genaues Lebensbild dieses nes zu entrollen: wir haben dies ja wohl Alle von Kindesbeinen mit Wohlgefallen beschauet; nur in so weit gedenke ich es wach zu n, als es nöthig ist, die Bedeutung dieser That in damaliger Zeit, den Einfluß der großen geographischen Entdeckungen auf unsere Bil= g überhaupt zu verdeutlichen.

Christoforo Colombo, in Spanien später Christoval Colon sich nen= d, am bekanntesten unter dem latinisirten Namen Kolumbus, war in ua wahrscheinlich im Jahre 1436 geboren. Sein Vater war Woll= mer; beide Eltern brave, aber arme Leute, die ihre vier Kinder, Brüder und eine Schwester, bieder erzogen. Aber nur Christoph ang sich durch eigene Energie aus der Dunkelheit empor, so daß Städte und Adelsfamilien um seine Zugehörigkeit streiten, um dem Manne Ruhm zu haben, der einst ungehört an ihre Thüren fte.

Unser Kolumbus lernte frühzeitig lesen, schreiben, rechnen, zeichnen, len; er schrieb so schön, daß er sich damit Manches verdiente. Seine igkeiten verschafften ihm Gönner, und so fand er eine höhere Bildung der damals berühmten Hochschule zu Pavia, wo er Latein, Geometrie, ernkunde oder, wie es damals hieß, Astrologie, Geographie und Alles, s zum Seewesen gehörte, sich aneignete, wenigstens in den Hauptsachen, nur kurze Zeit scheint er hier verweilt zu haben. Er kehrte nach ua zurück, arbeitete kurze Zeit im Geschäfte seines Vaters, und trat n, seiner Neigung folgend, in den Seedienst. Das Meer übt auf den stenbewohner einen unwiderstehlichen Reiz, zumal wenn es, wie dem wasser, die offene Straße zu den paradiesischen Gefilden ist, von denen damalige Glaube so glänzende Bilder entwarf, und von deren schein die Produkte der fremden Länder und die Sagen der Aben= rer wunderbare Kunde gaben. Die Schifffahrt war übrigens damals m Kriegführen unzertrennlich, denn sie war ein völliges Corsaren= m, das Christen und Muhamedaner gegen einander und unter sich ten. Auch Kolumbus' glühende Natur wurde vom Reize des aben= erlichen Seemannslebens entzündet, zumal es der Weg zu Glück

und Ruhm, ja zu den Idealen des christlichen Glaubens zu sein ...
Er schwang sich bald zum Capitain empor, und war in nautisch ...
kriegerischer Hinsicht als ein gewandter und kühner Seemann b...
Außer einzelnen Thaten, die glänzende Zeugnisse seines entschl...
Muthes sind, ist indessen von dieser romantischen Zeit seines Leb...
zum Jahre 1470 hin nichts Zusammenhängendes bekannt.

Diese Zeit, in welche Kolumbus' beginnendes Mannesalter fi...
die Zeit der erwachenden Erdkunde, als einer sich gestaltenden ...
schaft und eines wirklichen Bedürfnisses der Völker. Während der
Nacht des mönchischen Aberglaubens war mit allen Wissenschafte...
die Geographie in der Christenheit in Vergessenheit gekommen.
licher Weise hatte die Wissenschaft in dieser dunklen Period...
ausgebildeten Christenthums eine Zuflucht bei Muhameds Jünge...
funden: arabische Gelehrte in Sennaar maßen Breitegrade und d...
kreis der Erde; „verdammte Heiden" retteten die classische Li...
und eröffneten deren Verständniß der versunkenen Christenheit wied...
mit dem glorreichen Emporblühen von Kunst und Wissenschaft in ...
und Zeitalter der Mediceer wurden denn auch die geographischen ...
eines Ptolemäus, Strabo, eines Averroes und Alfragan und Ande...
Zeitalter des Kolumbus wieder erschlossen. Dies gab der Erdkunt...
Interesse, neuen wissenschaftlichen Schwung. Dazu kam das m...
Interesse. Seit den Kreuzzügen war der Verkehr zwischen Morg...
Abendland größer geworden, die mächtigen Republiken Genua und ...
verbanden durch ihre Flotten, Karavanen und Factoreien Ind...
Europa, und führten diesem die Schätze jenes paradiesischen Lan...
Zwei Dinge, Salpeter und Magnet, brachten allein schon eine Um...
hervor, denn Pulver und Compaß, beide schon der alten Welt ...
wurden wie von Neuem erfunden und angewendet: dieser mach...
dem ängstlichen Küstenfahrer bald kühne Weltumsegler, jenes g...
über rohere Völker eine unwiderstehliche physische Macht. Die ...
eines Marco Polo im Morgenlande hatten das Abendland in ...
über jenes Wunderland gesetzt; und alle die neuen Entdeckung...
Phantasieen wurden durch Gutenbergs Kunst rasch und rascher i...
Welt verbreitet. Je mehr versäumt war, desto größere und glä...
Erfolge standen bevor.

Es fehlte jener Zeit aber auch der glückliche Genius ni...

---

*) Wie sehr der überlieferte Glaube aller Völker diesen religiösen ...
erweckte, siehe in W. Irving, sämmtl. Werke, Band 29—31. XXXIII ...
die Lage des irdischen Paradieses".

iese erwachenden Mächte zusammen zu fassen, mit Geist und Reichthum hrem schönen Ziele entgegen zu führen verstand.

Dieser Mann war Prinz Heinrich von Portugal. Unter seinem ater Johann I. war er bei der Eroberung Ceuta's (1411) in Afrika, ammelte dort die Kunde über die unbekannten afrikanischen Grenzländer orgfältig ein und faßte den Gedanken, daß an der Westküste Afrikas, ie man nur wenige Grade von der Meerenge ab kannte, wichtige Ent- eckungen zu machen sein müßten. Diesem Gedanken widmete er sein eben. Er verließ den glänzenden Hof, und in ländlicher Stille, an er Küste des Meeres, ward er Gelehrter und eignete sich selbst alle Kenntnisse an, die zur Lösung seiner Aufgabe nöthig waren. Er gründete ine Akademie, ein Observatorium, und versammelte um sich die ge- ehrtesten Forscher und kundigsten Seemänner. Die alten Schriftsteller wurden studirt und aus ihnen die Umschiffung Afrikas als Tradition gelernt und von Neuem in Untersuchung genommen. Durch Vereine wußte er die Handelswelt für den Gedanken zu interessiren, und schon sah man den Seeweg nach Indien im Geiste gefunden und schneller und leichter als bisher Gummi, Weihrauch, Edelsteine, Gewürze und all die Produkte Indiens in Lissabon ausladen. Freilich war das Vorurtheil auch damals und auch in diesen Dingen das größte Hinderniß. Die Schifffahrt lag noch in ihren Anfängen, und tausend Fabeln waren in Umlauf über das Meer, das kein gegenüberliegendes Ufer habe, und Alle, ie die Küste aus dem Auge verlören, in seine verderblichen Schrecknisse eiße. Jedes Vorgebirge war daher eine Mauer, die dem Kühnsten Ziel ette, das Cap Bojador war die Grenze der bekannten Welt. Ganz esonders hinderlich war die Vorstellung von der heißen Zone. Unter m Aequator, meinte man, seien die Strahlen der Sonne so heiß, daß s Land feuerglühend und die Wogen des Meeres kochend seien; alte ligiöse Traditionen nannten diesen Feuerkreis das feurige Schwert vor m Garten Eden, denn jenseit, glaubte man in der That, liege das radies, aber die Gottheit wahre den Zugang. Diese und ähnliche beln unterlagen indessen endlich der Wissenschaft und der Thatkraft ner Männer. Porto Santo wurde 1418, Madeira 1420, die Azoren 433, die capverdischen Inseln 1444, die Küste von Guinea 1452 entdeckt, d die alten Sagen von den „glückseligen Inseln" wurden wahr, denn önere giebt es wohl auf Erden nicht als Madeira. Prinz Heinrich, e Seele dieser Unternehmungen und deshalb „der Seefahrer" zube- nnt, erntete schon von seiner Saat. Portugal stieg unter den opäischen Völkern plötzlich empor, sein Ruhm glänzte über alle Lande, e unternehmenden Köpfe zogen dorthin, Handel und Reichthum be- nen zu blühen, seine Macht stieg, und eine päbstliche Urkunde schenkte

der Krone Portugal alle bisherigen und künftigen Eroberungen auf Wege nach Indien. Da starb mitten in seinem Werk Prinz Hein den 13. November 1473.

Dies war die Zeit, wo Kolumbus nach Lissabon kam, nach ei Nachricht zufällig, indem er an der Küste Schiffbruch litt und schwimm das Land erreichte, nach einer andern absichtlich, um auf dem classi Boden des damaligen Seewesens sich weiter zu bilden. Irving s aus den Berichten der Zeitgenossen das äußere Bild unseres werb Helden in folgende Worte: „Er war groß von Gestalt, wohlgeb muskulös und von einem vornehmen würdigen Benehmen. Sein sicht war länglich und weder voll noch mager; die Züge waren s von Sonnensprossen bedeckt, und die Farbe neigte zum Röthlichen. hatte eine Adlernase; die Backenknochen standen etwas vor; die Augen li grau und schnell erregbar. Seine Züge hatten etwas Gebietendes. Haar war in der Jugend von heller Farbe, aber Sorgen und M seligkeiten färbten es, nach Las Casas Bericht, früh grau, und in sei dreißigsten Jahre war sein Kopf schon ganz weiß. Er war mäßig einfach in seiner Lebensweise und Kleidung, im Gespräche beredt, winnend und freundlich gegen Fremde, und von einer Liebenswürdig und Sanftheit im häuslichen Leben, welche die Seinigen unendlich ihn fesselte. Seine Gemüthsart war von Natur reizbar, aber er u drückte diesen Hang durch die Größe seines Geistes, indem er sich im mit feinem und edlem Ernste benahm und sich nie ein Unmaß im druck der Rede erlaubte. Sein ganzes Leben hindurch war er be für einen eifrigen Bekenner der religiösen Gebräuche, indem er Strenge die Fasten und Ceremonien der Kirche hielt; doch bestand s Frömmigkeit nicht in bloßem Formelwesen, sondern war von jenem h und feierlichen Schwung der Begeisterung belebt, welcher seinem ga Character eine entschiedene Richtung gab."

Von 1470 an lebte Kolumbus nun in Lissabon, wo ihn Wissensch und — die Liebe fesselte. Er lernte hier nämlich eine gebildete Italien Felipa Mogniz de Palestrello, kennen, die Tochter des Bartol Mogniz de Palestrello, eines ausgezeichneten Seefahrers unter dem Pri Heinrich, der in Porto Santo eine Colonie angelegt, selbst Besitzu dort erworben hatte und Gouverneur daselbst gewesen, obwohl übrig ohne Vermögen. Kolumbus heirathete sie aus Liebe, ließ sich in Liss nieder, und erwarb sich seinen Unterhalt durch Fertigung von See und dergleichen. Er lebte sehr sparsam, und erübrigte noch Unterstütz für seinen Vater in Genua und zur Erziehung eines jüngeren Bru Die Correctheit und Schönheit seiner Karten brachte ihn in Ruf. legentlich machte er eine Seereise nach Guinea mit, und als sein Schwi

ter starb, erhielt er dessen Karten, Reisejournale und sonstige Papiere, ihre Schätze für den Wissensdurst des Kolumbus. Eine Zeit lang ohnte er in Porto Santo, wo seine Frau Land geerbt hatte und ihm n ersten Sohn, Diego, gebar. So war er dem Schauplatze der ößten See-Unternehmungen nahe, und kam in Verbindung mit den rühmtesten Reisenden und Gelehrten, mit denen er Briefwechsel terhielt.

Unter solchen Studien, Erfahrungen und Einflüssen reifte nun er folgenreiche Gedanke in Kolumbus, den er schon 1474 an den athematiker Toscanelli in Florenz schrieb, daß man nämlich nach dien (Asien) gelangen müsse, wenn man gerade westlich steure, und ß dort noch unbekanntes Land liege. Die bestimmtesten Nachrichten s Alterthums sowohl, als die westlich vom Meere angetriebenen Bäume, e Eisen bearbeitete Hölzer, ja sogar zwei der Race nach ganz ab-ichende angeschwemmte menschliche Leichname, haben diese Gedanken in lumbus genährt, weniger der allgemeine Glaube, daß man von Madeira d den andern Inseln weit westlich bei klarem Himmel deutlich ein birgsland erkenne. Kolumbus hatte dies zwar oft und immer in gleicher stalt selbst gesehen, aber richtig darin nur eine optische Täuschung erkannt. r eigentliche Grund seiner Ahnung und seines spätern felsenfesten Glaubens g aber in der mathematischen Geographie. Diese war damals noch in r Kindheit und lehrte, daß von den Azoren bis zu den östlichsten be-nnten Orten Asiens (Chinä) zwei Dritttheile des Erdumfangs wäre. rner war es herrschende Ansicht, daß Asien noch viel weiter nach Osten neinreiche, als bekannt war, daß seine östlichen Küsten folglich bis nahe die westlichen Afrikas und Europas herumreichen müßten. Um so kleiner, inte man, müsse diese Distanz sein, je kleiner der Umfang der Erde erhaupt wäre, denn dieser war damals noch nicht sicher bekannt. Zwei rthümer also, die Meinung, daß die alte Welt viel ausgedehnter, und Erdumfang viel kleiner sei, als beide wirklich sind, wurden Ursache Entdeckung Amerikas. Kolumbus schloß aus seinen Daten, er müsse twärts Indien, d. h. Asien, finden — und er blieb bis zu seinem de auch der Meinung, daß, was er gefunden, Asien (Indien) sei.

Hierzu kommt der Einfluß Marco Polo's. Dieser merkwürdige isende kannte Indien, China und Japan und schrieb im glanzvollsten l ein Reisewerk über jene Länder, dessen wesentliche Nachrichten sich hmals bestätigten. Aber die Auffassung war poetisch übertrieben und ignet, die gespannteste Sehnsucht nach diesen städtereichen Paradiesen erwecken. Kolumbus beruft sich viel auf dieses Werk und suchte er in Westindien die gelobten Länder Marco Polo's mit der sichersten erficht.

Persönlicher Muth, abenteuerliches Jugendleben, glänzende Hoffnung, glückliche Unternehmungen Anderer, der Strom des Zeitgeistes, wissenschaftliche Ueberzeugung, erhitzte Phantasie, Alles vereinte sich in Kolumbus zu der großen That, ja Alles, und dies Alles stand unter der Oberhoheit des religiösen Glaubens, der ihn schwärmen ließ für den Gedanken, das Christenthum in neue Länder zu tragen und neue Völker dem Heiland zuzuführen; er sah sich an als das Werkzeug Gottes, durch welches die Zeit näher gerückt würde, „wo alle Zungen bekennen, daß Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.“

Indessen war Kolumbus ohne Mittel für seinen Zweck und die politischen Verhältnisse gestalteten sich ungünstig. Da bestieg Johann II. 14.. den Thron und belebte die Nautik wieder mit dem Geiste seines Onkels des Prinzen Heinrich. Seine Physiker, und unter ihnen Behaim, der berühmte Nürnberger, wurden aufgemuntert, und ihr Bemühen hatte einen entscheidenden Erfolg durch die Anwendung des Astrolabiums auf die Seefahrt. Während man nämlich durch den Compaß wohl über die Himmelsgegenden sich orientiren konnte, lernte man durch jenes Instrument, das jetzt durch den Sextanten ersetzt ist, die Sonnenhöhe und durch weiter seine eigne Entfernung vom Aequator bestimmen. So zerriß die Wissenschaft die Ketten, welche auch den kühnsten Seefahrer bisher an die Küsten fesselte, und alles war bereitet, um die Fahrt nach Westen zu unternehmen; und dennoch galt diese damals, nach Irving's richtigem Urtheil, soviel wie heute etwa die Ankündigung, mit einem Ballon nach dem Monde zu fahren. So groß ist die Macht der Gewohnheit und des daraus fließenden Vorurtheils.

Kolumbus stellte endlich, nachdem er, wie man sagt, zuerst in Genua einen vergeblichen schriftlichen Versuch gemacht, seinen Antrag an den portugiesischen Hof. Johann II. zeigte sich den persönlichen Vorstellungen des Kolumbus günstig. Aber zwei gelehrte Räthe, denen sein Plan vorgelegt wurde, verwarfen ihn als unbegründete Schwindelei. Einer dieser frommen Herren aber, der Bischof von Ceuta, wußte es dahin zu bringen, daß man Kolumbus hinhielt, Pläne und Karten einreichen ließ, und heimlich ein Schiff auf dem von ihm bezeichneten Wege aussendete. Es kam unverrichteter Sache zurück. Kolumbus aber, empört über diesen Betrug, der mit Vorwissen des Königs geschehen, verließ Portugal. Das war Ende 1484. Er ging, soviel bekannt, nach Genua, und dann nach Venedig, ohne Erfolg; dann nach Spanien. Kurz vorher war seine Gattin gestorben; sein kleines Vermögen war seinen Bestrebungen geopfert; er verließ Lissabon mit Schulden, hatte nur sich selbst und seinen Diego, und ging, so zu sagen, von Land zu Land betteln und bot Staaten und Königen eine neue Welt an!

Im Herbst 1485 pochte eines Tages ein armer Reisender, seinen inen Sohn an der Hand, an die Thür des Klosters St. Maria de bida bei dem Seehafen Palos in Spanien und bat den Thorwärter ein Stück Brod und Wasser für sein Kind. Man theilte es ihm Zufällig ging der Prior Juan Perez de Marchena vorüber, dem anziehende Gestalt und der fremde Dialect auffiel. Es war Kolum- mit seinem Diego. Perez war ein edler und gebildeter Mann. wurden bald bekannt. Er und der Arzt Garcia Fernandez von los erkannten nicht nur den Werth seiner Persönlichkeit, sondern die chtigkeit seines Planes. Kolumbus blieb als Gast, erhielt Empfehlung den Hof, und ließ später seinen Sohn zur Erziehung im Kloster Perez zurück, dessen Kolumbus bis an den Tod in dankbarer rehrung gedachte.

Spanien stand damals im Aufschwunge zu seiner weltgeschichtlichen acht. Der kühne, aber bigotte Ferdinand von Arragon hatte sich mit edlen, weisen, ihm an Geist weit überlegenen Isabella von Castilien mählt, und beide hatten begonnen, der Herrschaft der Mauren in panien ein Ende zu machen und das Land zu geistiger Blüthe und sischer Macht zu erheben. Alles schien günstig für Kolumbus' Pläne. Frühjahre 1486 ging er an den Hof nach Cordova, durch seine pfehlungen und die Güte seiner Sache Eingang hoffend.

Aber die Stürme des Krieges, wo Bischöfe den Krummstab mit dem werte vertauschten, die geharnischte Königin die Gefahren der Schlacht ilte, und die Kriegskosten alle Mittel verschlangen, machten alle Be- hungen scheitern. Kolumbus suchte durch Arbeiten seinen Unterhalt nur allmälig gelang es ihm, den einen und andern einsichtsvollen ann für sich zu interessiren. Endlich gelang ihm durch den Erzbischof onzalez de Mendoza eine Audienz beim Könige, und dieser ließ eine ersammlung der ausgezeichnetsten Gelehrten die Pläne des Kolumbus üfen und Bericht erstatten.

So kam es zu der berühmten Verhandlung des Raths von Sa- manca, der gefeierten Universität, dem Sitze der damaligen spanischen lehrsamkeit. Professoren der Astronomie, Geographie und der ver- andten Wissenschaften, gelehrte Mönche und kirchliche Würdenträger beten das Collegium, vor dem der schlichte Seemann, den keine Titel, ichen, noch kostbare Gewänder ehrten, seine Gedanken darlegen, ver- idigen und zum Siege führen sollte. Mit Bescheidenheit, aber sicherer versicht, voll Glauben an seine göttliche Mission, stand Kolumbus vor nen, und an Geist überlegen, legte er Alles mit beredtem Munde dar, d widerlegte Alles, was eingeworfen wurde.

Staunen ergreift uns heute, wenn wir einen Theil dieser Einwände

hören. Man ließ ihn die Anmaßung fühlen, daß er, ein unbekan Schiffsmann, allen gelehrten Männern der Vergangenheit gegenüb besser wissen wolle; die Bibel, von Moses bis auf die Apostel, m herhalten, um zu beweisen, daß seine Ansicht von der Erde falsch In einer Zeit, wo eben die Inquisition eingeführt wurde, zeigte ihm, daß solche Meinungen, wie er hege, ketzerisch seien. Aus den denen Zeitalter der Kirche führte man die berühmtesten Lehrer des Chri thums gegen ihn an und sprach, wie Irving berichtet, mit Lactant „Ist wohl jemand so verrückt, zu glauben, es gäbe Antipoden, die den Füßen gegen die unsern stehen, Menschen, die mit in die Höh kehrten Beinen und mit herunterhängenden Köpfen gehen? daß eine Ge der Erde existire, wo alle Dinge unterst zu oberst stehen, wo Bäume mit ihren Zweigen abwärts wachsen und wo es in die Höhe re hagelt und schneiet?" u. s. w. Und mit Augustinus hielt man ihm daß die Annahme bewohnter Länder da unten ketzerisch sei, denn d unmöglich sei, daß Menschen da hinüber kämen, so streite diese Ann mit der offenbarten Wahrheit, daß alle Menschen von Adam stam Die etwas verständigeren Einwürfe beruhten auf der bis damals h schenden Ptolemäischen Lehre von der Welt, wonach die Erde der ruh Mittelpunkt des Weltganzen ist; auf jenen Fabeln vom glühe Aequatorialkreise, von der Unmöglichkeit wiederzukehren, selbst wenn hinab käme — da niemand bergauf schiffen könne; und auf der Mein daß überhaupt nur die eine Erdhälfte einen Himmel habe und bew bar sei, da unten aber sei eitel Wassermasse und Chaos!!!

Mit Ausdauer und Gewandtheit bestritt Kolumbus seine Ge einen jeden mit denselben Waffen, die gegen ihn geführt wurden. schwierigsten mußte es sein, wo er in Conflict mit dem Ptolemäi System gerieth, in dessen Irrthümern er ja selbst noch befangen Denn nur die Wahrheit macht frei, und schon war ja Copernicus boren, der jenes System stürzte; aber noch kamen seine himmli Entdeckungen dem Enthüller des Erdkreises nicht zu Gute. Zuletzt leuchtete sein Auge stärker und sein Geist flammte strahlender, indem die Verheißungen der Bibel auf seine Mission deutend, die religi Triumphe darlegte, die das Reich des Heilandes durch diese seine Un nehmung feiern müsse.

Kolumbus in Salamanca ist eines der anziehendsten Geschichtsbil voll Schönheit und geistig-dramatischem Effect: ich wundere mich, noch kein Maler unserer Zeit diesen Gegenstand zu künstlerischer D stellung gewählt hat. Unter Allen scheint Diego de Deza, ein gele Dominicanermönch, nachmaliger Erzbischof von Sevilla, der Einzige sen zu sein, der aus Verständniß ein eifriger Vertheidiger des Kolum

urde und dadurch den Zorn der Collegen mäßigte. Die Verhandsgen, in einzelnen Conferenzen weiter gesponnen, zogen sich erfolglos die Länge. Fernando de Talavera, der mit der Leitung beauftragt r, zog wohlwollend die Verhandlungen hin bis in das Jahr 1491. lumbus folgte inzwischen dem Hof auf seinen maurischen Kriegszügen, hielt von ihm Unterhalt, und theilte die Gefahren des Kampfes. Die isten hielten ihn für einen Schwärmer, und die Kinder spotteten ner als eines Verrückten. Es scheint, daß er in Portugal und England erhandlungen anknüpfte, wenigstens erhielt er in dieser Zeit von den Höfen günstige Schreiben, denen er indeß keine Folge gab. Er fte wohl mehr von Ferdinand und Isabella, wenn nur der maurische rieg erst beendet wäre. Den ägyptischen Drohungen, das heilige Grab zerstören, wenn Spanien nicht ablieβe die Mauren zu bekriegen, te Kolumbus das Gelübde entgegen, den Gewinn seiner Entdeckungen r Befreiung des heiligen Grabes zu verwenden. Eine maurische adt nach der andern fiel, und Kolumbus Hoffnungen stiegen. Talavera ußte endlich den Bericht der Gelehrten-Versammlung erstatten — aber ging dahin, daß das fragliche Unternehmen unbegründet und es der ajestäten unwürdig sei, sich darauf einzulassen. Kolumbus wurde hierf vorläufig abschlägig beschieden und kalt auf die Zeit nach Beendigung s maurischen Krieges vertröstet. Verstimmt suchte Kolumbus nun e Herzöge von Medina, die wie kleine Könige herrschten, zu gewinnen: r eine wies ihn als thörichten Schwärmer ab, der andere ließ sich, im egriff der Ausführung, bestimmen von Unternehmungen abzusehen, die r der Krone gebührten. Endlich war Kolumbus' Geduld zu Ende. r beschloß in Frankreich sein Glück zu versuchen. Aber in Cordova hat sich mit Beatrix Enriquez inzwischen vermählt (obwohl behauptet wird, sei keine legalisirte Ehe gewesen), und ein zweiter Sohn, Fernando, in späterer Biograph, war ihm hier geboren. Kolumbus ging daher ach dem Kloster La Rabida zurück, um seinen dortgelassenen Sohn nach Cordova zu bringen und dann selbst nach Paris zu gehen.

So stand Kolumbus nach sieben verlorenen Jahren wieder vor jener Klosterpforte, die ihn einst als Bettler gesehen, und er war ärmer als orher, aber reicher an bittern Erfahrungen. Der Prior Perez war erührt durch sein Geschick, und die Sorge, daß der große Gedanke mit olumbus dem Vaterlande verloren gehen sollte, erregte seine ganze Seele. Er wußte Kolumbus zu fesseln, und die Königin, deren Beichtvater er einst ewesen, günstig zu stimmen. Kolumbus erhielt Unterstützung und die ufforderung, an ihrem Hofe zu erscheinen. Kolumbus kam noch einal — und sah 1492 den letzten maurischen König Mouley Boabdil s schönes Granada und die Alhambra übergeben, sah nach achthundert-

jähriger Herrschaft des Halbmondes das Kreuz triumphiren, aber dem glänzenden Triumphzuge des Königspaares bildete Kolumbus stille Passionsgestalt, die nun schon 18 Jahre auf die Erlösung sei großen Gedankens hoffte.

Endlich ward Friede, und man erklärte sich bereit, auf Kolum Pläne einzugehen. Aber der Pilot stellte Bedingungen wie Jemand weiß, daß er Reiche zu vergeben hat. Er verlangte namentlich Würde und Gerechtsame eines Admirals und Vizekönigs der Länder, er entdecken würde, und den zehnten Theil des Eroberten und der trägnisse. Solche Forderungen schienen fast eine Bestätigung der sinnigen Schwärmerei, die man ihm Schuld gab. Die Unterhandlun wurden abgebrochen, denn Kolumbus setzte nun den langjährigen Ver nen hartnäckigen Stolz entgegen, der aber mit der Größe seines Un nehmens im Verhältniß stand. Unwillig beschloß er noch einmal Spani zu verlassen, bestieg sein Maulthier und ritt gen Frankreich.

Da wußten einige Freunde des Kolumbus, die an seinen Gedank glaubten, den Geist Isabellens zu entzünden. Sie sprachen so warm, überzeugend, daß die Königin endlich — da die erschöpften Kassen Mittel nicht boten — ausrief: so will ich die Juwelen meine Krone verpfänden; es muß geschehen! Ein Eilbote ging Santa Fe, wo die Königin war, dem Kolumbus nach. Bei Gran ward er eingeholt. Zaudernd und zweifelnd hörte und las er die schaft, als er aber den ganzen Entschluß der Fürstin vernahm, lenkte sein Maulthier um, denn er kannte den hohen Geist dieser edlen Für Das war im Februr 1492.

Bald war der Vertrag geschlossen. Kolumbus' Wünsche wurd befriedigt. Hiezu kam, daß er gegen ein Achtel der Kosten ein Ach am Gewinn haben sollte, wozu er sich früher erboten, wo man ihm einem Habenichts die Größe seiner Forderungen vorgeworfen hatte. Beide, Ferdinand und Isabella, unterzeichneten den Vertrag. Als Zeich ihrer besonderen Huld nahmen sie Kolumbus' Sohn Diego als Pagen an den Hof. An die Stadt Palos erging Befehl, zwei Schiffe und Man schaft für Kolumbus zu stellen, er selbst, mit Hülfe der Seefahrer Pinzon, stellte das dritte. Aber dieser Befehl brachte Schrecken und Trauer über Palos, und das Volk leistete den zähesten Widerstand — für so wahnsinnig galt das Unternehmen! So verging wieder Zeit, bis Ge waltmaßregeln den königlichen Willen durchsetzten.

Am 3. August 1492 segelten drei kleine Fahrzeuge vom Hafen von Palos ab. Das größte, Santa Maria, hatte ein Verdeck, und trug des Kolumbus Flagge; die Pinta und Ninja waren ohne Verdeck, und von den Gebrüdern Pinzon geführt — Schiffe wie heutzutage die Fluß- und

nbarken! So zog Kolumbus endlich seiner großen Mission entgegen
die sein Schiffstagebuch bezeugt — „den Heiden das Evangelium
bringen!“

Es ist nicht meine Absicht, die wichtigste aller Seereisen von Neuem
schildern, deren classische Darstellungen jeder Gebildete gelesen hat.
schwer wird es, sich ganz in die Lage des Admirals zu denken, um
die Hindernisse, die ihm entgegen traten, theils die Einsicht, den
mmuth und die Charaktergröße, mit der er sie überwand, richtig
ürdigen.

Die Widerspenstigkeit einer zum Theil gepreßten Mannschaft, das
ndete Mißtrauen, das Kolumbus stets hegen mußte, die Gebrechlich-
keit Fahrzeuge, deren eines schon bei der Ausfahrt das Steuer ver-
lor und leck wurde, die Nachricht, daß drei portugiesische Schiffe auf ihn
machten, die Täuschung seiner eigenen Leute über die Entfernungen,
er er gezwungen war; die tausendfachen Täuschungen des Auges
mehr noch der Phantasie, die Marco Polo's Schilderungen des
tes auf Alles anwendete, der stete günstige Ostwind sogar, der
Glauben erweckte, daß hier eine Rückkehr nach Europa unmöglich
e, die Abweichung der Magnetnadel, die allerdings eine völlig andere
der Dinge in diesen unbekannten Meeren zu zeigen schien, die
it des Aberglaubens, der Furcht und der Selbstsucht, unter der die
standen — Alles bot Schwierigkeiten, die heutzutage viel geringer
einen, als sie damals wirklich waren. Alles aber besiegte Kolumbus'
heit und Characterfestigkeit. Die Fahrt war übrigens von großem
begünstigt, denn ein unbedeutender Sturm oder sonstiger Unfall
die knurrenden Mannschaften zum Aufruhr gegen ihren Herrn ge-
t. Es geschah ohnedies endlich. Kolumbus setzte Strenge dagegen,
einen eigentlichen „Vertrag,“ sondern den königlichen Befehl.
licherweise war das Ziel sehr bald darauf erreicht.

In der Nacht vom 11—12. October, Abends 10 Uhr, sah Kolum-
stets wachendes Auge zuerst ein Licht — es war an oder auf
Insel Watling; er rief zwei Begleiter und zeigte es ihnen, dann
schwand es. Um 2 Uhr fiel ein Kanonenschuß von der Pinta; es
die erste Salve der entdeckten „neuen Welt,“ denn am Morgen des
October lag San Salvador, ein köstliches Paradies, vor den
n des Entdeckers und seiner entzückten Mannschaft.

Kolumbus meinte freilich, es müsse Marco Polo's Cipango (Japan)
oder das chinesische Reich; aber Nichts zeigte sich von den reichen
ten und der hohen Civilisation, die er sicher erwartete. Nackte
e nur offenbarte die paradiesische Insel, „Wilde,“ die Cigarren
ten, Felder bestellten, baumwollene Stoffe machten, von denen jeder sein

Weib hatte, die ohne Begriff von „Mein und Dein" alles gaben, oh
dafür zu verlangen, die Gutmüthigkeit selbst. Nichts interessa
die Gegensätze zu beobachten, in welchen sich die Berührungen der
mit diesen Indianern bewegten. Kolumbus' edler Character zeigt
der schönen Begegnung, die er diesen Kindern der Wildniß z
werden ließ. Diese hingegen sahen allgemein die Weißen al
Himmel gekommen" an und — hatten keine Ahnung, daß der
an den die Christen glaubten, bald an ihnen sich offenbaren soll
wichtigsten der Antillen wurden entdeckt, Cuba indessen für d
Indiens, d. h. Asiens, des Festlandes, gehalten. Rührend ist
wie die „Wilden" bei der Strandung des Admiralschiffes komme
helfen, und mit Thränen in den Augen Alles aufbieten um dem
seinen Schmerz vergessen zu machen. Von Diebstahl keine Red
Furcht, kein Mißtrauen, als von den Trümmern des Wracks
Fort gebaut wird, woran sie getreulich helfen. Keine Spur von
während Kolumbus selbst sich von Pinzon betrogen sah, der
einen Schiffe, von Habsucht getrieben, treulos entwich. Kolum
wundert nur den Edelmuth, die Mäßigung, das Glück dieser
und die Etiquette des Caziken, der Gastmahl mit Gastmahl
und nach Tisch die Hände wäscht und mit Oel salbt, wie die
keit es mit sich bringt. Die christlichen Ceremonien und Gebet
sie mit Leichtigkeit und Lust nach, so daß Kolumbus mit Freu
wurde, daß ihre Bekehrung sehr leicht werden müßte, obwohl
gar nicht denken konnten, daß die Seelen so als Geister ohne
Himmel oder sonst wohin gehen sollten, da sie vielmehr me
blieben in sinnlicher Hülle auf der schönen Erde, wo man si
Stimme des Echos aus den Bergen und Wäldern höre! Die
erstaunten über den Aberglauben dieser Wilden, Kolumbus aber
die Vorsehung hätte die Strandung des Schiffes herbeigeführ
er die goldreicheren Gegenden Hayti's kennen lerne, und seine ganz
schaft mit ihm glaubte, in den heftigen Stürmen bei der Rück
wiederholte Gelübde die Gottheit zu ihrer Rettung zu bestimme
naivsten tritt Kolumbus' Irrthum in Cuba auf, wo er die k
Briefe einer Gesandtschaft giebt, die in das Innere reist, um
großen König des von Marco Polo gepriesenen Reichs (China
bungen anzuknüpfen!! Er ahnte noch nicht, daß ein großer
und ein größeres Meer, als das, welches er durchschifft, sie
gepriesenen Ländern trennte. So sehen wir, wie der Abergla
hindernd, bald fördernd, dem kühnen Manne zur Seite stand,
ein ungeheures Chaos von Vorurtheilen, in denen er selbst noch
fangen war, die Bahn zur „neuen Welt" brach, zur „neue

so oder „Westindien" wurde schon damals das neuentdeckte Länder-
et genannt.

Am 15. Februar 1493, nach furchtbaren Stürmen, kam Kolumbus
der an den Azoren an, und die erste Erfahrung war, daß die Por-
iesen seine Leute, die einem Gelübde gemäß nach einer Capelle Pro-
ion hielten, gefangen nahmen. Er selbst entging durch Vorsicht glei-
Schicksal. Indessen wußte er sich Achtung zu verschaffen, bekam
Leute los, und am 4. März nöthigte ihn der Sturm, in der Nähe
bons zu landen. Seine letzte Angst, daß seine große Entdeckung
seinen Untergang für die Welt verloren gehen könnte — denn auch
zweite Schiff war in den Stürmen verschlagen — war von ihm
nommen, eine ungeheure Bewegung der Geister begann; der König
bot ihn an den Hof und bezeigte ihm alle Ehren, heimlich aber berieth
n, ob es nicht gerathen sei, Kolumbus zu ermorden, um das Geheimniß
zubeuten. Indeß verschloß der König diesem Rath sein Ohr, rüstete
r sogleich eine Flotte aus. Am 15. März endlich lief Kolumbus in
Hafen von Palos ein. Ein namenloser Triumph ging durch alle Seelen
eilte von Stadt zu Stadt, von Land zu Land.

Ein Mann nur schlich in sein Haus, scheu des Kolumbus Auge
dend, und nach wenigen Tagen, in Gram sich verzehrend, starb er.
war Pinzon. Der Mann, der so viel geopfert und mit seinen
idern der Sache das Leben geweihet, dem Kolumbus viel zu danken
te, der aber bei Cuba entwichen und, enttäuscht, zum Admiral zurück-
hrt war, ohne daß dieser es ihn entgelten ließ; Pinzon, der auf der
kfahrt nach dem biscayischen Busen verschlagen war und in der Mei-
ng, daß Kolumbus untergegangen sei, von dort dem Hofe die Ent-
kung gemeldet und die Hand nach dem Ruhme der Entdeckung aus-
treckt, Pinzon lief an demselben 15. März in Palos ein und starb
Tod des Grames über die eigene Treulosigkeit.

Kolumbus ging nach Barcelona, wo damals das Königspaar Hof
lt, und sein Einzug glich den Triumphzügen der alten Römer. Ko-
mbus, vor Kurzem noch der zudringliche Bittsteller, der Träumer und
hnsinnige, war jetzt von Spanien, von der Welt gefeiert; er stand
f der Höhe seines Glücks.

Es würde etwas Wohlthuendes haben, wenn auf dieser Höhe seines
bens Kolumbus seinen Tod gefunden hätte: es ist eine Freude zu sehen,
nn nach so langem Ringen ein so großer Mann bei seinen Lebzeiten die
erkennung findet, die er verdient. Aber sein weiterer Lebenslauf ent-
lt uns ein trauriges Bild menschlicher Verworfenheit, stellt aber unsern
den nur um so höher, da er trotz alledem den Edelmuth seines Cha-
kters bewahrt.

5*

Kolumbus machte bekanntlich noch drei an Mühsalen rei
deckungsreisen, wobei er auch die nördlichen Küsten Südameri
Ausfluß des Orinoko und die Küsten Central-Amerikas u
Ich muß die Schilderung dieser Reisen hier übergehen, und erin
daran, daß seine Macht nicht zureichte, den Golddurst und die e
senden Leidenschaften der Spanier zu zügeln. Kraft des Gl
der Christen, der seit den Kreuzzügen so recht zur Geltung g
war, daß die Christen die rechtmäßigen Herren aller nicht
Länder seien, wurde das entdeckte Land für die Krone Spanien
genommen, und die friedlichen Indianer wurden durch den imm
Goldtribut, den man verlangte, zu Sclaven der Christen gema
Krone aber eilte, sich vom Pabste alles Land 100 Seemeile
von den azorischen Inseln zusprechen zu lassen. Diese Grenzli
jedoch auf Einspruch Portugals später in die Mittagslinie gese
370 Meilen westlich von dort gezogen wird, wodurch in der F
silien an Portugal kam. Mit dem allgemein sich entzünden
deckungsfieber entfesselten sich aber auch alle Leidenschaften, un
in Indien gegen die Eingebornen mit Feuer und Schwert wü
wandte sich der Haß, die Eifersucht und der Rangstreit in
auch gegen Kolumbus selbst — zumal er ja ein — „Fremder“

Franz Roldan, ein fähiger Mann, den Kolumbus aus de
gezogen und zum Oberrichter in Hispaniola gemacht, war die J
die ihren Meister verrieth. Er rechtfertigte eine von ihm a
süchtigen Gründen begonnene Empörung am spanischen Hofe d
Kolumbus und seine Brüder die gefährlichsten, tyrannischsten
spielten und den Haß verdienten, den sie als feindliche Genue
mein fänden. Der König, längst bereuend, so große Vollma
diesen Fremdling übertragen zu haben, ergriff die Berufung d
bus, der, auf Gerechtigkeit bauend, einen Schiedsrichter an
Stelle gesendet haben wollte, mit Freuden und sandte — Bov
der Vollmacht, den Admiral, falls er ihn schuldig fände, in d
halterschaft selbst abzulösen.

Im August 1500 kam Bovadilla in dem inzwischen g
St. Domingo an, setzte sich in Besitz der Festung, sogar des H
Admirals, der abwesend war, und als letzterer erschien, ließ er
irgend eine vorgängige Untersuchung, sammt seinen Brüdern —
legen. In einer Verbrecher-Kolonie — denn leider hatte man
dort angelegt — waren leicht genug falsche Zeugen gefunden, d
gemacht — und Kolumbus als überführter Verbrecher nach
geschickt. Kolumbus war im Kerker auf seine Hinrichtung g
staunte, als es mit ihm zu Schiff ging. Jeder seiner beid

...un ein anderes Schiff, alle drei in Ketten. Die beauftragten Führer ...en unterwegs ihm die Ketten abnehmen. Er litt es nicht; er wollte ...halten, bis der König, auf dessen Befehl er sie trage, sie ihm auch ...: abnehme, und wollte sie dann aufbewahren zum Zeichen des Lohns, ...seine Dienste gefunden. Der König befahl nach der Landung in ...lich sofort die Abnahme, gebot, ihn mit hoher Auszeichnung zu be... ...eln, aber er setzte ihn nie wieder in die Aemter und Würden ein, ...n vertragsmäßig ihm zugesichert; unter dem Vorwande, es sei die ...igung gegen ihn auf der Insel zu groß, schickte er an Stelle Bo... ...lla's, der auch abgesetzt wurde — einen Dritten.

Kolumbus nahm nun seine Lieblingspläne — die Eroberung des ...gen Grabes, wieder auf — aber er fand kein Gehör. Der Glaube ...s Gold war größer geworden, als der Glaube an den Christus-Gott. ...elbst gab dem Zuge nach der „neuen Welt" nach und machte seine ... Reise, die Durchfahrt nach Indien aufzusuchen. Es war die ...eligste. Am 14. Juni 1503 landeten sie auf Jamaica. Ihre Schiffe ...en unfähig, weiter zu fahren, sie mußten auf den Strand getrieben ...den. Die guten Indianer brachten Speise und halfen die kühnen ...dez und Fiesco in einem hohlen Baumstamm zehn Tage lang ... die Wogen des Meeres nach Hispaniola rudern, um Hülfe für ...Weltentdecker zu holen. Aber der neue Statthalter Ovando, der ...folger des Kolumbus, der es gern gesehen, wenn sein großer Gegner ...ungert wäre, hielt sie ein volles Jahr hin, das traurigste Jahr im ...n des Kolumbus! Augenkrank, hochbejahrt, von Gicht ans Lager ...elt, verließen ihn auch die Seinen noch, oder waren doch seinen ...ehlen ungehorsam, reizten die Indianer, und wären durch sie Alle ...ekommen, hätte nicht — Kolumbus, der kranke Mann, sie gerettet!! ...hatte den Eintritt einer totalen Mondfinsterniß berechnet, und ver... ...dete nun den Unwissenden den Zorn seines Gottes, den sie an der ...finsterung erkennen würden. Die Finsterniß trat ein — und die ...dianer brachten Lebensmittel! Sein Bruder Bartholomeo aber zwang ... treulos gewordenen Spanier mit dem Schwerte zum Gehorsam. ...lich erschien der treue Mendez mit einem Schiffe, das er gekauft, ... Ovando hatte nun es für gerathen gehalten, ein zweites hinzuzufügen. ...November 1504 kehrte er glücklich heim, Bovadilla aber und Roldan ...ten auf der Rückreise mit Mann und Maus untergegangen!

...Wenige Tage nach Kolumbus' Rückkehr starb Isabella, die Stütze ...er Hoffnungen. Vergebens drang nun Kolumbus bei Ferdinand auf ...füllung der Verträge. Er hoffte in Sevilla ruhige Tage zu finden, ...er er hatte neue Sorgen. „Ich erhalte Nichts von den mir zukom... ...enden Revenüen," schreibt er, „ich lebe auf Borg; in ganz Spanien

habe ich nicht, um unter meinem eigenen Dache zu leben.“ Kolu
erschien selbst bei Hof — aber Ferdinand hatte für ihn nur f
Höflichkeit und consequente Zurücksetzung. Kummer und Krankheit b
ihn immer tiefer. Er machte sein Testament, das letzte schöne Z
seiner edlen, frommen, gewissenhaften Seele, nahm das Sacramen
starb mit dem Worte: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen G
den 20. Mai 1506. Ferdinand glaubte, was er im Leben so ti
diesem großen Manne verschuldet, im Tode — durch ein Denkm
zahlen zu können, auf das er schrieb:

Für Castilien und Leon
Fand eine neue Welt Colon.

Der Edelste unter Allen ragt Kolumbus über die Männer e
die in jener Zeit einen ungeheuren Umschwung der Weltcultur
reiteten. Die Portugiesen setzten ihre Unternehmungen fort: Bar
mäus Diaz gelangte zum Cap der guten Hoffnung, Vasco de Gam
dort nach Calcutta; Cabral fand Brasilien, Almeida und Albuq
gründeten Portugals Macht in Indien, aber auch Letzterem brach das
über den schnöden Undank des Königs Emanuel. Venedig und (
fielen, und Lissabon wurde der Ort des Welthandels. Amerigo Ve
beschrieb das neuentdeckte Land, und hatte das unverdiente Glü
„neue Welt“ nach seinem Namen benannt zu sehen. Balboa wa
Erste, der von den Höhen der Landenge von Panama den stillen
erblickte — er, der unter Allen dem Kolumbus vielleicht am n
steht, — theilte auch ähnliche Schicksale: ein Höfling ließ ihn hinr
um sich an seine Stelle zu setzen. Magelhaens entdeckte die nach il
nannte Straße, fand zwar auf den Philippinen seinen Tod, den 26.
1521, aber seine Spanier setzten die Reise nach Borneo fort, 1
bleibt ihm der Ruhm der ersten Weltumsegelung. Ferdinand
eroberte Mexico und entdeckte Californien, Pizarro und Almagro n
Peru und Chile, während der Engländer Cabot schon 1497 die .
von Nordamerika besuchte.

So war denn in der That eine „neue Welt“ für die Men
aufgegangen, ein unendliches Feld neuer Entdeckungen und Thätig
Der Gesichtskreis der alten Welt war durchbrochen, auf neuen L
versuchte sich menschliche Wissenschaft und Thatkraft. Daß der
handel eine andere Richtung nahm, daß das „Evangelium“ neu
vinzen eroberte, daß die Romanen die altamerikanischen Reiche st
daß der Handel mit Negersclaven begann, ja daß die Freiheit a
pyrenäischen Halbinsel von den Königen, die nun der Geldbewillig
nicht bedurften, da sie Schätze von jenseits empfingen, unterdrückt 1
daß Venedig und Genua untergehen, Spanien, Portugal, Hollan

Land aufblühen — das Alles sind zwar nächste Folgen dieser großen ...aphischen Entdeckungen, aber nicht die wichtigsten. Noch Kolumbus ...überzeugt, der Orinoko ströme aus den Höhen des Paradieses und ...its des Paradieses sei eine andere unnahbare Welt. Aber selbst ... Irrthümer, wo sind sie geblieben? Von Kolumbus datirt erst die ...e Erdbeschreibung, von deren früherem fabelhaften Zustande Beheim's ...unter Atlas noch glänzendes Zeugniß liefert. Mit raschen Schritten ...llte sich nun der Erdkreis, und die Paradiese — sammt den Göttern, darin wohnten — setzte die Phantasie der Menschen weiter hinaus Universum — wo sie sich allmälig aus den Augen der Sterblichen ver...n. Mit der Erforschung des Raums wuchs die Macht des Gedankens, Menschen, die zum Theil aus den unedelsten Motiven handelten, ...ten dazu dienen, der Cultur und der Civilisation Bahn zu brechen; ...phantastischer religiöser Aberglaube mußte den Menschen Spannkraft ...ihen um Thaten zu vollenden, auf denen fortan die Wissenschaften ... konnten. Ja während der Zweck der Entdeckungen in Kolumbus' ...e noch die Eroberung des heiligen Grabes war, so ist die Folge ...lben doch die, daß ein neues stärkeres Geschlecht dort den Boden ...nden, wo es der Freiheit einen Tempel gebaut, von dem aus man ... Gesetze des Menschheitslebens ausgehen sieht und sehen wird. Im ...sammenhange der ganzen geistigen Entwicklung unse...-Geschlechts machen diese Entdeckungen mit einem Wort ...che, denn sie verscheuchten die religiösen Phantasien ...r Welt und Erde und setzten die Erkenntniß der wirk...chen Natur an deren Stelle, d. h. **sie verwandelten die mythische ...mographie, auf der die alten Religionen fußen, in physische ...graphie, die natürliche Grundlage unserer heutigen Weltan...ung.**

Der Anstoß und der Umschwung der Ideen war ein ungeheurer. ... nie hatte ein Ereigniß so tief in die Culturgeschichte eingegriffen. ...r erkennende Geist fing an sich zu fühlen, sich zu vertrauen, und wie ...Nerven im Körper sich verflechten zu einem Ganzen, so weckte hier ... electrische Schwingung die andere, bis Kopernikus und Keppler, ...lilei und Newton die große Revolution des bisherigen Glaubens voll...ten. Freilich schrie der alte Glaube Zeter über die Neuerungen, und ...te, diese Negation des Alten sei das Ende der Dinge und die Gottlosig... O Thoren! Die Negation ist nur vollkommen durch die Position — ... das Wahngebilde der alten Welt vor den Augen der Menschen schwand, ...d die wirkliche Erde nur schöner und herrlicher vor ihren Blicken!

Der Held dieser wohlthätigen Revolution, durch That und Cha...ter gleich groß, war unser Kolumbus. Sein Leichnam ward nach

St. Domingo, später nach Cuba gebracht; in seinen Sarg gab ih Sohn, dem väterlichen Willen gemäß, die Kette mit, welche di Welt dem Entdecker der neuen geschlagen hatte. Sie ist sein geworden, wie Jesu das Kreuz. Das ist das Weltgericht.

VII. Ulrich von Hutten.

21. April 1488—31. Aug. 1523.

In unseres schönen Deutschlands schöner Mitte, dort, wo Hessen und Thüringen grenzen, am Spessart, ohnweit Fulda, l den Quellen der Kinzig, zwei Stunden von dem Städtchen Sch die Trümmer einer alten Burg, Steckelberg genannt. Das Sitz Ulrichs von Hutten, des gleichnamigen Vaters unseres und seines weitverzweigten, seit dem 10. Jahrhundert hochan Geschlechts.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war das Ritterwesen in Verfall. Pferde, Hunde, schöne Mädchen, Rauferei und Räub Methode und Waffentrotz, Nichts lernen, aber viel trinken, — so, wenn sie zusammen kamen, der Junker-Kodex damaliger Ze wenige Standesgenossen erhoben sich über diese Stufe, und wollten junge Adelige wirklich sich einem andern Berufe widmen, so w halb oder ganz geächtet. Nur der geistliche Stand war ausgen dieser bot ja in seinen höheren und höchsten Stufen einen eben Glanz und Genuß. Aber mit dem geistlichen Stande war's da seiner Art nicht besser bestellt, als mit den Rittern. Die Junker eben Pfaffen, und die Pfaffen spielten auch die Junker, höchst dem Unterschiede, daß die Pfaffen ihre Turniere in scholastische fechterei suchten und im Cölibat das Privilegium freier Liebe

Dazu kommt, daß unter Kaiser Maximilian die Reichsger locker war. Hutten läßt (in der Epistola Italiae) ihn zur Ji ihn gleichsam zu Hülfe ruft, sagen:

„Halte mir nicht den Glanz der beiden Ottonen entgegen,
Deren Beginnen die Gunst besserer Zeiten genoß.

*) O nos felices Clericos! Quid enim libero lectulo dulcius? ep. 462.

Damals waren noch nicht so viele der Herren in Deutschland,
Jeglicher setzte noch nicht über den Kaiser sich weg.
Jetzt dünkt jeder sich selbst ein Kaiser zu sein, und so bleibt denn,
Außer dem Namen und Schein, nichts für den Kaiser zurück.
Gar oft laß ich Befehl ausgehn und berufe den Reichstag,
Bin auch, wenn er sich trennt, tröstlicher Hoffnungen voll.
Doch stets muß ich von vorn anfangen, von Neuem Versammlung
Halten: es dreht endlos sich der Berathungen Kreis,
Und indeß wir die Zeit unnütz mit Verhandeln verlieren,
Fallen wir Deutschen als Raub listigen Feinden anheim.“

Junker und Pfaff waren also Hahn im Korbe, und lüstete es die besseren Geister einmal nach Kampf mit diesem Ungeziefer, so sah man sie bald genug als Feinde des Glaubens und des Rechts am Galgen baumeln, in den Folterkammern heimlich verenden, auf dem Scheiterhaufen verbrennen oder doch als Vogelfreie sich durch die Welt stehlen. Das war die „gute alte Zeit“ der Junker und Pfaffen.

In solchen Zeiten nun saß auf Steckelberg das Geschlecht der Hutten. Wie das Duell noch heute unter Zweien, so war die Fehde damals unter zwei Parteien die frisirte Barbarei, und auch die Steckelburg war so berüchtigt, daß sie 1458 vom Lehnsherrn förmlich erobert und ihren Insassen das Handwerk gelegt werden mußte. Großvater und Vater Hutten's waren hier ebenfalls zu harten, obwohl gemäßigteren Naturen geartet, und wenn sie auch, als fähigere Leute, an geistlichen und weltlichen Höfen gelegentlich gebraucht wurden, so stand ihr Raubnest doch da, wo nach Hutten's eigener Schilderung „die Wölfe es umheulten“.

Am 21. April 1488 früh $^{1}/_{2}$10 Uhr, wie ein in München bewahrtes Horoskop bezeugt, wurde auf dieser Veste Ulrich von Hutten, Deutschlands Hutten, geboren, der Erstgeborene von sechs Geschwistern. Das Knäblein war und blieb sehr schwächlich, und verdankt gewiß auch seine Lebenserhaltung nur seiner Mutter, deren treue, sanfte, fürsorgende Liebe er nachmals oft preist. Dem Alten mochte solch' ein Schwächling freilich als Stammhalter und Schwertführer der Steckelburg nicht gefallen, und er beschloß daher, als die Zeit dazu kam, daß der Ulrich die einzige andere noble Karrière machen solle, die es damals gab: da er nicht zum Ritter tauge, solle er Pfaffe werden! In seinem elften Jahre kam Ulrich in das drei Meilen entfernte berühmte Stift Fulda mit der Bestimmung, die Schule zu besuchen und Mönch zu werden.

Der Glanz des Fuldaer Stifts war damals aber im Erbleichen. Schule und Kloster zugleich, konnte es, bei der Entartung des Klosterthums, seinen doppelten Zweck nur noch schlecht erfüllen, zumal der damalige Abt Johann II. die mönchische Seite des Stifts bevorzugte.

Hutten, der sich in der Schule hervorthat, sollte daher wirklicher Mönch werden; Abt und Vater drängten ihn. Da erschien dem noch unreifen Knaben ein Retter in Eitelwolf vom Stein, einem schwäbischen Ritter, aber von der seltenern Sorte der in Italien gebildeten Vornehmen. Er stand im Staatsdienste des brandenburgischen Kurfürsten Johann Cicero und war und blieb ein charakterfester, geistvoller Vertreter der damals rege werdenden neuen Ideen.

Die Veranlassung ist nicht bekannt, die ihn nach Fulda und zur Kenntniß dieser Verhältnisse führte: genug, er warnte Hutten's Eltern vor der Ueberredung ihres Sohnes zum Mönchthum, weil es sie gereuen könnte; dem Abt aber bot er das Alles sagende Wort: „Solch' ein Genie willst Du zu Grunde richten?"*) Der Zwischenfall änderte nichts in den Absichten weder des Vaters noch des Abtes; er gewährte nur Aufschub für den Sohn, der an Flucht dachte.

Im Jahre 1504 oder 5 — genauer ist's nicht bekannt — also 16 bis 17 Jahre alt, entfloh Hutten wirklich aus Fulda, ohne Mönch geworden zu sein, aber erfüllt mit der Ahnung, daß er für etwas Besseres geboren sei. Der Zorn seines Vaters ließ den Sohn in dauernde Mittellosigkeit sinken, während dieser 1505—9 auf den Universitäten in Cöln, Frankfurt a. O. und Erfurt studirte.

Was studirte nun Hutten? Damals hieß es kurz und gut bonas litteras, die „bessern Wissenschaften" oder humaniora, die „menschlicheren", die Menschheit veredelnden Wissenschaften, deren Jünger daher auch Humanisten heißen. Es hatte aber mit diesem Studium eine eigene Bewandtniß.

Bisher nämlich hatte die römische Sprache, der römische Glaube und das römische Recht den ganzen Geist des Abendlandes unterjocht und beherrscht; hatte doch schon Bonifacius, der Gründer Fulda's, nach Deutschland nicht das Evangelium, sondern das Pabstthum gebracht, in welchem alle ächte Wissenschaft allmählich untergegangen war. Die Gesittung der beiden herrschenden Stände, die wir vorhin kennzeichneten, beweist, welche Nacht es geworden war. Die noch vorhandene sogenannte Wissenschaft bestand fast nur noch aus einer gewissen formalen Verstandesbildung, die sich im Disputiren über blaue Fragen gefiel und Scholastik hieß. Selbst das Latein, die herrschende Gelehrten-, Kirchen- und Staatssprache, war in eine solche Barbarei gesunken, daß es in dem Munde der Humanisten zur trefflichsten Satyre auf die geistlichen Dunkelmänner werden konnte.

---

*) Tunc hoc, ait, ingenium perderes? Bei Strauß, Ulrich von Hutten. I., 18.

In diese Nacht, die freilich niemals eine vollkommene war, brach nun aber die Morgenröthe einer neuen Zeit herein, ein geistiges Erwachen und Streben, welches später in die „Reformation" hinüberführte, deren Messiaskraft sie war. Diese Morgenröthe war der Humanismus. Darunter verstand man damals, daß man Latein und Griechisch aus den wirklichen alten römischen und griechischen Autoren lernte und folgeweise an ihnen nach Form und Inhalt den eigenen Geist bildete. Diese „Alten" waren nun aber eben klassisch, d. h. mustergültig in Sprache, Poesie, Philosophie, Politik und Allem, was mit dem herrschenden Kirchenwesen oder Christenthum in hellen Gegensatz treten konnte.

Dies bisher begrabene „klassische Alterthum" stand damals, vor Allem in Italien, auf. Lag dies Ergebniß auch sicher im allgemeinen Entwickelungsgange, so trug der Fall Constantinopels in die Hände der Türken und die dadurch veranlaßte Flucht vieler gelehrten Griechen in das Abendland wesentlich zur Beschleunigung dieses Prozesses bei. Hier in Italien war es das aus bürgerlichem Stande rasch emporgeblühte Fürstenhaus der Mediceer in Florenz, das sie aufnahm, und bald waren die italienischen Universitäten die von allen Nationen besuchten Hochschulen, namentlich für — Humaniora. So gehörte es denn zu Hutten's Zeiten durchaus zum guten Ton, daß Jeder, der überhaupt studirte, auch nach Italien ging, an die Quelle dieses neuen Geistes. Die Humanisten sind die „Liberalen" jener Zeit, zunächst im Stande der Gelehrten.

Die humanistischen Studien verbanden sich natürlich mit jedem eigentlichen Fachstudium, mit Medicin, Juristerei, Theologie; wenn aber Jemand kein solches Fach- oder Brod-Studium erwählte, sondern eben nur Humaniora studirte — so zeigte das zwar für die Geweiheten eine besondere wissenschaftliche Begeisterung an, aber bei den Junkern und Pfaffen galt es gar Nichts. Hutten studirte nun diese Humanoria, und sein Vater zürnte ihm drum und nannte diese Dinge „Narrenspossen". Je länger je mehr spottete die Welt über den Hutten, der kein Ritter, kein Mönch, kein Doctor, — der eben ein „Nichts", ein „Niemand" sei. Hutten aber geißelte später in einem Buch unter dem Titel „Niemand" diese wirklichen Narrenspossen der titelsüchtigen und titelgläubigen Welt, die da meint, ein Nichts werde ein Etwas, wenn man es Doktor nennt.

So rang und trotzte sich Hutten durch, trotz aller Feindschaften, trotz der heftigsten körperlichen Leiden, denen er fast ununterbrochen ausgesetzt war, und trotz der Armuth, die ihm Alles erschwerte, und in der ihn nur die Unterstützung seitens zweier Vettern und die Liberalität von Freunden aufrecht erhielt. Wie es ihm dabei zuweilen erging, zeigt ein Vorfall an der Ostsee.

Sein unruhiger Geist trieb Hutten umher, nach damaliger Sitte

Menschen und Welt kennen zu lernen, um einmal tüchtig in ihr r
zu können. In Pommern ging's ihm aber so trübselig, daß er
von Dorf zu Dorf betteln ging, um nach Greifswald zu gel
Hier ließ er sich als Student einschreiben und fand ärztlichen und Fre
Beistand. Ein Professor Lötz, ein reicher Mann, dessen Vater dort Bi
meister war, schien an dem Poeten Gefallen zu finden, nahm ihn i
Haus und schoß ihm Geld vor. Hutten konnte natürlich schließlich
bezahlen, und da er für Freundschaftsdienste nicht meinte seine Ü
zeugungen opfern zu müssen, so kam es zu Zerwürfnissen, in Folge
Hutten weiter zog. Es waren kalte Dezembertage, alle Wasser gef
Hutten, krank wie fast immer, beschloß die zwölf Meilen zur Univ
Rostock zu wandern; dort hoffte er, Fuß zu fassen. Da, unte
brachen Reiter aus dem Busch — es waren Landsknechte der Löt
nahmen dem einsamen Wanderer, was er hatte, selbst die Oberk
und seine Manuscripte, die er bei sich führte: halbnackt ließen f
laufen. Elend und bedeutend kränker gelangte er nach Rostock un
in einer armseligen Herberge ein trostloses Siechbett. Das ab
schon an dem jungen Hutten so groß, daß mit seiner Noth auc
Muth steigt, und mit Recht sagt David Strauß, sein neuester und
Biograph: „Die Hebamme von Hutten's Geist war der Zorn; dem
Worte steigen an Bedeutung in dem Verhältniß, als die Gegen
seines Zornes bedeutender und dieser selbst reiner wird.“ Durch ge
Verse über sich und seine Lage empfahl er sich Rostocker Professore
bald war ihm geholfen. An den Lötzen aber rächte sich der Dichter
zwei Bücher Elegieen, in denen er die ganze Republik der Poeten
Humanisten gegen Lötzische Unthaten aufrief und zugleich die n
humanen Geister seines Gesichtskreises feierte.

Hutten's Poesie und Geist, in feiner lateinischer Form leichthi
sicher ihre Pfeile nach allen Seiten sendend, machten ihn bald g
gehaßt und gefürchtet. Sein poetisches Werk über die Dichtkunst
seinen Ruhm weit hinaus. In Rostock, Frankfurt, Leipzig trat er l
auf, aber nur wie im Vorbeigehen. Sein Geist trieb ihn —
Italien. Auch in Wien wollte er Collegia lesen. Aber der Rect
Universität verbot den Studenten, seine Vorlesungen zu besuchen,
der Mensch sei ja nicht einmal Baccalaureus oder Doctor. Hutten
seiner Art rückte dem Rector auf das Zimmer, wie „ein Krieg
heißt es — mit Hut und langem Messer an der Seite, duzt ihn
stellt ihn zur Rede. Der Rector muß Knechte kommen und ihn h
werfen lassen; Freunde aber spediren ihn weiter.

Das Jahr 1512 zu 13 blieb Hutten in Italien. In Pavia f
er Rechtswissenschaft und besonders Griechisch. Seine körperlichen

rneueten sich heftiger. Dazu kam Kriegsnoth, denn Frankreich und Deutschland kämpften gerade um die Lombardei, und der Alles besingende deutsche Hutten, der natürlich auf des Kaisers Seite stand, ward von den Franzosen in den Kerker geworfen und fühlte sich so elend, daß er, einen Tod vor Augen, seine eigene (lateinische) Grabschrift dichtete:

Der, zum Jammer gezeugt, ein unglückseliges Leben
Lebte, von Uebeln zu Land, Uebeln zu Wasser geplagt,
Hier liegt Hutten's Gebein. Ihm, der nichts Arges verschuldet,
Wurde von gallischem Schwert grausam das Leben geraubt.
War vom Geschick ihm bestimmt, nur Unglücksjahre zu schauen,
Ach, dann war es erwünscht, daß er so zeitig erlag!
Er, von Gefahren umringt, mich nicht vom Dienste der Musen,
Und so gut er's vermochte, sprach er im Liede sich aus.

Hutten war damals 24 Jahre alt. Aber aus dem Kerker und vom Tode befreite ihn das wechselnde Kriegsglück. Er ging nach Bologna, damals ein geistiger Centralpunkt Italiens, mußte aber aus Noth Tugend machen und Kriegsdienste nehmen, um zu existiren. Da schrieb er eines seiner lebendigsten Bücher, Gedichte an den Kaiser Maximilian, der ihm zu sanft daherfuhr. Drei Bewerber hatte nämlich die schöne Italia, wie Hutten singt:

Drei umwerben mich jetzt (Italia klagt's dem Apollo),
Widrige Freier zumal: Venedig, der Deutsche, der Franke:
Der voll Trug, der Andre voll Wein, der Dritte voll Hochmuth.
Muß es denn sein, so bedenke mich doch mit erträglichem Joche!
Stets treulos, erwidert der Gott, ist Venedig; der Franke
Stets hochmüthig; der Deutsche — nicht immer betrunken. So wähle!

Man sieht, Hutten möchte ein freies, nationales Italien; aber es ist zu verdorben, zu unfähig. Die Geißel seines Liedes wendet sich daher alsbald gegen die Quelle alles Uebels, gegen den Pabst. Dieser — Julius II. — ein wilder Krieger, der mit dem Schwert in der Faust die Sturmleiter hinaufstieg und Mirandola eroberte — wird furchtbar gezeichnet. „Er, der sich in Stahl hüllt, durch Bart und Haar schrecklich anzusehen, mit dem wilden Auge unter der trotzigen Stirn, mit furchtbar drohender Miene, der mit Schwert und Geschoß zu Lande und zu Wasser die Völker mordet und die Fürsten in Krieg verwickelt; er, das Verderben der Welt, die Pest des Menschengeschlechts, dessen Arbeit Tod, dessen Erholung die schändlichste Ausschweifung ist; er, in allen Stücken Christo und Petro unähnlich, was hat oder was hat er noch, das des päbstlichen Namens würdig wäre?"

Im Juli 1515 erschien Hutten wieder auf seinem väterlichen Schloß. Aber seine Mutter konnte nicht hindern, daß man ihn, den

titellosen, nichtsseienden Menschen, von Neuem als „verlorenen Sohn“ verstieß. Hutten verließ die Burg seiner Väter — und ging zu Brüdern im Geiste.

Da war der Eitelwolf vom Stein, sein erster guter Genius, gerade nach Mainz gegangen, wo Markgraf Albrecht von Brandenburg Erzbischof geworden. Beide Männer paßten zu einander im Geiste der Humanisten, und Eitelwolf's Ideal war, die Mainzer Hochschule zur ersten Deutschlands zu machen und Männer wie Hutten als Lehrer zu berufen. Hutten schrieb eine Lobrede auf den Erzbischof und seinen Kanzler, feurig und farbenprächtig, aber kein feiles Lob um Geschehenes, sondern eine Stachelrede um deswillen, was geschehen sollte. Hutten ging auch selbst nach Mainz, aber mit seinen ewigen Leiden kämpfend, mußte er alsbald in die Bäder von Ems. Da ward Alles anders, denn Eitelwolf starb plötzlich, und ein anderes Ereigniß nahm Hutten's Geist in dauernden Anspruch.

Dies Ereigniß war die Ermordung seines Vetters Hans von Hutten — eines Sohnes Ludwigs von Hutten, der unsern Hutten vielfach unterstützt hatte — durch den Herzog Ulrich von Würtemberg.

Hans von Hutten, dessen Vater schon dem Herzog Ulrich von Würtemberg eng befreundet war und ihm sehr bedeutende Dienste geleistet hatte, war am Hofe in Stuttgart wohlgelitten. Der Fürst machte ihn zu seinem Stallmeister, zu seinem Liebling und Spezialgenossen seines Hoflagerlebens. Nun vermählte sich Hans von Hutten mit der schönen Ursula, Tochter des vom Herzog erhobenen Erbmarschalls Thumb. Der Herzog hatte dieser Dame seit langem die Cour gemacht und ging viel in das Haus, das er selbst erst ihrem Vater geschenkt hatte. Auch nach seiner eigenen — unglücklichen — Verheirathung setzte der Fürst dies Verhältniß fort, und als Hans von Hutten Vorstellungen machte, suchte er seine Zudringlichkeit in Güte, sogar durch einen Fußfall vor seinem Stallmeister, durchzusetzen, aber vergeblich.

In solchen Fällen hat die geschäftige Intrigue weiten Spielraum. Genug, das Verhältniß war gestört und Ludwig von Hutten ließ den Herzog bitten, er möge erlauben, daß Hans von Hutten an einem bestimmten Tage nach Franken reite zu einer Familienzusammenkunft. Der Herzog erlaubt es, ladet aber Tags zuvor noch Hans von Hutten in scheinbar immer gleicher Achtung zu einem Jagdritt nach Böblingen ein. Sie reiten — der Herzog in voller Rüstung, das Gefolge und Hutten ohne sie, Letzterer nur mit einem Degen bewaffnet. Als sie im Walde sind, sendet der Herzog seine Begleiter voraus, nur Hutten und ein Diener bleiben. Dann schickt der Herzog den Diener weg und reitet

mit Hutten allein. Plötzlich wendet der Herzog sich gegen Hutten, offenbart den grimmigsten Todeshaß und streckt den fast Wehrlosen mit sieben Streichen todt nieder; fünf Wunden hatte dieser von hinten empfangen. Dann schlang der Fürst einen Gürtel um den Hals des Gemordeten, stieß den Degen in den Boden und befestigte den Gürtel daran: das sollte das Hängen bedeuten, die größte Schmach! Dann ritt der Herzog heim. Sein Gefolge fand den Leichnam. Herzog Heinrich von Braunschweig hob ihn auf und sorgte für seine Bestattung.

Das war eine Jagdpartie! Hätte die fürstliche Hetze einem gemeinen Manne, etwa gar einem zum „armen Conrad" gehörigen gegolten, so wär's eben eine Jagdpartie gewesen. In diesem Falle war das Opfer Einer aus altem angesehenem Adel; das ließ den Herzog die Partie doch theuer zu stehen kommen. Achtzehn Grafen und Edle kündigten dem Herzog den Dienst. „Man schlug an das Schwert und griff zur Feder", und letzteres war besonders unseres Hutten's Sache. Er stellte die ganze Unthat ausführlich poetisch dar, schrieb einen Trostbrief an die Betheiligten, Reden gegen den Herzog, in denen er als Ankläger desselben vor dem Kaiser auftrat u. s. w.

Es würde hier zu weit führen, den Verlauf dieser Episode weiter zu verfolgen. Genug, der Kaiser, zu ohnmächtig (!), schritt nicht gegen den Herzog ein, den er nicht erbittern mochte, denn er bedurfte seiner. Es kam ein Vergleich durch ihn in Vorschlag, wonach der Herzog Hans von Hutten eine Ehrenerklärung geben, das Ereigniß als einen „Unfall", in den er „aus erhitztem Gemüth" gerathen sei, bezeichnen und dem alten Hutten 10,000 Fl. nebst 2000 Fl. für Seelmessen zahlen sollte. Die Hutten'schen gingen darauf nicht ein. Inzwischen war dem Herzog seine Gemahlin Sabina, eine bayrische Herzogin, entflohen; die Bayern und die Hutten'schen verbanden sich gegen den Herzog (Februar 1516) und unseres Ulrich Hutten's „zweite Rede" wider den Herzog flammte Feuer und Rache. Zwölfhundert Pferde stark, damals eine bedeutende Macht, standen sie schon zu Wembingen, und auch Ulrich's Partei hatte gerüstet und gesattelt. Hutten's „dritte Rede" stellt die Nothwendigkeit dieses Krieges dar; wenn der Kaiser kein Recht schaffe, so müßte man es sich selbst schaffen. Da lud der Kaiser, den Krieg zu vermeiden, den Herzog vor seinen Richterstuhl nach Augsburg, wegen der Hutten'schen Sache und seiner Ehehändel. Der Herzog macht Ausflüchte. Der Kaiser spricht die Acht über ihn aus. Aber er ist schwach genug, sie nicht vollziehen zu lassen (!), denn er will keinen Krieg. Ein Vergleich (der Blaubeurer Vertrag) kommt zu Stande, — die Acht wird aufgehoben, und die Hutten müssen mit einer Geldsumme zufrieden sein, welche nicht der Herzog, sondern das Land zahlt! Aber der Herzog

bricht den Vertrag sogleich und fällt den Gegnern in's Land! Es war, mit einem Wort, kein Recht im Lande. Der Herzog ging straflos aus. Erst später kam die Rache. Denn als der Kaiser starb (12. Januar 1519) und Ulrich den Landfrieden brach, besiegte ihn der „schwäbische Bund", und Karl nahm ihm sein Land — wenigstens auf lange Zeit, bis der Herzog zur Buße genutzt hat. Die Hutten und die Bayernherzöge aber waren die Seele dieses Kriegszugs; auch Ulrich Hutten nahm an ihm persönlich Theil, und hier war es, wo Hutten seinen Sickingen, und die Familie eine Sühne fand, die sich bis auf den ausgegrabenen Leichnam des Gemordeten erstreckte.

Doch wir griffen weit vor, um dies Zeichen der Zeit in einigem Zusammenhang zu schauen.

Wie ernst Hutten's Widerwille gegen das hohle Wesen der titelsüchtigen Welt war, zeigte er dadurch, daß er seinen „Niemand" nach Jahren in verbesserter, d. h. verschärfter Gestalt herausgab und beschloß, gleichsam zum Trotz, nicht Doctor zu werden und doch Etwas zu sein. Der alte Hutten aber, der sich drein gefunden, daß der Sohn kein Theologe wurde, wollte ihn nun wenigstens zum Juristen stempeln. Das war noch der einzige Weg, „Carrière" zu machen. Hutten aber, ein Freund des alten germanischen Rechts, erklärte, in Italien das römische Recht nur deshalb studirt zu haben, um den Rechtsverdrehern ihre Praktik abzulernen. Indeß gab er dem Vater nach, mit dessen Unterstützung in Italien die Rechte weiter zu studiren, im Grunde wohl nur, um das klassische Land wiederzusehen.

Von 1515—17 sehen wir ihn wieder in Italien, diesmal auch in Rom. Welchen Eindruck bei längerem Aufenthalte die Pabststadt auf ihn machte, schildern die Gesänge, welche er an seine Freunde nach Deutschland sandte.

Also sah ich sie denn, Roms halbzertrümmerte Mauern,
Wo mit dem Heiligen man selber den Gott auch verkauft.
Sah den erhabenen Priester, o Freund, mit dem heiligen Rathe
Und in verlängertem Zug die Kardinäle geschaart;
Schreiber so viel und Troß der überflüssigen Menschen,
Die mit den Pferden zugleich wallend der Purpur bedeckt.
Thätig die Einen in schandbarem Werk, die Anderen leidend,
Unter dem heiligen Schein fröhnend der wildesten Lust.
Andre sodann, die selbst auch den Schein des Guten verschmähen
Und mit erhobener Stirn Sitte verhöhnen und Zucht;
Welche mit Lust schlecht sind und mit Vollmacht; ach, und in deren
Joch das teutonische Volk leider so willig sich fügt.
Sie handhaben Verbot und Erlaubniß, schließen und öffnen
Und, wie es ihnen beliebt, theilen den Himmel sie aus.

Römerinnen und Römer nicht mehr; voll Ueppigkeit Alles,
Alles, wohin du auch blickst, voll der verworfensten Lust.
Und das Alles in Rom, wo Curius einst und Metellus
Und Pompejus gelebt: o der veränderten Zeit!
Drum dem Verlangen entsage, mein Freund, nach der heiligen Roma:
Römisches, welches du suchst, findest in Rom du nicht mehr.

Hier sieht man den Humanisten recht, den Kenner des alten m, der eben dadurch voll Abscheu wird gegen das christliche Rom und l Entrüstung, daß sein deutsches Vaterland in den Fesseln der ent- venden Roma liegt.

Hutten's Geist brachte ihm auch hier Gefahren. Nicht nur, daß, wie rtheimer ihn warnt, er vor Herzog Ulrich's gedungenen Mördern sich hüten ßte, sondern auch sonst. Aber Hutten kannte keine Furcht.

„Eines Tags ritt er mit einem Freunde von Rom nach Viterbo, gerade ein Gesandter des Königs von Frankreich an den Pabst dort chreiste. Fünf Franzosen, vielleicht vom Gefolge des Gesandten, chten sich über Maximilian, der eben noch um Mailand kämpfte, lustig. utten nahm sich seines Kaisers an. Von Worten kam es zu Thätlich- ten. Die Fünfe fielen über den Einen her, den sein Reisegefährte im ich ließ. Nun zog Hutten vom Leder, stach den, der ihm am nächsten f dem Leibe war, nieder und schlug, selbst nur in die linke Wange wundet, die übrigen Viere in die Flucht." Wer hätte das von dem inen kränklichen Krüppel gedacht, der selbst sich ob seines Hinkens mit lkan vergleicht? Aber das ist der Hutten — er fühlt trotz alle- n den Gott in sich!

So lebte und strebte er zwei Jahre in Rom, Ferrara, Bologna, nedig, trat in Verbindung mit den bedeutendsten Männern, schrieb les und kehrte endlich nach Deutschland heim, das geistig immer be- gter wurde.

Der Humanisten wurden immer mehr, ihre Feinde reizten zu Kampf d Sieg. Von 1510—16 wurde der Mittelpunkt dieses Kampfes der ehrte Reuchlin. Er und Erasmus hießen „die beiden Augen Deutsch- ds"! Reuchlin zeichnete sich besonders durch seine Kenntniß des He- äischen aus; er hatte die erste wissenschaftliche Grammatik dieser Sprache faßt und galt als Autorität, obwohl er, der Rechtsgelehrte, die prachkunde und Philosophie nur aus Liebhaberei trieb.

Bei ihm erschien einst (1510) ein getaufter Jude, Pfefferkorn, und les ihm ein kaiserliches Mandat vor, wonach im römischen Reiche alle den ihre hebräischen Bücher auf die Rathhäuser zu bringen hätten, o sie untersucht, und alle Schmähschriften wider das Christenthum nfiscirt und verbrannt werden sollten. Auf Anstiften und mit Hülfe

der Kölner Theologen hatte der übrigens unwissende Jude dies Man persönlich bei Maximilian sich erwirkt. Nun sollte ein Reuchlin ihm der Ausführung helfen.

Reuchlin ließ ihn ablaufen, aber — nach einiger Zeit erhielt einen kaiserlichen Befehl, sein Gutachten darüber abzugeben, ob nicht Juden alle ihre Bücher, außer dem alten Testament, abzunehmen sei Staunen wir heute über diese Thatsache? Nebst Reuchlin hatten Jacob Hochstraten, Dominikaner-Prior und Ketzermeister zu Kö ein gewisser Victor von Carben, getaufter Rabbiner, und die Uni sitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg über dieselbe Frage Gutachten abzugeben!

Reuchlin verfaßte ein eingehendes verwerfendes Gutachten, wel damit schloß, daß er den Antrag stellte, der Kaiser möge an allen Un versitäten Lehrstühle der hebräischen Sprache herstellen, und für di möchten die Juden immerhin vorerst ihre Bücher herleihen!!

Pfefferkorn, der sich das Gutachten verschafft und sah, daß es sei Zweck vereitle, veröffentlichte und widerlegte es in einer Schrift, „Handspiegel". Und so entspann sich ein öffentlicher Streit, in welch Pfefferkorn nur die vorgeschobene Person, Reuchlin auf der einen, Kölner Theologen auf der andern, das heißt allgemein gesprochen: Humanismus und die herrschende Kirche die handelnden Personen wa Reuchlin verfaßte zunächst eine Gegenschrift, der „Augenspiegel" (d. Brille), und vertheidigte sein Gutachten, wobei denn viele Punkte berü wurden, die ketzerisch erschienen. Und so entbrannte dieser Streit, sechs Jahre ganz Deutschland bewegte. Reuchlin selbst, ein bejahr ruhiger Mann, schrieb sanft, sogar demüthig, bis die Unverschämth der Gegner ihn zur Entrüstung und Rückhaltlosigkeit hinriß.

Es ist hier nicht möglich, den Streit im Einzelnen zu verfolg aber der nächste Hauptpunkt läßt sich bezeichnen, an dem die Bitter sich erzeugte. Die Kirchenleute verstanden damals kein Griechisch, g schweige denn Hebräisch; die Bibel kannten sie nur in der vom Pa genehmigten lateinischen Uebersetzung, „Vulgata" genannt. Diese ist fehlerhaft, und manche der Kirchenlehren u. s. w. beruhen lediglich a solchen Fehlern. Wenn nun ein Reuchlin kam, der Hebräisch gründ kannte und lehrte, und diese Fehler nachwies — was sollte aus den Kirch lehren werden, die darauf beruhten? Das witterten die Gescheit wohl heraus, und daher der Ingrimm. Nun gehörte Reuchlin überdi zu den Humanisten, und deren Licht konnten die Augen der Finsterlin überhaupt nicht vertragen; daher die Wuth.

Die Sache gedieh so weit, daß der Kaiser sein Judenmandat a hob, die Kirche nun aber den Augenspiegel verfolgte. Am 11. Oktober 15

r ganz Mainz auf den Beinen. Hochstraten hatte Reuchlin vor sein richt gefordert; der Scheiterhaufen war fertig; der Augenspiegel sollte on Rechtswegen" verbrannt werden, dann, so hoffte er, sei dem Reuchlin ser beizukommen. Eben sollte der Akt geschehen, da kam der Bote vom bischof, Reuchlin's Appellation an den Pabst sei angenommen. Wüthend Hochstraten ab gen Köln, erwirkte dort ein verdammendes Universitäts-theil und verbrannte das Buch öffentlich.

Aller Augen richteten sich nun noch mehr auf diesen Streit, und erst ttehalb Jahre später kam er zu Ende: am 2. Juli 1516 sprach eine m Pabst eingesetzte Commission ihr Urtheil und sie sprach — frei. ber so groß war die Furcht des Pabstes vor dem Dominikanerorden, m die Kölner Finsterlinge angehörten, daß er das Urtheil nicht zu rkünden wagte! Leo X. schlug die Sache nieder.

Der Humanist hatte also gesiegt. „Reuchlin's Triumph" hieß eine Schrift Hutten's, die ihn feierte. „Laqueum sumite, theologistae!" (d. h. uft euch einen Strick, ihr falschen Theologen!) rief sie im Tone jener it den Kölnern zu. Schon 1514 waren die Briefe berühmter Männer pp. illustrium virorum) erschienen, d. h. Briefe der Humanisten an uchlin, um das Heer der Reuchlinisten zu zeigen, gegenüber den rnoldisten, den Anhängern des Kölner Hauptdunkelmannes Professor nold von Tungern. Dadurch kam Gemeingeist unter die Partei der manisten, und als nun gar die Briefe der Dunkelmänner (Epp. obscurum virorum) erschienen, verfielen die Kölner der Verachtung und herlichkeit immer mehr. Diese berühmten Briefe der Dunkelmänner d nämlich von Humanisten aus der Seele, der Sprech- und Denkweise r Kölner geschrieben und eine in ihrer Art unübertroffene Satyre auf n dummen Stolz und die vollendete Geistlosigkeit dieses Mucker- und ukerthums der damaligen Kirchenmänner, die aber die Macht der toritat besaßen.

In diesen Dunkelmänner-Briefen wird nicht nur der Trierische k schon als „altes lausiges Kleid" verspottet, sondern auch der Ablaß-m. „Denn — heißt es — Nichts ist mit dem Evangelium zu verichen, und wer recht handelt, wird selig. Wenn Einer hundertmal n Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt und der laß hilft ihm nichts." Namentlich aber wird die Unwissenheit der aubensstolzen gegeißelt, und Männer wie Erasmus, Reuchlin, tian u. s. w. werden dagegen gepriesen, denn, wie es mit Bezug auf smus heißt: „den Text des neuen Testaments verbessern, halte ich r besser, als wenn 20,000 Scotisten und Thomisten hundert Jahr lang r Ens und Essentia (Wesen und Wesenheit) disputiren würden." Die ttenlosigkeit der Dunkelmänner aber ward sogar aus der Bibel zu

6*

der Kölner Theologen hatte der übrigens unwissende Jude dies M
persönlich bei Maximilian sich erwirkt. Nun sollte ein Reuchlin ih
der Ausführung helfen.

Reuchlin ließ ihn ablaufen, aber — nach einiger Zeit erhi
einen kaiserlichen Befehl, sein Gutachten darüber abzugeben, ob nich
Juden alle ihre Bücher, außer dem alten Testament, abzunehmen
Staunen wir heute über diese Thatsache? Nebst Reuchlin hatten
Jacob Hochstraten, Dominikaner=Prior und Ketzermeister zu
ein gewisser Victor von Carben, getaufter Rabbiner, und die Un
sitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg über dieselbe Frag
Gutachten abzugeben!

Reuchlin verfaßte ein eingehendes verwerfendes Gutachten, w
damit schloß, daß er den Antrag stellte, der Kaiser möge an allen
versitäten Lehrstühle der hebräischen Sprache herstellen, und für
möchten die Juden immerhin vorerst ihre Bücher herleihen!!

Pfefferkorn, der sich das Gutachten verschafft und sah, daß es
Zweck vereitle, veröffentlichte und widerlegte es in einer Schrift
„Handspiegel". Und so entspann sich ein öffentlicher Streit, in we
Pfefferkorn nur die vorgeschobene Person, Reuchlin auf der einen
Kölner Theologen auf der andern, das heißt allgemein gesprochen
Humanismus und die herrschende Kirche die handelnden Personen w
Reuchlin verfaßte zunächst eine Gegenschrift, der „Augenspiegel"
Brille), und vertheidigte sein Gutachten, wobei denn viele Punkte be
wurden, die ketzerisch erschienen. Und so entbrannte dieser Streit
sechs Jahre ganz Deutschland bewegte. Reuchlin selbst, ein beja
ruhiger Mann, schrieb sanft, sogar demüthig, bis die Unverschäm
der Gegner ihn zur Entrüstung und Rückhaltlosigkeit hinriß.

Es ist hier nicht möglich, den Streit im Einzelnen zu verf
aber der nächste Hauptpunkt läßt sich bezeichnen, an dem die Bitt
sich erzeugte. Die Kirchenleute verstanden damals kein Griechisch
schweige denn Hebräisch; die Bibel kannten sie nur in der vom P
genehmigten lateinischen Uebersetzung, „Vulgata" genannt. Diese ist
fehlerhaft, und manche der Kirchenlehren u. s. w. beruhen lediglich
solchen Fehlern. Wenn nun ein Reuchlin kam, der Hebräisch grü
kannte und lehrte, und diese Fehler nachwies — was sollte aus den Ki
lehren werden, die darauf beruhten? Das witterten die Gesch
wohl heraus, und daher der Ingrimm. Nun gehörte Reuchlin üb
zu den Humanisten, und deren Licht konnten die Augen der Finste
überhaupt nicht vertragen; daher die Wuth.

Die Sache gedieh so weit, daß der Kaiser sein Judenmandat
hob, die Kirche nun aber den Augenspiegel verfolgte. Am 11. Oktober

ganz Mainz auf den Beinen. Hochstraten hatte Reuchlin vor sein icht gefordert; der Scheiterhaufen war fertig; der Augenspiegel sollte n Rechtswegen" verbrannt werden, dann, so hoffte er, sei dem Reuchlin er beizukommen. Eben sollte der Akt geschehen, da kam der Bote vom bischof, Reuchlin's Appellation an den Pabst sei angenommen. Wüthend Hochstraten ab gen Köln, erwirkte dort ein verdammendes Universitäts- heil und verbrannte das Buch öffentlich.

Aller Augen richteten sich nun noch mehr auf diesen Streit, und erst ehalb Jahre später kam er zu Ende: am 2. Juli 1516 sprach eine n Pabst eingesetzte Commission ihr Urtheil und sie sprach — frei. r so groß war die Furcht des Pabstes vor dem Dominikanerorden, die Kölner Finsterlinge angehörten, daß er das Urtheil nicht zu künden wagte! Leo X. schlug die Sache nieder.

Der Humanist hatte also gesiegt. „Reuchlin's Triumph" hieß eine rift Hutten's, die ihn feierte. „Laqueum sumite, theologistae!" (d. h. ift euch einen Strick, ihr falschen Theologen!) rief sie im Tone jener den Kölnern zu. Schon 1514 waren die Briefe berühmter Männer p. illustrium virorum) erschienen, d. h. Briefe der Humanisten an uchlin, um das Heer der Reuchlinisten zu zeigen, gegenüber den noldisten, den Anhängern des Kölner Hauptdunkelmannes Professor nold von Tungern. Dadurch kam Gemeingeist unter die Partei der manisten, und als nun gar die Briefe der Dunkelmänner (Epp. obscu- um virorum) erschienen, verfielen die Kölner der Verachtung und erlichkeit immer mehr. Diese berühmten Briefe der Dunkelmänner nämlich von Humanisten aus der Seele, der Sprech- und Denkweise Kölner geschrieben und eine in ihrer Art unübertroffene Satyre auf dummen Stolz und die vollendete Geistlosigkeit dieses Mucker- und kerthums der damaligen Kirchenmänner, die aber die Macht der orität besaßen.

In diesen Dunkelmänner-Briefen wird nicht nur der Trierische schon als „altes lausiges Kleid" verspottet, sondern auch der Ablaß- „Denn — heißt es — Nichts ist mit dem Evangelium zu ver- chen, und wer recht handelt, wird selig. Wenn Einer hundertmal n Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt und der aß hilft ihm nichts." Namentlich aber wird die Unwissenheit der bensstolzen gegeißelt, und Männer wie Erasmus, Reuchlin, tian u. s. w. werden dagegen gepriesen, denn, wie es mit Bezug auf mus heißt: „den Text des neuen Testaments verbessern, halte ich esser, als wenn 20,000 Scotisten und Thomisten hundert Jahr lang r Ens und Essentia (Wesen und Wesenheit) disputiren würden." Die nlosigkeit der Dunkelmänner aber ward sogar aus der Bibel zu

rechtfertigen gesucht, um den Teufel der Zeit zu karrikiren, der All
seine Zwecke mißbraucht.

An diesem Kampfe und namentlich an diesen Briefen hat H
entschiedenen Antheil, obwohl selbige von verschiedenen Verfassern
rühren mögen. Mit welchem Uebermuth dieser waffenfeste Ritter
Geist den alten Feind bekämpfte, davon noch ein charakteristisches Be

Ein berühmter italienischer Humanist, der schon einmal zum T
tode verurtheilt war, aber noch begnadigt wurde, Lorenzo V
(† 1465), hatte in trefflichem Latein und mit rhetorischer Gewalt
Schrift über die angebliche Schenkung Constantin's geschrieben.
weltliche Herrschaft der Päbste stützte sich nämlich vorzüglich
auf, daß der Kaiser Constantin durch ein Edikt dem römischen B
Sylvester und seinen Nachfolgern nicht nur den Lateran-Palast in
und die kaiserlichen Insignien, sondern auch die Stadt Rom selb
ganz Italien und alle abendländischen Provinzen des Reichs ge
habe. Eben deshalb sei er nach Constantinopel gegangen und hal
mit dem Morgenlande begnügt. Die Lügenhaftigkeit dieser Erfi
wies Valla so schneidend nach, daß er und sein Buch dem heftigsten
und anhaltender Verfolgung seitens der Kirche verfielen.

Dies merkwürdige Buch brachte Hutten mit nach Deutschland
es von Neuem heraus und schrieb eine Vorrede dazu, so merkwürdi
das Buch selbst. Er widmete nämlich das Buch dem Pabste (Le
Schlechte Päbste hätten die Wahrheit weder hören noch thun möge
Leo X., ein guter Pabst, werde mit beidem sich beeilen. Unter
Titel hält er dem Pabstthum die schneidendste Strafpredigt, forde
Reform und das Aufgeben der weltlichen Herrschaft. Das
wirkte ungeheuer, und als es nachmals Luther kennen lernte, mac
auf diesen den tiefsten Eindruck.

Aus Italien heimgekehrt, ging Hutten zunächst nach Augsb
wo ihm ein unerwarteter Triumph zu Theil wurde. Kaiser Maxim
kam in dieser Zeit nach Augsburg, und ein dortiger Humanist, de
trizier Peutinger, lenkte in glänzender Versammlung des Kaisers
auf die Verdienste Hutten's. Der Kaiser beschloß in Folge dessen
zum Dichter zu krönen. Am 12. Juli 1517, vor versammeltem
staat, schmückte der Kaiser Hutten mit dem Lorbeerkranz und dem gol
Ringe. Das war damals keine gewöhnliche Ehrenbezeugung. Das
über ertheilte Diplom gab ihm, außer dieser höchsten Ehre, auch
**Rechte, an allen Schulen und Hochschulen die Dicht- und Red
zu lehren, und lieh ihm alle sonstigen Privilegien gekrönter P**
Als besondere Gnadenbezeugung aber bekundete der Kaiser darin,
Ulrich von Hutten's Person mit allen Rechten und Gütern und

nheiten in seinen und des Reiches Schutz genommen sei, also, daß **hinfüro** von keinem anderen Richter als dem Kaiser und seinem Rathe **chtet** werden könne. Und das Alles zur Nachachtung für geistliche **r** weltliche Fürsten, Städte 2c., bei Strafe von 15 Mark Gold für **Uebertreter**, wovon bei jedem Uebertretungsfalle die Hälfte der Strafsumme dem Fiskus, die andere Hälfte dem Hutten zustehen solle!

Reuchlin frei, Hutten gekrönt — das mußte einen Jubel Lager der Humanisten hervorrufen, und schnaubende Wuth in den eisen der Dunkelmänner!!

Und so war's. Doch Alles, was bis jetzt geschah, liegt vor dem ginn der Reformation. Luther war bis dahin in Deutschland so bekannt wie Hutten bekannt. Als Hutten in Fulda dem Kloster entfloh, daß sein Genius nicht zu Grunde gerichtet würde, floh Luther umgert aus der Welt in das Kloster und ward Mönch. Als Hutten n ersten Male von dem Wittenberger Ablaßstreit hört, erscheint er ihm s ein verächtliches Mönchsgezänk, das er um der Selbstvernichtung der gner willen freudig begrüßt, aber mit dem Sarkasmus: „Fresset ander, auf daß Ihr von einander gefressen werdet." Bis hierher te Hutten auch noch fast Alles lateinisch geschrieben, nur selten und t in letzter Zeit einen deutschen Vers. Kurz, bis hierher ist Hutten manist, aber aus ihm sollte der Reformator geboren werden.

Der Humanismus jener Zeit war das, was der Liberalismus unserer it ist. Er klärte auf, aber reformirte nicht, er war Sache der Vornmeren, nicht des Volks; er wagte seine Consequenzen nicht, sondern gte sich der herrschenden Form und Gewalt im Fall des Conflicts. e Krisis kam, welche die Spreu vom Weizen sonderte. Hutten der manist hatte zum Motto: „Sinceriter citra pompam — redlich und ohne unk". Hutten, der Reformatoren Genosse, sprach: „Jacta est alea — ich b's gewagt!"

So leicht nun auch der Uebergang vom Humanismus zur Reformtion scheint, so schwer ist er doch, — wie ja auch die Gegenwart von nem reichlich bezeugt — denn jener ist wesentlich Produkt der Intelligenz, se ist Erzeugniß des Charakters, jener ist Wissen, diese ist Religion, s heißt Wissen und Gewissen zugleich, die einheitlich durch die hat in's Leben schreiten. Hutten der Humanist ist trotz aller mpfe, die das Größere in ihm bezeichnen, dennoch als solcher nur erst r geistreiche Plänkler, der im Turnier sich gefällt, aber noch nicht das hwert zieht auf Tod und Leben — Hutten der Reformator thut s, weil er über den Humanismus hinaus wächst zu der Erkenntniß ß erst in der Religion sich der Mensch zum vollendeten Charakter, das lk und die Menschheit zur sozialen Erlösung erheben kann.

Hutten, nach seiner Dichterkrönung, war noch immer Humani verschmähte nicht, am Hof des mäcenatischen Kurfürsten und Erz Albrecht von Mainz ein Gehalt ohne Amt anzunehmen, das ihm für seine Arbeiten und Männer für seinen Umgang ermöglichte. armen gehetzten Manne war die Ruhe ja wohl zu gönnen, und da endlich auch gesund fühlte, dachte er jetzt sogar an das Heirathen. muß — so schreibt er an seinen Freund, den Würzburger Do Friedrich Fischer — ich muß ein Wesen haben, bei dem ich mi den Sorgen, ja auch von den ernsten Studien erholen, mit dem ich Scherze treiben, angenehme und leichtere Unterhaltung pflegen ka ich die Schärfe des Grams abstumpfen, die Hitze des Kummers kann. Gieb mir eine Frau, mein Friedrich, und daß Du wisse für eine: laß sie schön sein, jung, wohlerzogen, heiter, züchtig, ge Besitz gieb ihr — genügend, nicht viel, denn Reichthum suche id und was das Geschlecht betrifft, so glaube ich, wird diejenige genug sein, welcher Hutten die Hand reichen wird." Hutten hierin nicht nur Züge seines Ideals, sondern vielmehr das Portra edlen und wohlhabenden Jungfrau aus der Frankfurter Familie von burg zu geben, in der er seine Erkorene sah und um die zu wer sich anschickte. Nicht auf Ritterburgen, in den Städten er seine Zukunft. „Pallas — sagt er — hat die Städte geg sie ist die Göttin meiner Studien: Centauren mögen sich am b Wäldern behagen!" — Man sieht, ein stilleres, wissenschaftliche im Verkehr mit verwandten Geistern, wie es damals nur in den g deutschen Städten zu haben war, gefördert und verschönt durch eine am eigenen häuslichen Heerd: das war der süße Traum, den Hutt einmal geträumt hat, und der — zum Humanisten noch vortreffli

Aber sein Geist trieb ihn auf andere Bahnen. Schon gle mit dem eben angedeuteten Streben fing auch der Punkt sich zu en an, der bald sein ganzes Leben wieder in helle Flammen setz Hutten sterben lassen sollte, wie die Sage den Herkules sterben l

In Augsburg hielt Kaiser Maximilian damals, es war im 1518, einen Reichstag. Es stand in jenen Tagen traurig um da sche Reich. Der Kaiser sagte selbst, er habe über Könige zu h von denen jeder thäte, was ihm beliebte. Er scherzte gelegentli die ihm und dem Pabst verliehene Oberhoheit in allen geistlich weltlichen Dingen mit Bezug auf Pabst Julius II. und sagte gut, daß Gott selbst die Welt regiere, denn mit seinen beiden haltern, einem armen Gemsenjäger und einem trunkenen Pfaffen übel bestellt! In der That vermochte er wenig. Von Augsbur nach Innspruck; aber die Bürger, denen er die letzten Zehrkos

..dete, nahmen sein Gefolge nicht auf und ließen die Wagen auf der ..aße stehen!! Noch auf dieser Reise starb er, den 12. Januar 1519.
Dieser schwache Kaiser suchte nun mit dem Pabst zusammen einen ..tschen Heerbann gegen die Türken zu Stande zu bringen, die unter ..lim damals eine drohende Haltung einnahmen, indem sie Syrien und ..ypten eroberten, während die Mauren bis Marokko und Spanien sich ..oben. „Die ganze abendländische Christenheit gerieth in Schrecken."
Da schrieb Hutten seine „Türkenrede" im Sinne und zu Gunsten .. Kaisers. Sichtlich aber lagen dieser Rede zwei unabhängige Motive .. Grunde: das war die deutsche Einheit und Machtstellung, .. die er stritt, und anderentheils ein Kampf gegen das Pabst..tum, das die deutsche Schmach mitverschulde. Diese zwei Punkte ..den den Angelpunkt seiner nun beginnenden reformatorischen Thätig..keit. In letzterer Beziehung wird in der Türkenrede der Pabst satyrisirt, .. es wenig um Hülfe gegen die Türken, sondern nur um deutsches ..ld zu thun sei. In der That, ein Leo X., der an einem Tage 31 ..rdinäle kreirte und dafür 500,000 Dukaten einnahm, gab zu solchen ..griffen hundertfältigen Anlaß. In Betreff der deutschen Einheit aber ..ndet er sich scharf gegen die Fürsten und macht sie verantwortlich. ..Woher — fragt er — kommt Eure Uneinigkeit? Aus Grenzstreitig..keiten, Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten. Die Vortheile, um die Ihr ..nkt, sind nämlich viel geringer, als der, den Ihr Alle von der Einig..keit haben würdet. Und wisset Ihr, wie das Volk über die Sache denkt? ..Man wolle sich von Euch wohl beherrschen, aber nicht verderben lassen, ..nd man denkt auch wohl auf gewaltsame Abhülfe. In der That — ..uft er — wenn Ihr mir kein Gehör gebt, so fürchte ich, wird diese ..Nation etwas sehen, das ihrer nicht würdig ist. Denn wenn die Sache ..einmal, was Gott verhüten wolle, zum Aufstande kommt, dann wird ..man nicht viel fragen, an wem Rache zu nehmen sei. Mit dem Schuldigen ..wird der Unschuldige leiden, und ohne Rücksicht, blindlings wird man ..wühlen." Aus diesem Tone gehen seine Warnungen, und so weissagte ..er sieben Jahre vor ihrem Ausbruch die erste deutsche Revolution, die großen sogenannten „Bauernkriege". Den letzten Grund ..dieser Gefahren Deutschlands sah Hutten aber bereits sehr klar in dem, ..was wir heute den Ultramontanismus nennen. „Darum — sagt er — ..habt Ihr in diesem Kriege eben so sehr gegen Rom als gegen ..Asien auf der Hut zu sein" . . . „bei Euch selbst habt Ihr Alles ..zu suchen, unter Euch Beschlüsse zu fassen, und nicht jene ränkevollen ..Rathgeber von außen zuzulassen": die Augen auf, die Beutel zu! ..das sei die rechte deutsche Losung gegen Rom.

Diese doppelte Idee ging so sehr aus Hutten's innerstem Wesen

hervor, daß er sich wohl enttäuschen, aber nie entmuthigen ließ: er mit der Situation; natürlich: die besser erkannte Wahrheit ist stet vermehrte Macht, wenn sie eine innerlich vollkommene Erkenntn d. h. eine solche, welcher unsere Liebe, unsere Thatkraft gehört, mit Worte, wenn sie Religion wird.

Der süße Liebestraum Hutten's mit seiner friedlichen Pers blieb also ein Traum. Das humanistische Hofleben im goldenen sollte bald aufhören, Hutten selbst ironisirte es bereits in einer e Schrift. Mit dem Türkenkriege wurde es übrigens Nichts; der burger Reichstag lehnte ab, der Kaiser starb.

Eine neue Konstellation begann, und Hutten mit seinen lei Gedanken stand mitten drin. Wir wollen jetzt versuchen, uns di kurzen Zügen klar zu machen.

Die deutschen Kur- oder Wahlfürsten hatten nach Maximilians einen neuen König der Deutschen zu wählen, der vom Pabste dam römischen Kaiser gekrönt werden sollte. Nun waren zwei Parteien handen: die Einen wollten den König Franz I. von Frankreich Anderen wollten Maximilian's Enkel, Karl, König von Neapel, Sp und Burgund. Die Wahl schwankte längere Zeit zwischen diesen damals mächtigsten Fürsten. Pabst Leo X. und seine Kardinäle war Franz I., der Kurfürst Albrecht von Mainz und seine Partei wan Karl. Am 28. Juni 1519 wurde in Frankfurt a. M. Karl, in De land der Fünfte genannt, zum Kaiser gewählt. Die Päbstlichen lagen also, die humanistischen Mainzer siegten.

Dieser Umstand, aus dem bereits Gewordenen geboren, best den Charakter der nächsten Zeit, das heißt: der Reformation in ersten Gestalt.

Hutten's erster Gedanke war, Deutschland von Rom zu freien, sein zweiter war, Deutschland einig und groß zu ma und er war durchschauend genug, um die Einheit dieser beiden Ged vollständig zu begreifen. Alles, was er nun denkt, schreibt, thut, sich klar um diesen einen Gedanken. Fassen wir die Hauptsache Auge.

Erstens bekämpft er Rom und die Römlinge, als die Quelle Uebels, immer heftiger und umfassender. Unter seinen Schriften Art ist die sachlich wichtigste: Vadiscus oder die römische einigkeit. Der Name kommt daher, daß immer drei Dinge ge werden, die man in Rom findet — oder nicht findet. Zum Beispiel

„Drei Dinge erhalten Rom bei seinen Würden: das Ansehen des P die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram. Drei Dinge sind ohne Rom: gemeine Frauen, Pfaffen und Schreiber. Drei Dinge sind au

nicht in direkte Verbindung — aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Mainz, mit dem Luther verfeindet war in kirchlich-theologischem Kampfe. Hutten und der Kurfürst bedurften sich gegenseitig; Beide hofften, Deutschland als Ganzes von Rom zu befreien, Hutten freilich, damit es frei sei, der Erzbischof, um geistlicher Herr desselben zu werden. Luther's Fehde galt speziellen bischöflichen Dingen: das konnte der Kirchenfürst in keinem Falle brauchen. Daher das sonderbare Verhältniß, daß Hutten und Luther im Stillen innige Freunde wurden, ohne äußerlich von einander Notiz zu nehmen. Es geschah aller Verkehr zwischen ihnen durch dritte Hand. Am 20. Mai 1520 hatte Karl Spanien verlassen, um über die Niederlande nach Deutschland zu kommen. Am 4. Juni, als Hutten nach den Niederlanden aufbrach, als er die entscheidendsten Schritte gethan und den letzten beim Kaiser thun wollte, da endlich setzte er jede Rücksicht bei Seite und schrieb von Mainz aus an Luther folgenden Brief:

„Wenn Dir in demjenigen, was Du dort mit hohem Muthe betreibst, sich ein Hinderniß in den Weg stellt, so ist mir das von Herzen leid. Wir haben hier nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet. Christus sei mit uns, Christus helfe! Denn seine Vorschriften verfechten wir; seine durch den Dunst der päbstlichen, Satzungen verdunkelte Lehre bringen wir wieder an das Licht, Du glücklicher ich nach Kräften. Möchten entweder Alle dies einsehen, oder Jene von freien Stücken in sich gehen und auf den rechten Weg zurückkehren. Es heißt, Du seiest in den Bann gethan. (Dies war im Augenblick noch nicht der Fall, verwirklichte sich jedoch bald genug; die Bannbulle gegen Luther trägt das Datum des 15. Juni.) Wie groß, o Luther, wie groß bist Du, wenn das wahr ist. Denn von Dir werden alle Frommen sagen: sie suchten die Seele des Gerechten, und das unschuldige Blut verdammten sie; aber Gott wird ihnen ihre Missethat vergelten und in ihrer Missethat wird der Herr unser Gott sie verderben. Das sei unsere Hoffnung, das unser Glaube. Eck kehrt von Rom zurück, vom Pabst mit Pfründen, und wie man sagt, mit Golde beschenkt. Was ist's mehr? Gelobt wird der Sünder in seinen Wünschen, uns aber leite Gott in seine Wahrheit. Darum hassen wir die Versammlung der Frevler, und mit den Gottlosen sitzen wir nicht. Doch sieh Dich vor und halte Augen und Stirn auf sie gerichtet. Du siehst, wenn Du jetzt stirbst, was es der gemeinen Sache für ein Schaden wäre. Denn für Dich, weiß ich, bist Du so gesinnt, daß Du lieber in Deinem Vorhaben sterben als elend lebend willst. Auch mir stellt man nach; ich werde mich hüten, so gut ich kann. Werden sie Gewalt brauchen, so habe ich Kräfte gegen sie aufzubieten, die ihnen nicht allein gewachsen, sondern, wie ich hoffe, überlegen sein sollen. Möchten sie mich nur verachten! Eck hat auch angegeben, daß ich es mit Dir halte. Darin hat er sich nicht getäuscht. Denn immer habe ich in Allem, was ich verstand, Dir beigestimmt, obwohl bis jetzt kein Verkehr zwischen uns stattfand. Was er weiter gesagt, wir hätten schon früher nach Verabredung gehandelt, das hat er dem Pabst zu Gefallen gelogen. Ein schamloser Bösewicht! Man muß sehen, daß ihm vergolten werde, was er

das im April 1520, also vor Luther's Absagebrief an Rom „Von babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ erschien, welcher erst ein h Jahr später an's Licht trat. Gleichzeitig aber, im April 1520, öffentlichte Hutten noch mehrere Schriften gleichen Geistes, namen auch eine alte Schrift aus dem Jahre 1093, die er im Kloster F entdeckte, eine Schutzschrift für Heinrich IV., in welcher gegen Gregor die ganze weltliche Herrschaft des Pabstes mit scharfen Waffen bestr wurde. „Ich kenne nichts Freimüthigeres, nichts Feineres dieser so schlägt es, so zermalt und erwürgt es die Betrüger“ — sagt H selbst von ihr!

So führte Hutten seine geistige Legion gegen Rom. Aber i er zu vernichten suchte, wollte er bauen, nämlich die deutsche Ein Deshalb, und das ist sein zweiter Hauptgesichtspunkt, sucht er den n Kaiser zu gewinnen. Mit der feurigsten Vaterlandsliebe geht durch seine Schriften dieser Zeit der Zug: der Kaiser, Deutschlands gewäl Haupt, solle seine Krone nicht zu den Füßen des römischen Betrü aufheben. Er ruft die Fürsten alle auf, ihre Deutschheit zu wahren dem römischen Joche. An den Kurfürsten von Sachsen schrieb er insonde einen flammenden Brief. Er erschöpft darin alle Gründe und „unsere Vorfahren brachen das Joch der kriegsmächtigen Römer, und sollten wir Sklaven dieser Sklaven der Wollust und dieses mark Gesindels bleiben?!“ Hutten reiste selbst nach Niederland zu des Ka Bruder Ferdinand, um ihn zu gewinnen, damit er, wenn der Kaiser Spanien ankäme, seinen Einfluß auf ihn geltend machen möge.

Zu dieser politischen Auffassung der Sache trieb ihn außer Vaterlandsliebe vorzüglich die Thatsache, daß der neue Kaiser, wie bemerkt, gegen den Pabst und gerade auf Betrieb seines Gönners, Kurfürsten von Mainz, gewählt war, der als Erzbischof und Car selbst die Hoffnung hegen mochte, wenn es zur Trennung von Rom ko in Deutschland den ersten geistlichen Rang einzunehmen.

Ehe wir nun aber den Ereignissen weiter folgen, müssen wir Dinge nachholen: Hutten's Verhältniß zu — Luther Sickingen.

Was Luther betrifft, so bemerkten wir schon, daß Hutten von anfangs gar keine Notiz nahm, als höchstens sofern er sich freu hören, daß Pfaffen sich zankten und sich selbst vernichteten. Ro Augsburg 1518, wo Luther gleichzeitig anwesend war, kümmerte e nicht um ihn. Inzwischen aber hatten sich Luther's anfänglich Kämpfe etwas entpuppt, und Hutten sah in ihm nun einen befreun Streiter, bald einen hervorragenden Genossen, wenn er auch mit an Waffen kämpfte. Gleichwohl trat Hutten mit Luther absichtlich auch

cht in direkte Verbindung — aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Mainz, mit dem Luther verfeindet war in kirchlich-theologischem Kampfe. Hutten und der Kurfürst bedurften sich gegenseitig; Beide hofften, Deutschland als Ganzes von Rom zu befreien, Hutten freilich, damit es frei sei, der Erzbischof, um geistlicher Herr desselben zu werden. Luther's Fehde galt speziellen bischöflichen Dingen: das konnte der Kirchenfürst in keinem Falle brauchen. Daher das sonderbare Verhältniß, daß Hutten und Luther im Stillen innige Freunde wurden, ohne äußerlich von einander Notiz zu nehmen. Es geschah aller Verkehr zwischen ihnen durch dritte Hand. Am 20. Mai 1520 hatte Karl Spanien verlassen, um über die Niederlande nach Deutschland zu kommen. Am 4. Juni, als Hutten nach den Niederlanden aufbrach, als er die entscheidendsten Schritte gethan und den letzten beim Kaiser thun wollte, da endlich setzte er jede Rücksicht bei Seite und schrieb von Mainz aus an Luther folgenden Brief:

„Wenn Dir in demjenigen, was Du dort mit hohem Muthe betreibst, sich ein Hinderniß in den Weg stellt, so ist mir das von Herzen leid. Wir haben aber nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet. Christus sei mit uns, Christus helfe! Denn seine Vorschriften verfechten wir; seine durch den Dunst der päbstlichen Satzungen verdunkelte Lehre bringen wir wieder an das Licht, Du glücklicher ich nach Kräften. Möchten entweder Alle dies einsehen, oder Jene von freien Stücken in sich gehen und auf den rechten Weg zurückkehren. Es heißt, Du liegst in den Bann gethan. (Dies war im Augenblick noch nicht der Fall, verwirklichte sich jedoch bald genug; die Bannbulle gegen Luther trägt das Datum des 15. Juni.) Wie groß, o Luther, wie groß bist Du, wenn das wahr ist. Denn von Dir werden alle Frommen sagen: sie suchten die Seele des Gerechten, und das unschuldige Blut verdammten sie; aber Gott wird ihnen ihre Missethat vergelten und in ihrer Missethat wird der Herr unser Gott sie verderben. Das sei unsere Hoffnung, das unser Glaube. Eck kehrt von Rom zurück, vom Pabst mit Pfründen, und wie man sagt, mit Golde beschenkt. Was ist's mehr? Gelobt wird der Sünder in seinen Wünschen, uns aber leite Gott in seine Wahrheit. Darum hassen wir die Versammlung der Frevler, und mit den Gottlosen sitzen wir nicht. Doch sieh Dich vor und halte Augen und Stirn auf ihn gerichtet. Du siehst, wenn Du jetzt stirbst, was es der gemeinen Sache für ein Schaden wäre. Denn für Dich, weiß ich, bist Du so gesinnt, daß Du lieber in Deinem Vorhaben sterben als elend lebend willst. Auch mir stellt man nach; ich werde mich hüten, so gut ich kann. Werden sie Gewalt brauchen, so habe ich Kräfte gegen sie aufzubieten, die ihnen nicht allein gewachsen, sondern, wie ich hoffe, überlegen sein sollen. Möchten sie mich nur verachten! Eck hat auch angegeben, daß ich es mit Dir halte. Darin hat er sich nicht getäuscht. Denn immer habe ich in Allem, was ich verstand, Dir beigestimmt, obwohl bis jetzt kein Verkehr zwischen uns stattfand. Was er weiter gesagt, wir hätten schon früher nach Verabredung gehandelt, das hat er dem Pabst zu Gefallen gelogen. O ein schamloser Bösewicht! Man muß sehen, daß ihm vergolten werde, was er

verdient. Du sei fest und stark und warte nicht! Doch was mahne nichts zu mahnen ist? An mir hast Du einen Anhänger für jeden m Fall. Darum wage es, mir inskünftige alle Deine Plane anzuvertrauer fechten wir die gemeine Freiheit, befreien wir das unterdrückte Vaterland haben wir auf unserer Seite. Ist Gott für uns, wer mag wider un Die Kölner und Löwner haben Dich verdammt. Das sind jene I Rotten, welche gegen die Wahrheit streiten. Doch wir werden durch durchbrechen unter Christi Beistand frisch und mannhaft. Jenen aber gebührt, im vorkommenden Falle wahrhaft und freimüthig zu urtheilen über habe ich sie zur Rede gestellt in einem Vorworte, das Du lesen wirst. (Hofprediger in Mainz) wird sie Dir schicken. Heute reise ich zu Ferdin Was ich dort für unsere Sache wirken kann, werde ich nicht versäum (Franz von Sickingen) läßt Dir sagen, zu ihm zu kommen, falls Du be gehörig sicher bist; er wird Dich Deiner Würde gemäß ehrlich halten ur allerlei Feinde mannhaft vertheidigen. Das hat er mich schon drei- oder geheißen. In Brabant finden mich Deine Briefe. Dahin schreibe u freundlich und in Christo wohl. Grüße Melanchthon und Fachus und all dort, und lebe nochmals wohl."*)

Dieser schöne Brief zeigt zugleich, wie Luther und die Witte über Hutten dachten, wenn wir auch sonst dafür nicht reichliche Z hätten. Schrieb doch Melanchthon in jenen Tagen: „Hutten z Ferdinand, dem Bruder Karls, und bereitet der Freiheit Bahn b mächtigsten Fürsten! Warum sollten wir nicht das Beste hoffen?

Was nun Sickingen betrifft, so haben wir ebenfalls schon gesehen, daß Hutten ihn im Kriegszug gegen den schwäbischen Ulrich hatte kennen lernen, doch schuf auch zwischen ihnen erst der fl Gedanke der Reformation die tiefere Freundschaft. Das alte G der Sickingen war durch Schweikart von Sickingen, den Vater, zu Macht gelangt, doch fand dieser, ob üblicher Gewaltthaten, sein auf dem Blutgerüst. Franz von Sickingen, der Sohn, vermeh Macht durch gleiche Mittel. Der Landstuhl bei Kaiserslautern u Ebernburg bei Kreuznach (wo er 1481 geboren worden) ware Hauptburgen. Solche Ritter waren damals eine Art gesuchter Adr Gab es wo einen verdorbenen Prozeß, ein wirkliches oder eingel Unrecht ohne Rechtshülfe, so lud man solch einen Ritter ein. Der einen Fehdebrief dem Gegner zu, und nun wurde eben Faustrecht geü der Abzug oft um große Summen erkauft. Dazu kam, daß solch das Wesen der Städte und des Handels, gemäß dem herrschende geiste, noch gar nicht begriffen. Sie sahen, wie Hutten selb im Handel nur eine Verarmung und Verderbniß des Vaterlandes.

*) Bei Strauß a. a. O. II, 62 ff.

[illegible] und kannte nämlich fast nur den Import, der die Bedürfnisse vermehrt (und zum Theil die Menschen verdirbt, wie z. B. Gewürze, die in Hutten's Hause streng verpönt waren), und dagegen hatten sie nur den Export des Geldes im Auge; in den Städten sah man aber die Heerde dieses verderblichen Geistes. So meinten die besseren Ritter, die nicht bloße Raufbolde waren, sogar die Vertreter altdeutscher Sitte und Kraft zu sein, gegenüber der steigenden Verderbniß der Städter. Daß das Städtethum das Feudalsystem mit der Zeit lösen mußte zur Freiheit, daß der freie Welthandel der mächtigste Bildungshebel der Völker ist, davon hatte selbst unser Hutten anfangs noch gar keine Ahnung.

Auch Franz von Sickingen war ein Ritter dieser Art, aber der mächtigsten Einer. Die Fehde gegen Worms und gegen den Herzog von Lothringen hatten ihm großen Ruhm verliehen. Ihn kümmerte keine kaiserliche Acht mehr; die Stadt Metz erkaufte seinen Abzug mit 20,000 Gulden, Hessen mit 50,000, damals ungeheure Summen! Der Kaiser that ihm Nichts, denn er bedurfte seiner. Als Maximilian starb, bemühten sich Franz von Frankreich und Karl von Spanien, die beiden Kandidaten des deutschen Königthums, um seine Gunst. Sickingen entschied sich für Karl, der, wie erzählt, nun gewählt ward. Sickingen verpflichtete den Kaiser sich außerdem noch durch große Darlehen, und ward dagegen kaiserlicher Feldhauptmann, Rath und Kämmerer gegen Gehalt und mit der Befugniß, eine Leibgarde von 20 Kürassieren zu halten.

Das ist der Franz von Sickingen. Hutten aber war es, der ihm die besseren Ideen der Zeit einflößte und höhere Ziele seines Strebens steckte. So gewann er ihn für die Reuchlin'sche Sache, die wir früher erzählt, und die jetzt noch einmal aufloderte. Hutten und Sickingen verlangten nämlich von Hochstraten Genugthuung für Reuchlin (Ersatz der Kosten, und Amtsniederlegung des Hochstraten als Inquisitor). Die Dunkelmänner wußten aber vom Pabst ein neues, nun gegentheiliges Urtheil zu erlangen. Da lud Sickingen den Reuchlin auf seine Burg, dieser aber starb am 30. Juni 1521 und der Streit löste sich ohne weiteren Erfolg auf. Ebenso gewann Hutten den Sickingen dann für Luther, dem Sickingen's Burgen wiederholt zum Asyl angeboten wurden. Die Ebernburg ward nach Huttens Ausdruck zur „Herberge der Gerechtigkeit", wo Kaspar Aquila mit seiner Familie, Martin Bucer, der Straßburger Reformator, der schweizerische Oekolampadius und Andere ihre Zuflucht fanden.

So standen die Beziehungen also im Juni 1520, wo Hutten nach Niederland ging. Hier schon wurde ihm die erste Enttäuschung. Bei

Ferdinand kam er gar nicht vor. Erasmus, den er in Löwen besu[illegible] behandelte sein ganzes Vorhaben wie einen schlechten Spaß. Die ein[illegible] Genugthuung auf der Reise war, daß ihm Hochstraten zufällig in [illegible] Hände gerieth. In der Nähe von Löwen begegnete er ihm, erkennt [illegible] und läßt ihn durch seine beiden Knappen greifen. „Endlich," schrie [illegible] ihn an und zog den Degen, „endlich fällst Du in die rechten Hä[illegible] Du Scheusal! Welchen Tod soll ich Dir nun anthun, Du Feind [illegible] Guten und Widersacher der Wahrheit?!" Hochstraten fiel ihm zu Fü[illegible] und bat um Pardon. „Nein," sagte Hutten, das Schwert in die Sch[illegible] steckend, „mein Degen soll mit so schlechtem Blute sich nicht besude[illegible] das aber wisse, daß viel andere Schwerter auf Deine Kehle zielen."

Als Hutten heimkam, sah er ein, daß die Tage der Entscheidu[illegible] naheten. Der Pabst hatte auf Huttens Manifest geantwortet, indem [illegible] geistlichen und weltlichen Fürsten Befehl gegeben, Hutten gefesse[illegible] nach Rom zu liefern! „Nun endlich fängt dieses Feuer zu bren[illegible] an," schreibt Hutten den 8. August, wo er seine Eltern auf Steckel[illegible] noch einmal besuchte, — „es wird zuletzt mit meinem Sturze gelö[illegible] werden müssen, — denn ich sehe, daß die römischen Leuen nach B[illegible] lechzen." Da schied sich auch unter den Humanisten, den damali[illegible] Liberalen, die Spreu vom Weizen. Erasmus, Mutian, Eoban, Eber[illegible] und viele Andere waren bereits zu „stummen Hunden" geworden, [illegible] bald stand die Menge der Humanisten auf Seiten der Päbstliche[illegible] Hutten voraus aber schreibt dem Kurfürst von Sachsen, er solle sei[illegible] Arm dem deutschen Reiche und der Freiheit leihen. „Ich selbst," s[illegible] er, „werde frei bleiben, weil ich den Tod nicht fürchte: sterben kann ich, aber Knecht kann ich nicht sein, und Deutschland nicht geknechtet sehen."*)

In Mainz war nun seines Bleibens nicht mehr. Im Septemb[illegible] 1520 finden wir Hutten bereits auf der Ebernburg, und der geistli[illegible] Kurfürst von Mainz ließ, statt des gefesselten Ritters, nach Rom be[illegible] richten, der stecke auf so festen Burgen, daß ihn zu greifen weder gerath[illegible] noch möglich sei.

Inzwischen war nun auch gegen Luthern der Bann ausge[illegible] sprochen. Hutten ließ die Bulle selbst mit Randglossen drucken und verbreiten; große Erregung der Geister fand statt, und eine pseudonym[illegible] Schrift, „Rede an Kaiser Karl und die deutschen Fürsten für Hutten und Luther, die Verfechter des Vaterlandes und der deutschen Freiheit," wurde ein lauter und richtiger Ausdruck der damals treibenden Ide[illegible]

*) Wie sagt Seneca so treffend ep. 26: Meditare mortem! Qui hoc dicit, meditari libertatem jubet. Qui mori didicit, servire dedidicit! „Lerne sterben! Das heißt, lerne frei sein! Denn wer sterben gelernt, hat verlernt, ein Sklav' zu sein."

die Verbrennung lutherischer Schriften machte Hutten Spottgedichte, lateinisch, eines deutsch. Am Schluß steht sein Wahlspruch: Jacta alea, das Loos ist geworfen! was er in der deutschen Uebersetzung fortan immer zur Bezeichnung seiner freien Initiative mit den Worten bergiebt: „ich hab's gewagt".

Im Herbst und Winter 1520 blieb Hutten auf der Ebernburg. Wo tten weilt, ist nicht sowohl ein Asyl, als vielmehr ein Hauptquartier Arsenal. So benutzte Hutten auch hier die Umstände in vielfacher iehung für seine Pläne. Vor Allem war es ihm darum zu thun, anz von Sickingen geistig ganz fest zu machen, denn die Versucher rbeiteten diesen von allen Seiten, und am Hof des Kaisers sollte gerade die Sache vertheidigen. Wie Hutten, der Ritter und Anfänger des erks, willig von Luther's Ideen sich befruchten ließ, so Sickingen von n klassisch und reformatorisch gebildeten Hutten. „Es ist," sagt trauß, „eines der schönsten Bilder in der Geschichte unseres deutschen lkes. Am gastlichen Tische der Ebernburg sitzen an den Winterabenden ei deutsche Ritter in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit. er Eine Flüchtling, der Andere sein mächtiger Beschützer: aber der üchtling, der Jüngere, ist der Lehrer; der Aeltere schämt sich des mens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größeren eister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet." Sickingen zeigte rigens eine solche Begabung, daß er sich rasch des ganzen Ideenlaufes mächtigte, so daß er innerlich wie äußerlich gerüstet war für die große chlich-politische Aufgabe der Zeit.

Hier ist nun auch der Ort daran zu erinnern, daß Hutten, je mehr Reformator ward, auch desto deutscher wurde. Die Nothwendigkeit, s ganze Volk, für dessen Freiheit er stritt, auch ganz in den Kampf zu ehen, trieb ihn allmählich, deutsch zu schreiben. Noch 1520 rühmt er ch, nur lateinisch geschrieben, d. h. die Fragen der Zeit zunächst nur r dem fachkundigen Stande erörtert zu haben, in Hoffnung friedlichen usgleichs. Aber die deutschen Ritter verstanden durchschnittlich kein atein, geschweige Städter und Volk, während umgekehrt der deutsche aiser Karl kein Deutsch lesen konnte. Hutten selbst war das Latein die tsprechende Gedankenform, während das Deutsch eben keine durchgebildete Sprachform und er in biblischen Dingen an die vorlutherischen Bibelübersetzungen gewiesen war. Aber er legte seit 1520 rasch Hand an's Werk.

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das war ein'm Jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach!"

Seine reformatorischen Schriften erschienen jetzt rasch in de[n]
Uebersetzung, neue deutschgeschriebene folgten. Vor Allem, schon
seine ungereimte „Klag und Vermahnung gegen der unchristlichen G[ewalt]
des Pabsts und der ungeistlichen Geistlichen“, eine heftige Streits[chrift],
in der die Idee kirchlicher Decentralisation schon hervortritt.

„Denn nicht zu Rom die Kirch allein,
All Christen sein das insgemein!“

Aber es war traurig und gerade wie in unseren Tagen, wi[e]
die gepriesenen „Liberalen“, damals Humanisten genannt, diese Prop[heten]
in der Wüste im Stich ließen.

„Bis jetzo rufen unser Zween (Luther und Hutten),
Wer weiß, was jedem ist bescheert!“

Aber obwohl sie damals des „Feuers Pön“ zu fürchten hatten,
Hutten nimmer müde.

„Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städte, Euch werfet uf:
Wir wollen's halten insgemein,
Laßt doch nicht streiten mich allein.
Erbarmt Euch übers Vaterland,
Ihr werthen Deutschen regt die Hand!
Itzt ist die Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen! Gott will's han!
Herzu, wer Mannes Herzen hat,
Gebt vorder nicht der Lügen statt,
Damit sie han verkehrt die Welt.
Vor hats Euch an Vermahnung gefehlt,
Und Einem, der Euch sägt den Grund,
Kein Lai Euch damals weisen kund,
Und waren nur die Pfaffen gelehrt,
Jetzt hat uns Gott auch Kunst bescheert,
Daß wir die Bücher auch verstahn.
Wohlauf, ist Zeit, wir müssen dran!“
— — — — — — — — — — — — —
Wer wollt in solchen Sachen bleiben daheim?
Ich hab's gewagt, das ist mein Reim. Amen.*)

Ferner erschien von ihm eine kurze „Anzeig, wie allwegen sich
Päbst gegen den deutschen Kaiser gehalten haben“, eine historische
struktion für Volk und Kaiser, dem sie Sickingen zu Gemüth fü[hren]
sollte. Ferner ein „Klagschreiben an die Deutschen aller Stände“,
vervollständigte Uebersetzung seiner früheren lateinischen Schrift.
kam der Vadiscus und die andere Schrift mit dem berühmten illustr[irten]
Titelblatt, wo unter anderen, den offenen Kampf mit Rom darstelle[nden]
Bildern auch Luther und Hutten erscheint, Letzterer mit der Untersch[rift]

*) Strauß a. a. O. II, 110 f.

„Um Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abricht;
Es brech' oder gang,
Gottes Geist mich bezwang!“

Hutten vermehrte diese Uebersetzungen mit Vor- und Nachworten. … Probe diene eine Stelle, die zugleich zeigt, wie er sein Herz bezwang … Bezug der hindernwollenden Familienliebe.

„— — — Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann!
Auch schafft, zu schrecken mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Obwohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt' fangen an:
Gott woll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vorm End,
Wills Gott, so mags nit werden gwendt,
Darum will brauchen Füß' und Händ!
Ich habs gewagt“*)

Eine andere neue Schrift war seine „Entschuldigung“, d. h. Rechtfertigung, worin er alle Vorwürfe bekämpft, die man ihm macht, und …gt, wie er nur diese Sache gesucht, aber von der Wahrheit nicht …en könne, da ihm „der gemeine Schmerz weher thue und tiefer zu …zen gehe, denn Andern.“ Er habe lange gewartet, ob denn kein …erer käme, „aber es sei keiner gekommen; nun müsse er die Leute …en, daß es jedes Einzelnen Pflicht sei, für Glauben und Vaterland …wachen und zu kämpfen. Auch im Volkslied versuchte er sich, und …kslieder priesen ihn und Sickingen. Nur über Luther beklagt er sich, … er ihm kalt und fern bleibe, — wie wir aus anderen Quellen …en, weil Luther nicht bereit war, für die Religion, wenn es sein …sse, auch das Schwert zu ziehen, wonach es den Ritter freilich mit …estüm verlangte, so daß nur Sickingens ruhigere Umsicht ihn davon …ckhielt.

Neben diesen fulminanten Sachen schrieb er jetzt auch vier neue Ge…che: der Bullentödter, der erste und zweite Warner, und … Räuber, welche in sehr ruhiger Weise die Zeitfragen zu dem Zweck …terten, um Zweifelnde und Unschlüssige zur Ueberzeugung und That zu …en, und in denen auch Huttens eigene Fortbildung z. B. in richtigerer …digung des Städtewesens und des Handels hervortritt. —

Unter solchen Vorbereitungen kam der Reichstag zu Worms, …28. Januar 1521, und mit ihm eine entschiedene Wendung der Dinge,

*) Bei Strauß a. a. O. II, 121.

ja wenn ich nicht ganz irre, eine Entscheidung, deren unselige F
noch heute, selbst nach Wiederherstellung des deutschen Reichs, i
religiösen Zerklüftung Deutschlands fühlbar und das Haupthind
seiner rascheren geistigen Wiedergeburt sind.

Hutten und Sickingen waren ein reiner Ausdruck der Hoffn
die deutschen Stände, welche dazu damals den nächsten Beruf h
würden ihre Schuldigkeit thun lernen gegen das Vaterland, und
gegen sich selbst. Hierin täuschten sie sich; darum fangen sie nun
Opfer zu werden, und Deutschlands Geschicke bereiten sich auf J
hunderte vor.

Erstens der Kaiser. Wäre Karl nur deutscher König gewesen,
hätten heute noch ein einiges Deutschland. Nun war er aber Herr
von Holland, Spanien, Neapel, und hatte Ansprüche auf Mailand
im Kriege gegen seinen Nebenbuhler, den König von Frankreich zur
tung kommen sollten. Als solcher auswärtiger Herrscher hatte
junge Kaiser den Pabst nöthiger als den Wittenberger Mönch,
da der Pabst bei der Königswahl gegen ihn und für Frankreich gen
so hatte Karl um so mehr Ursache, ihn sich zu versöhnen. Kurz,
Kaiser trat aus rein politischen Gründen auf die Seite
Pabstes. Mit Pfaffen zog er den Rhein hinauf, Römlinge um
ihn in Worms, und es begreift sich, wie des Kaisers Beispiel au
Masse der Halben und Schwachen wirkte. Es war also nur eine
wirkung davon, wenn Hutten sich nicht nur im Kaiser, sondern au
Stande der Fürsten und Ritter allmählich getäuscht fand. Die Fi
waren damals viel zu sehr dem äußeren Leben und Vortheil hinge
als daß sie in Wahrheit hätten für eine Idee kämpfen sollen.
das Glück der Völker von Ideen abhängt, war ihnen
Geheimniß. Sie trachteten nur darnach, ihre Fürstenmacht zu
mehren auf Kosten des Kaisers und der Ritter, und da der Kaiser
außer Landes ging, hatten sie in dieser Richtung desto freiere
Ferner war in gleichem Grade, als die Fürstenmacht sich mehrte,
Ritterbund gegen sie und auf seine eigenen Interessen eifersüchtig. Zw
Rittern und Städten war, wie wir gesehen, prinzipielle Abneigung
schend, und das niedere Volk war politisch noch unmündig und t
seinerseits all den herrschenden Ständen nicht viel Gutes zu. In
That, Männer von politischem Blick und Vaterlandsliebe konnten,
diesen Elementen rechnend, eine baldige Wiedergeburt nur auf dem
hoffen, den Hutten und Sickingen einschlugen: ein wirklich deut
König, eine deutsche Kirche, ein gebildeter deutscher
und Fürstenstand, und Städte, die auf die neuen I
eingingen!! Statt dessen fanden sie das Gegentheil, und die P

rten das Feuer der Eifersucht, um ferner an dem deutschen Leichnam Nahrung zu suchen.

Nur wenn man diese Gesammtverhältnisse festhält, ist der Reichstag Worms und was weiter geschah verständlich.

Bekanntlich war Luther vorgeladen; Jonas begleitete ihn. Kaiser- r Geleitsbrief sicherte seinen Weg. Hutten dagegen, längst vogelfrei, nte von seiner Ebernburg, sechs Meilen von Worms, nicht herunter, eiß ihm das Herz auch brannte, Luther zu sehen, den er schwärmerisch te, und den Römlingen nach Ritterart Fehde zu machen. Indessen r Hutten im Geist doch mitten darunter, denn früh 9 Uhr wußten sie der Ebernburg genau, was Tags zuvor in Worms geschehen war.

Der päbstliche Legat Alexander eröffnete mit einer dreistündigen Rede Verhandlung über Luther; die Stände erreichten zwar, daß Luther kam, aber es war kein Hören, kein Vertheidigen — kein geistiger mpf, wie man gehofft hatte: das Ganze faßt Luther selbst in die rte zusammen: „Ich meynt, Kais. Majestät solt ein Doctor oder fzig haben versammlet und den Münch redlich überwunden; so ist ts mehr hie gehandelt, denn so viel: Sind die Bücher Dein? Ja! t Du sie widerrufen oder nicht? Nein! So heb Dich.“

Hutten gerieth in fieberischen Eifer auf seiner Burg, und ließ von r ein Sendschreiben nach dem andern ausgehen, worin er sich die elnen Acteurs in Worms kaufte: die Legaten Alexander und Carraccioli, Fürsten, den Kaiser, seinen Kurfürsten Albrecht u. A. Diese „In- tiven“ sind, was sie sagen, und das Heftigste, was Hutten geschrieben. nas, Bucer und andere Freunde vermittelten die Nachrichten. Es war r Alles umsonst. Die Pfaffen siegten und lachten, ja sie spotteten r die Ebernburger, und sagten von Hutten: „er belle, aber beiße nicht“. 17. April war Luther nach Worms gekommen, am 26. April reiste ab. Dem Kaiser bewiesen die Pfaffen, daß er verpflichtet sei, dem er das kaiserliche Geleitswort nicht zu halten. Indeß gab er ihm einen Herold bis Friedberg mit. Bekanntlich gab Luther seine Zu- mmung, ein heimlich Asyl anzunehmen, und bei Waltershausen wurde aufgehoben und auf die Wartburg gebracht. Am 26. Mai erfolgte Achtserklärung gegen ihn. Alles schien verloren.

Auch Hutten war enttäuscht, aber er verlor den Muth nicht. „Franz Sickingen sei fest und eifrig für Luther und habe geschworen, allen fahren zum Trotz, die Sache der Wahrheit nicht verlassen zu wollen, dieses Wort sei einem Orakel gleich zu achten.“

Aber auch Sickingen schlug nicht los. Er sah die Erfolglosigkeit raus. Die Freunde selbst wurden scheu und lau; die eifrigsten, wie

der bekannte Herrmann von dem Busche, machten ihm Vorwürfe. konnte der arme Ritter Hutten thun?

Inzwischen begann Karl's Krieg mit Frankreich. Sickingen Befehle, 15,000 Mann und 2000 Reiter zu werben und am 1. (1521) sie gegen den Herzog von Bouillon und Frankreich zu f Graf Heinrich von Nassau wurde ihm als zweiter Feldherr beig Es geschah. Aber die Feldherrn waren uneins, der Zug blie Erfolg; Sickingen bekam vom Kaiser, der ihm noch 20,000 Gulde schuldete, kein Geld, und mußte selbst die Truppen bezahlen. Die seitige Unzufriedenheit wuchs. Hutten scheint den Feldzug mitgem haben; wenigstens wird berichtet, der Kaiser habe ihm wie andere gezeichneten Leuten doppelten Sold zahlen lassen, doch habe Hutt unevangelischen Kaiser den Dienst bald wieder aufgesagt.

Die eintretende Pause bis 1522 scheint Hutten benutzt zu hab seinem Aerger nach Ritterweise Luft zu machen. So kündigte Straßburger Karthäuser-Prior, der ihn im Bilde beleidigt hatte, an, und schlug bei dem Handel wirklich 2000 Gulden Sühnegeld Ebenso hatte er Fehde mit der Stadt Frankfurt, welche ein paar pa Geistliche entfernen sollte, wobei der „beschränkte" aber darum fanatischere Hartmuth von Cronberg sekundirte. Sickingen dageg positiv zu reformiren an, indem er den deutschen evangelischen Rit führte, ja sogar als theologischer Schriftsteller auftrat im Sendsc an einen ritterlichen Freund und Schwager, der ihm beim A bleiben zusetzte. In dieser Schrift erklärt sich Sickingen für die mation, die nur Herstellung des „Alten" sei, namentlich plaidirt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, deutsche Messe, gegen Cölil Mönchthum, gegen Heiligen- und Bilderdienst und dergleichen. Lauen aber, zu denen sein Schwager gehörte, sagte er: „die nur wollten, wer Recht behielte, würden's wohl nicht eher erfahren, a

„bis sie kommen in Klapperbeins Haus,
Da schlägt das höllisch Feuer zum Fenster hinaus."

In Hutten aber reifte der Gedanke, Ritter und Städte z söhnen, daß sie zusammen ihren gemeinsamen Feinden, Fürst Pfaffen, zu Gunsten des Kaisers, der deutschen Freiheit und ihres Heiles widerstehen sollten. Dies führt er in der Schrift „Be der Freistädte deutscher Nation" näher aus, und sagt:

Drum, fromme Städt', macht Euch bereit,
Und nehmt des Adels Freundschaft an,
So mag man diesen widerstahn
Und helfen deutscher Nation,
Vermeiden Schaden, Spott und Hohn u. s. w.

Ja, wenn der „Neue Karsthanns“ wie es scheint, von ihm, oder von einem sehr nahen Geistesverwandten ist, so ging er bereits so . die Bauernschaften zum Bunde mit der Ritterschaft und den ten vorzubereiten. War doch in Worms bei dem Reichstage bereits Warnschrift angeschlagen gewesen, welche von vierhundert für die m verbundenen Rittern mit dem Zusatz „Bundschuh, Bundschuh“ , der bald in Deutschland einen so furchtbaren Klang gewinnen . Selbst wenn man diese Thatsache als Manöver der Feinde be- ten müßte, so beweist sie, was in der Luft lag, und Hutten selbst ja schon vor Jahren, wie wir gesehen, die Erhebung der Bauern agt, wenn nicht bald Abhülfe der deutschen Noth geschehe. Im n Karsthanns“ wird von den Bauernschaften ein Ritter als Führer gt, und auf Sickingen hingedeutet. Vier Jahre später, und ingen an Stelle des Götz von Berlichingen, so wäre tschlands Erlösung wohl auch auf diese Weise gesichert esen. Ein bitteres Geschick aber betrog Deutschland um Hoffnung.

Während so Hutten für Versöhnung der freien Städte und des standes zu wirken suchte, begann Sickingen den besten Theil der schaft zu einem Bunde zu vereinigen, der ihn dann auch auf einer mmenkunft in Landau zum Hauptmann erwählte und eine Urkunde brüderlichen Verständnisses“ unterzeichnete (10. August 1522). Die ehre, die Sehnsucht, durch die Zusammenfassung der besten Ritter- die Uebermacht der Fürsten zu brechen, die jetzt, wo Karl in ien abwesend war, immer selbstsüchtiger auftraten, verbunden mit richtigen reformatorischen Idee; dann die Ueberzeugung, dadurch dem ande am besten zu dienen, beseelten ihn bei diesem Vorhaben. Die native: dem Spott zu verfallen oder zur That überzu- n, war eingetreten. Sickingen schritt zur That, und sein erster ff galt einem Erzfeind der deutschen Verjüngung, dem Erzbischof Kurfürsten Richard von Trier. Sein Zug gegen Trier endete aber lich; der Feind bekam Zuzug, die Hilfe Sickingens blieb aus, er die Belagerung Triers aufgeben und zog heim. Nun aber wandten e mächtigeren Fürsten gegen ihn mit vereinter Kraft, namentlich i Fürsten von Trier, Pfalz und Hessen. Sie belagerten Land- . Als der Hauptthurm gefallen und stark Bresche geschossen war, ich der kranke Sickingen nach einer Schießscharte führen, zu sehen, zu thun sei. In dem Augenblick drang eine Geschützkugel in die eröffnung, warf das eigene Geschütz Sickingen auf die Füße, so daß lings in die Pallisadenspitzen fiel, die ihm die Seite tödtlich ver- eten. Die Uebergabe erfolgte, es war am Morgen des 7. Mai 1523,

und um Mittag verschied der Held. Mit ihm starb das de Ritterthum. Sein Fall erschütterte weithin das deutsche Lan Römlinge aber triumphirten und sagten: „der Afterkaiser ist to Afterpabst (Luther, der krank war) wird bald sterben.“

Hutten, der längst Geächtete, hatte wie andere Flüchtlinge, und Oekolampadius 2c., als die Zeiten schlimmer wurden, auf Sic Wunsch, der sie nicht in den Untergang ziehen wollte, seine Burg lassen und sich nach Schlettstadt und von da nach Basel gewendet Einladung des Königs Franz von Frankreich, als Rath in seine zu treten, mit freier Wahl des Aufenthaltsortes und mit dem hohen Gehalt von 400 Kronen — lehnte Hutten ab — denn obw Deutschland flüchtig, wollte er doch keine undeutschen Dienste neh

In Basel mußte er an einem alten Freunde die trübste Erf machen. Erasmus, der gelehrteste Humanist seiner Zeit, gegen den große Verehrung gehegt, lebte jetzt hier, und verbat sich Huttens B Da Hutten in der Stadt reformatorisch wirkte, mußte er die Sta zwei Monaten verlassen und ging nach Mühlhausen, das dam Schweiz gehörte. Als er hier nun gar des Erasmus gedruckten an den Decan Laurinus in Brügge in die Hände bekam, der vol bärmlichkeiten und Unwahrheiten gegen Hutten und die Reform w lief dem kranken Flüchtling noch einmal die Galle über, und i „Herausforderung“ entlarvte er den Mann, der so Großes geleist an Charakter doch so jämmerlich war. Vergeblich suchte Erasm durch eine Gegenschrift „der Schwamm“ zu reinigen; der war nicht, wie er meinte, von Hutten ihm angespritzt, sondern rücksichtslose Feind alles Schlechten hatte nur gezeigt, daß dieser in Erasmus' eigenem Wesen lag. Hutten ging nach Zürich zu Z da er in Mühlhausen auch nicht bleiben konnte. Erasmus abe den Magistrat von Zürich gegen Hutten auf; ja noch nach Hutte goß er in der zweiten Auflage seines „Schwamm“ Haß und R aus über den, der sich nicht mehr vertheidigen konnte!!

Hutten suchte vergebens Heilung in Bad Pfeffers. Die S hielten ihre Hand über den Geist, den selbst die Wittenberger gewiesen; Zwingli und Oekolampadius thaten, was sie konnte umsonst. Nirgends sicher, fand Hutten durch ihre Vermittlung bei dem heilkundigen Pfarrer Schnegg auf Ufnau, einer Insel des Sees, die zum Kloster Einsiedeln gehörte, Ruhe. Ja Ruhe, den am 31. August (oder 1. September) 1523 starb er hier eines „plö Todes, wie Einige berichten, an Gift, wie Andere wohl mit Recht an in Folge seiner endlosen Leiden. Er hinterließ nichts als geborgte seine Feder und einige Schulden, die seine Freunde decken halfen

nkischer (!) Ritter ließ ihm nachmals einen Denkstein auf sein Grab n mit einer ihn feiernden lateinischen Inschrift.*) Die Pfaffen ten, daß der Stein und die Kunde von Huttens Ruhestätte bald ver- vand. So ist die grüne Insel nun sein blühend Grab.

Aber auch der Todte schien noch nicht vom Schauplatz abgetreten zu Unter seiner Habe in Deutschland, die in fremde Hände gefallen , aber gerettet ward, fand sich noch eine Schrift, Arminius, welche zum Druck gelangte. In ihr erscheint der deutsche Hermann in Unterwelt vor dem Todtenrichter, und verlangt, daß ihm vor Alexander, pio und Hannibal die erste Stelle als Feldherr zugesprochen werde. h Erörterung der Sache, bei welcher Hermann erklärt, daß er den tschen, der fremder Macht irgendwie Tribut zahle, für gar keinen utschen halte, befindet der Todtenrichter Minos: jenen Dreien sei Urtheil einmal gesprochen, aber zum Entsatz solle er der Freieste, berwindlichste heißen, und Mercur muß diesen Göttersprsuch verkünden: schöne Weissagung dem deutschen Geiste, welche dieser von Jahrhundert Jahrhundert mehr in Erfüllung bringt.

So ging Huttens Stern denn unter. Die engherzige Theologie war ohne Einfluß auf den Humanisten geblieben, aber hätte der erst ndreißigjährige Hutten noch ein Menschenalter mitwirken können en geistigen Kämpfen jener Zeiten, wie würde sein freier klassischer zur inneren Läuterung derselben beigetragen haben! So fielen mit die schwächeren Geister in den Tod, noch ehe sie starben, jener Crotus Allen, den Luther fortan den Dr. Kröte nannte, „des Kardinals zu nz Tellerlecker," und dessen Apostatenphysiognomie Justus Menius harf gezeichnet hat, daß Strauß in diesem den zürnenden Schatten ens sieht.

„Halten wir ihn fest, so schließt Strauß, und wir mit ihm, halten ihn fest in dieser zürnenden Stellung, den Schatten Huttens! In möge er denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der esbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorbilder zurückerobert, kampflos auf's Neue an Rom und an eine römisch- nte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender womöglich denen, e im Schooße des Protestantismus selbst ein neues stthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum s erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über

*) Hic eques laureatus jacet oratorque disertus Huttenus vates ine et ense potens. Hier ruht der gekrönte Ritter, der beredte Redner n der Dichter, ein Held des Schwertes und des Wortes.

die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre; aber glühe auch als Begeisterung in un[s] Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; er sei der Ge[ist] unseres Volkes, wenigstens so lange, als diesem ein strafender, mahn[ender] Schutzgeist Noth thun wird."

VIII. Martin Luther.

10. November 1483 — 18. Februar 1546.

Sieh, Roma hob im Zorn das Kreuz empor,
Sie drohte wild mit Blitz und Bann und Ri[...]
Doch trotzig hieltst du ihr den Weltenspiegel,
Das Testament des alten Himmels vor,
Daß sie mit bleicher Angst darin erschaute,
Wie früh ihr buhlerisches Haupt ergraute.

Beck, Martin [...]

Am 10. November 1483 wurde Martin Luther, der Bergma[nns]sohn, in Eisleben geboren. Er wurde streng gehalten und in den Sch[ulen] zu Mansfeld, Magdeburg, Eisenach gebildet. 1501 ging er nach E[rfurt] auf die Universität, um Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit zu stud[iren,] wie es sein Vater wünschte.

Also das neue Jahrhundert begrüßte Luther als reifender Jüng[ling.] Es war die Zeit, wo Vasco de Gama Afrika umsegelte, Kolumbus [die] Entdeckung Amerikas mit Ketten gelohnt bekam, eine Zeit, wo [die] Bewegung der Geister begann, der eine Völkerwanderung folgte, und der Welthandel neue Bahnen brach; es war die Zeit, wo Flücht[linge] aus dem Morgenlande das Abendland mit der Kenntniß des classi[schen] Alterthums befruchtet hatten, wo Gutenbergs große Erfindung [den] Gedanken beflügelte, wo die Hochschulen blüheten und die zu Witten[berg] eben gegründet war; es war die Zeit, wo unter der schirmenden [Hand] der Fürsten von Medici die Künste ihre höchste Blüthe erreichten und [der] Grundstein zur Peterskirche in Rom gelegt wurde. Es war eine [ge]bewegte Zeit.

Aber diese große Zeit übte noch keinen irgend besonders bemerk[ens]werthen Einfluß auf Martin Luther. Der kleine Umstand, daß [ihm] 1503 in Erfurt zuerst eine Bibel in die Hand kam, war viel wichti[ger]

zog ihn so magnetisch an, sie fesselte sein weiches, frommes, dürstendes müth so sehr, daß er 1505 in das Erfurter Augustinerkloster ging: wurde Theolog, er wurde Reformator. So werden die Heilande aller iten da geboren, wo man es am wenigsten gedacht, und aus gering= gig scheinenden Umständen bilden sich die Gewölke, die — zerstörend d befruchtend zugleich — das Land der Geschichte durchziehen.

Im Jahre 1508 kam Luther in das Augustinerkloster zu Witten= rg und lehrte an der neuen Universität daselbst als Baccalaureus, seit 512 als Doctor der Theologie diese Wissenschaft. Sein reiner Wandel d sein Lehrtalent machten ihm einen guten Namen und erwarben ihm ld die Gunst des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, seines Landes= rrn. Der Umstand, daß die Klöster, in denen er sich befunden, Augu= inerklöster waren, weckte tief in seiner Seele den Augustinismus, denn eser ist das Gepräge, welches nicht nur die erste Wirksamkeit Luthers, ndern das ganze Lutherthum characterisirt.

Augustinus nämlich, mit dem Beinamen der Heilige, war zur Zeit die Nordküste Afrikas noch dem Christenthume gehörte, in Numidien 54 geboren und lebte bis in seine dreißiger Jahre, obschon Christ, ch als arges Weltkind und Ketzer in Wollust und Philosophie, bis er lich, bekehrt, Bischof von Hippo in Afrika und einer der einfluß= hsten Lehrer des Christenthums wurde. Aus seinem Leben erklärt seine religiöse Richtung, welche, ähnliche schon vorhandenen Lehren erichtig zusammenfassend, die gänzliche Verderbtheit der menschlichen ur, mithin seine völlige Unfreiheit und Unfähigkeit zum Guten, seine lösungsbedürftigkeit durch Gnade allein, die in der Menschwerdung Selbstopferung des Christus erschienen sei, behauptete. Diese Rich= des Christenthums, welche Augustinus gegen seinen Zeitgenossen agius, der die Freiheit des Menschen zum Zweck sittlicher Kräftigung uptete, in Wort und Schrift, zuletzt mit Verbannung der pelagianischen chöfe, vertheidigte, nennt man den Augustinismus. Das spätere istenthum hatte nun diese Lehren zum Theil verworfen, um die Lehre den guten Werken rechtfertigen zu können, aber in den Augustiner= tern war mit den Werken des Augustinus, wenigstens zum Theil, sein dium und somit sein Geist erhalten worden; dieser Augustinismus, Luthers Zeit im Gegensatz zu der verknöcherten Scholastik mit tiefer müthsmystik sich verbindend, durchwehete Luthers Geist, und durch den= ken wurde er die Seele des Lutherthums. So wirken die Geister fernter Jahrhunderte oft plötzlich zündend auf die Gemüther ein.

Im Jahre 1510 reiste Luther im Auftrage seines Ordens nach Rom. ist ein gewöhnlicher Irrthum, daß diese Reise in Luther den Refor= tor geweckt habe. „Da ich Rom zuerst sah," sagt er, „fiel ich auf

die Erde, hob meine Hände auf und sprach: sei mir gegrüßt, du Rom, ja rechtschaffen heilig von den heiligen Märtyrern und ihre das da vergossen ist.“ Nun ist es richtig, daß er dort den Pr die Sittenlosigkeit des Clerus sah, die Bestechlichkeit, das Con den Hohn auf den Glauben und dergleichen; es ist auch wah späterhin Luther hohen Werth auf seine römischen Erfahrunge aber es ist aus seinen eigenen Bekenntnissen eben so gewiß, daß Mängel und Ausschweifungen den einzelnen Personen zur Last nicht dem Christenthum als System, und daß er mit demselbe Glauben an Pabst und Kirche Rom verließ, mit welchem betreten. So muß der Mensch Irrthum und Sünde erst in innersten Wesen erkannt haben, ehe er, was aus ihnen hervorgel werflich finden kann.

Sieben Jahre verstrichen nach dieser römischen Reise, oh Luther anders als ein treuer gläubiger Sohn des Christenthums allem Gehorsam völlig erwiesen. Da kam in Vollmacht des vom Bischof von Mainz gesendet, der Dominicaner=Mönch Tet predigte, wie üblich, Ablaß. Das Geld für begangene oder begehende Sünde sollte zum Bau der Peterskirche dienen. Die Art, wi Mann sein Gewerbe trieb, war zu anstößig, daher er in Sachs zugelassen wurde. Luther predigte dagegen, und als Tetzel an die nach Jüterbogk kam, und das Volk von Wittenberg hinströmte, Luther, damaliger Sitte folgend, 95 Sätze oder Thesen über den an der Schloßkirche an, um darüber öffentlich zu disputiren. Von Tage — vom 31. October 1517 — pflegt man die Luthersche mation zu datiren, obwohl damals noch niemand, er selbst am we an diese dachte, und diese Thesen auch gar nicht gegen den Abla haupt, sondern nur gegen die Mißbräuche dabei gerichtet waren; s These 71 u. f.: „Wer gegen die Wahrheit des päbstlichen A redet, der sei ein Fluch und vermaledeiet; wer aber gegen des predigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt oder sich bekü der sei gebenedeiet.“

Was dem unbedeutenden Anfange fehlte, das thaten die hinzu: Der Ablaßkrämer stellte andere Thesen entgegen und re Dominicaner gegen die Augustiner auf; der Kanzler der Uni Ingolstadt, Dr. Eck, schrieb gegen Luther und brachte die Sache große Welt; die Dominicaner, deren Ketzer= und Kerkermeister Hoc ebenfalls eine wüthende Schrift gegen ihn losließ, verklagten Lut der römischen Curie: man faßte die Lutherschen Thesen nicht w das, was sie eigentlich waren, als disputable Meinungen, sonde

›e Angriffe auf die Kirche und den Pabst auf. So hoffte man Mönch leicht zu erdrücken.

Aber das Feuer war dadurch angezündet, und in Luther täuschte sich gänzlich: er wuchs mit seinem Kampfe, jeder Angriff stärkte Kraft, mit jedem Gegensatze wurde er sich bewußter und ging tiefer e Sache ein: bald standen die Geister in Flammen.

Zu diesem Feuerfangen im Großen trug ein anderer Umstand ıtlich bei. Es lag nämlich der Zunder schon bereit, ein Gegensatz in Bildung jener Zeit, den man kurz die Opposition der Humanisten n die herrschende Gelehrsamkeit nennen kann. Diese letztere, Scholastik nnt, hatte ihren Werth von früher verloren. In der Orthodoxie, Klosterthum und in unendlichem Formalismus verkommen, am Herachten hängend, jeder Neuerung abhold, waren alle gewöhnlichen ster ihre Anhänger, und die öffentlichen Gewalten sowie der Glaube Volkes standen in Abhängigkeit von ihr. Die scholastische Gelehrkeit war, mit einem Worte, eine schreckliche Gestalt, der's auch gar t „zu Herzen ging, daß ihr der Zopf so hinten hing," denn sie selbst e davon natürlich keine Ahnung.

Ihr gegenüber hatte sich nun eine neue wissenschaftliche Richtung ildet, besonders durch das erneute Aufblühen der Literatur des alten iechenland und Rom, um deren Verbreitung durch den Druck nutius in Venedig sich so große Verdienste erwarb. Dadurch wurde n nicht nur ein frischer Geist des Studiums, sondern auch durch den halt der alten Autoren ein freierer, forschenderer, zugänglicherer Geist eckt. Eine große Reihe von Männern hatten diese Richtung zu einer senschaftlichen Höhe, zu einer Macht erhoben: Aeneas Sylvius, chlin, Celtes, Pirkheimer, Herrmann vom Busche, Ulrich Hutten, smus und viele Andere hatten diese Macht geschaffen, und früher r später mußte auch sie in den unmittelbaren äußern Kampf treten.

Dies geschah durch die beginnende religiöse Reform. Die Vorfer der Reformation hatten ja durch ihre Lehren wie durch ihr hicksal gezeigt, was von der „Religion der Liebe", wie sich das Christenm gern nennt, zu erwarten stand, und die „Dunkelmänner" jener t, Kerker und Folter bewiesen es fortwährend, wie nothwendig es daß jede freiere Richtung sich mit der andern verbände, um die manioria" und die Humanität vor der Barbarei des Christenthums retten. So ergriffen also die Humanisten direct oder irect die Partei der Reform, der Streit ward ein raturstreit, die Wissenschaft der fruchtbare und schützende tergrund der Reformation.

So entwickelte sich drei Jahre hindurch der Streit als ein tieferer

und allgemeinerer. Luther reiste nach Heidelberg und erwarb sich durch seine Disputationen Freunde. Er disputirte mit den päbstli Legaten in Augsburg und Leipzig — das blies ins Feuer: Andere wir als seine Genossen, wie Philipp Schwarzert oder, wie er sich nan Melanchthon, Andreas Bodenstein, bekannt unter dem Namen Karlst beide Professoren in Wittenberg. In der Leipziger Disputation (15 hatte Luther unter Anderem bereits geradezu mehrere Lehren v Huß in Schutz genommen, die doch in Costnitz verurtheilt wa So ward der Anstoß immer größer, und da Luther, der Str schrift über Streitschrift schrieb, immer auf die Bibel zurückgi so mußte er diese selbst immer eifriger studiren, bis sie in sei Hand die Keule ward, mit der er das Pabstthum unwiederbringlich Stücke schlug. Die römische Curie sah die Gefahr ein, welche in di Bewegung der Geister für sie lag, und daher ward Luther den 15. J 1520 in den Bann gethan. Aber die Ausführung der Bulle stieß Schwierigkeiten. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen, gestützt insonder auf das Zeugniß, welches der berühmte Theologe Erasmus für Lu ablegte, erklärte dem Pabst, daß, so lange Luther nicht aus der B widerlegt werde, er ihn nicht gefänglich einziehen könne. Dieser Fü war Luthers Retter. Wäre er eingezogen worden, so hätte sicher Hußens Schicksal getheilt. So aber rief der Mann, der e ungehalten gewesen, daß die Studenten in Wittenberg Tetzels Ablaßbr öffentlich verbrannt, er rief jetzt, den 10. Dezember 1520, die Uni sität, Magister und Studenten, vor das Elsterthor in Wittenberg sammen, ließ ein Feuer anzünden, in welchem man das canonische Re Ecks, Emsers und andere Schriften verbrannte, und er selbst warf ihn betreffende Bannbulle mit den Worten hinein: „Weil Du den Heili des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre Dich das ewige Feu Das war das Siegel unter den Absagebrief an das Pabstthum, das der eigentliche Geburtstag des Protestantismus.

Um sowohl Luthers Charakter, als die Lage der Dinge in die Jahren und den Geist der Reformation dieser Zeit kennen zu lern ist unter den vielen Lutherschen Schriften besonders die „an den chri lichen Adel deutscher Nation“ characteristisch und für unsere Zeit allgemeinerem Interesse, daher sie auch öfter für sich allein im Dr erschienen ist. In dieser Schrift reißt er die „drei Mauern“ nied welche der Feind um seine Burg gezogen: 1) weltliche Gewalt h keine Macht und Recht über die geistliche Gewalt; 2) die Schrift auszuleg gebühre dem Pabst; 3) Kirchenversammlungen berufen stehe allein de Pabst. Mit dem ersten Satz demüthige Rom die Fürsten; mit de zweiten alle biblischen Reformversuche, den Nerv der Reformation; m

dritten den Clerus, der aus irgend welchen, etwa nationalen Beweg- den sich hätte der Einheit des Kirchenregiments entziehen wollen. ist nicht Luthers Schuld, wenn Deutschland sich spaltete. Hätten Fürsten alle die Einsicht und den deutschen Muth eines Landgraf ipp von Hessen besessen, so würden wir schon damals nicht nur ein zes großes Deutschland, sondern in ihm auch eine nationale Kirche onnen haben.

Die Zeit von 1520 bis 1530 ist nun die Periode der eigentlichen faltung der Reformation. Am 17. und 18. April 1521 bereits d Luther vor dem Reichstage zu Worms. Huß vor Augen, war er hin gegangen mit kaiserlichem Geleit; doch der Kaiser Karl V. hielt mal auch dem Ketzer sein Wort. Bekannt ist sein Schlußwort: „Es denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffent- en hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde, — n ich glaube weder dem Pabste noch den Concilien allein nicht, weil Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben, und mein Gewissen in Gottes Wort befangen ist, so kann und will ich hts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das wissen zu thun. Hier steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe ! Amen." Der Reichstag erklärte, den 26. Mai, die Acht über her und seine Anhänger, d. h. sie waren vogelfrei; aber dieselben hter legten auf demselben Reichstage 101 Beschwerden gegen den ischen Stuhl ein, und das Herz des Volkes war vielfach für Luther onnen. Heimkehrend von Worms wurde Luther auf Veranstaltung Kurfürsten plötzlich aufgehoben und auf die Wartburg gebracht. Die lt hielt ihn für todt. Seine Freunde in Wittenberg reformirten aber thatsächlich durch Oeffnung der Klöster, Feier des Abendmahls er beiderlei Gestalt, in deutscher Sprache u. s. w., bis Karlstadts erstürmender Eifer Luthern heraus rief.

Alle Kräfte geriethen jetzt in Bewegung. Der Glaube, das Gottes- rt, das deutsche Vaterland, die Freiheit, das Volk, die Jugend, Alles rde wach gerufen zum großen Kampf der Geister, und die Strömung rd gewaltig. Den Fürsten gefielen die Kirchengüter, dem Clerus die iber, den Unterdrückten die lockende Freiheit: auch die unedlern tive dieser Art wirkten mit. Johann von Sachsen, Philipp von sen, Albrecht von Brandenburg, Heinrich von Mecklenburg und Andere en nicht nur feierlich zur Reform über, sondern auch im Juni 1526 er sich zu einem Bunde zusammen. Denn auch die Gegner hatten Mittel unversucht gelassen und zu gegenseitigem Schutz sich verbunden. er liegt der Beginn zu Deutschlands äußerer Spaltung.

Eine der schwierigsten Fragen ist nämlich in solchen Reformen das

Verhältniß der Religion zur Politik. Blieben die streitenden Part auf rein geistigen Gebieten und kämpften sie bei gleicher Sonne gleichem Wind, so würde der Prozeß stets zum Heile sich lösen. eine Partei ist gewöhnlich als die herrschende im Besitz der politis Gewalt und führt diese in den Kampf. Dadurch reizt sie, ja zwingt vielleicht den Gegner zum Kampf mit gleicher Waffe, und statt bei giösen Fragen, stehen wir beim Bürgerkriege. Luthers Reformation im besten Gange und schien auf geistigem Wege zur politisch nation Einheit Deutschlands hindurch zu bringen. Die edelsten Männer j Zeit kämpften für eine Erhebung Deutschlands gegen Rom und nationale Verjüngung Deutschlands durch die Reformation. Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen glüheten für Idee. Aber nicht alle Fürsten waren dazu einsichtsvoll oder muthig hingebend genug. Sickingen, der seine Herberge der Gerechtigkeit, seine Ebernburg hieß, Luthern zur Zeit der Gefahr zum Aufenthalt boten, und Hutten predigten alsbald den Widerstand durch Gewalt kamen mit Luther dadurch in Zwiespalt.

Das war aber nur Symptom dessen, was in den Bauernkri zu größerer Entfaltung gelangte. Das Faustrecht war damals näm (1495) durch den Kaiser gesetzlich beseitigt, und der Hader auf die ger liche Entscheidung angewiesen. Der Friede kam indessen nur den bi fehdeberechtigten Rittern, nicht den Bauern zu Gute, unter denen Hör und Leibeigenschaft mit ihren barbarischen Zuthaten fortgepfl wurden.*) „Die Bauern, sagt schon Spangenberg, fingen dieses Lär an, aus Ungeduld der unerträglichen Beschwerden, damit sie überl waren.“ Wer die Register der Abgaben und Leistungen durchgehen auf deren Abschaffung jüngst in unsern Tagen gedrungen wurde, das eher glaublich finden, wenn er dann die gleichen Register von dar einsieht, wo die „Bauern“ in Lothringen, Trier, der Wetterau u. z. B. des Nachts das Wasser im Schloßteiche peitschen mußten, die Frösche schwiegen und die Herrschaft schlafen konnte! Was Wun daß diese niedern Klassen Erleichterungen ihrer Lasten verlangten, diese Forderungen mehr und mehr mit der religiösen Bewegung schmolzen? Oder gehört Gerechtigkeit nicht zur Religion? Es schon seit Beginn des Jahrhunderts zu solchen Forderungen und Unru jedoch vereinzelt, gekommen. In den zwanziger Jahren aber wu die Unruhen allgemeiner. Wie begründet, gemäßigt, vernünftig Forderungen aber waren, sehen wir am besten aus den berühmt geword

*) Vergleiche Grimm, Rechtsalterthümer, 350.

Artikeln, in welchen die Bauern, was sie wollten, in höchst maßvoller
ise zusammen faßten:*)

Luther hatte ein Herz für des Volkes Noth, aber er wurde zu dem
ndsatze getrieben: Nichts durch die Gewalt zu wollen, wie es das
ngelium erfordere; und Melanchthon verdammte die 12 Artikel gänzlich.
urtheilte, die Bauern seien zum leidenden Gehorsam da, und Luther
mte bei. So trennten sich von der Bauernbewegung die Elemente,
ch welche sie zu einem gemäßigten, vernünftigen Ziele hätten durch-
hrt werden können.**) Der physische Kampf entbrannte. Ganz
tschland, mit Ausnahme weniger Gaue, stand in Flammen, und wie
er gewollt: die Bauern „wurden erschlagen, wie tolle Hunde." Endlich
d Ruhe über den blutigen Opferstätten. Hunderte von Schlössern und
stern waren verwüstet, aber die Willkür der Strafen (Art. 9) blieb;
ßgelder wurden von den einzelnen Landesherren auferlegt, von manchen
iner Weise, daß der Aufstand als eine willkommene Gelegenheit, auf
nal den fürstlichen Seckel zu füllen, geachtet zu werden schien, mit
ndheit für das Elend der Gegenwart, ohne Besonnenheit in die Zukunft
rechnen." Zehnten, Frohnden, Zölle rc. wurden drückender als zuvor.
Bauern wurden entwaffnet, das altgermanische Recht der
neindeversammlung ward aufgehoben, und durch den Reichs-
abschied von 1526 verbanden sich die Stände zu gegenseitigem Schutz
neuem Aufruhr. So war das Herrenthum stärker als zuvor, und
Sympathie für das Evangelium, das den Massen nichts von ihrem
nde nahm, sank bei diesem Theile der Bevölkerung.

Die Reformation wandte sich um so mehr auf die religiös-kirchliche
ite, und Luthers Character gab ihr, im Unterschiede von der schwei-
ischen Reform, die Richtung, daß einestheils nicht die Gemeinden
Selbstbestimmung übten, sondern die Theologen ihnen den Glauben
reiteten, und ihn durch eine kirchliche Oberaufsicht reguliren
en, daß aber anderntheils die Fürsten als die natürlichen Patrone
elben eintraten.

Endlich kam Karl V. im Frühjahre 1530 über die Alpen zurück,
dem er, der Sieger, mit Frankreich und Rom Frieden geschlossen,
nun Deutschland zu ordnen, das er wiederholt bedroht hatte. Da
en denn die protestantischen Fürsten und Reichsstädte auf dem Reichs-
zu Augsburg ihr von Melanchthon verfaßtes und von Luther gebilligtes
enntniß nieder, in welchem sie mehr die Einheit mit der Gesammt-
che, als die Eigenthümlichkeiten des Protestantismus betonten. Schrift

*) Ueber diese „12 Artikel" siehe das Nähere unter „Thom. Münzer."
**) Vergleiche hierzu „Ulrich Hutten!"

und Gegenschrift wechselten, aber der Kaiser dekretirte, daß dies „
kenntniß" aus der Schrift widerlegt sei, und der Reichstagsab
drohete die baldige gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus.

Der Reichstag in Augsburg machte die Gefahr augenfällig.
beginnt hier ein neues Stadium der Reformation, nicht nur weil
in der augsburgischen Confession zu einem ersten innern und öffentli
Abschluß gelangte, sondern weil sie von jetzt ab einen andern, e
politisch-kriegerischen Character annimmt — dessen letzte Consequenz
dreißigjährige Krieg des nächsten Jahrhunderts wurde. Es liegt au
halb unserer Aufgabe, diese Ereignisse zu schildern, da es nur auf Lu
ankommt als auf den Repräsentanten einer Richtung, welche die Gesch
jenes Jahrhunderts und der kommenden bereiten half. Wenden wir
zu ihm zurück.

Wir haben gesehen, daß Luthers Ansichten sich mit und durch
Reformation bildeten; einen Maßstab giebt sein Urtheil über den P
den er anfangs, auch noch als Reformator, als den heiligen V
gehorsam ehrt, und den er dann als Wurzel alles Uebels, als Antic
glühend haßte und so einst Schmalkalden mit dem Segensworte verl
„Gott erfülle Euch mit dem Hasse des Pabstes!" Um das Jahr 15
können wir annehmen, hatten sich seine Ansichten nun im Wesentli
durchgebildet und festgestellt. Welche sind sie?

Die Bibel ist das Gotteswort, das Ein und Alles des wahren Chri
Der katholische Glaube an den dreieinigen Gott nach Maßgabe der a
drei katholischen Symbole ist eine Gabe des heiligen Geistes, allein u
und allein im Stande, den Menschen selig zu machen. Dieser Gla
erfüllt Luther so durch und durch, daß ihm Alles, was er denkt
thut, Religion wird, und er eine an das Wunderbare grenzende T
kraft und Fülle des Gemüths entfaltet. Die fortgehende Offenbar
durch den Pabst, die Offenbarungen, auf welche Einzelne, wie Mün
Storch 2c., sich berufen, und die Philosophie sind ihm gleichsehr
Gräuel. Seine Vernunft ist gefangen im Worte Gottes, und dadu
ist sie bestimmt und in der Form des unbedingten Glaubens mäch
Aber Kern und Stern des Glaubens ist der Glaube an den Christus
der sich selbst zur Erlösung der Welt im Tode geopfert hat, und
daraus entspringende Rechtfertigung aus dem Glauben allein, nicht
den Werken. Der Augustinismus — wie wir ihn oben sahen — g
ihm sein spezielles Gepräge, das nach ihm das Luthersche genannt w
Luther sah die Welt so an, wie der allgemeine christliche Glaube
darstellt: droben das Himmelreich, der Glorie der dreieinigen Maj
zunächst die Mutter Gottes und ewige Jungfrau Maria mit a
Heiligen, und die Menge der himmlischen Heerschaaren, mit denen es

selig versterbenden Menschen vergönnt sein wird, Gott zu schauen
ngesicht zu Angesicht; als Gegenstück die Hölle mit dem Teufel
inen Engeln, sammt Allen, die der ewigen Verdammniß anheim
Die Erde ist die Wahlstatt und der Scheideweg. Die Natur
tans voll, der nach den Seelen der Menschen hungert, gegen den
ernsprüche der Bibel wie Zaubermittel schützen. Alles steht in
nd der Vorsehung. Die Könige sind „Gottes Kartenspiel" und
ner Mönch mit Gottes Wort stärker als die Welt ohne dasselbe.
Glaube war ihm, wie es jene alten Griechen genannt haben
, zu einem „göttlichen Wahnsinn" geworden, der ihn selig sein
allen Nöthen und ohne Furcht, auch „wenn die Welt voll Teufel
" Um die ungeheuere Größe dieses Muthes zu verstehen, muß man
nz vergegenwärtigen, wie ihm der Teufel noch der naturbeherr-
Gegengott und der Mensch selbst von Haus aus etwas Bestialisches
Aber des Teufels Braut," sagt er, „ist Ratio (die Vernunft);
ne Metze fähret her und will klug sein, und was sie saget, meinet
sei der heilige Geist: wer will da helfen? Weder Jurist, Medikus
König noch Kaiser; denn sie ist die höchste Hure, die der
hat." Die Lehre von der Erbsünde trieb Luther auf die Spitze
einte, daß nicht nur die Natur außer uns, sondern wir selbst
vollkommen verderbt und aus einem Bilde Gottes zu „Teufels-
" verwandelt worden seien. Der „freie Wille" des Menschen
daher nur sündigen und komme vom Teufel, sei der Teufel selbst,
as menschliche Geschlecht zu einer „Kloake und zu einem stinkend
lich-heimlichen Gemache aller Teufel" gemacht und den Tod über sie
ht habe. „Wer des Menschen freien Willen vertheidigen will, daß
was in geistlichen Dingen vermöge und mitwirken könne, auch im
gsten, der hat Christum verleugnet, dabei bleibe ich und weiß, daß
e gewisse Wahrheit ist; wenn gleich die ganze Welt dawider wäre
nders schlösse, so wird der hohen göttlichen Majestät Dekret wohl
n stehen wider alle höllische Pforten." — Die Bibel sagte ihm
Alles, was nicht aus dem Glauben geht, ist Sünde." Die Lehre
dams Fall und dessen Folgen, der vollkommenen Verderbtheit des in
ls Macht verfallenen Menschen ist der practische Nerv des lutherischen
bens, auf den namentlich die Lehre von der Erlösung nur durch
Glauben an die stellvertretende Genugthuung des Christusgottes
mithin die Verwerfung der katholischen Lehre von der Heil-
it der guten Werke gegründet ist, und wurde daher auch namentlich
tikel 2 der Augsburgischen Confession, Schmalkaldischen Artikel III. 1,
rdienformel 1, 4. zur Seele des Lutherthums gemacht. Die biblischen
 vom Teufel und seinem Reich boten den sichern Grund zur weitern

Entfaltung dieses Glaubens, der als Hexenglaube und dergleiche Wurzeln in der Meinung jener Zeit überall ausbreitete. Der Teu seine Legionen, so meint Luther, ist Gottes und der Menschen Fe wehret der Geburt des Menschen und trachtet ihm stets nach Le Seele, schlägt ihn mit bösen Krankheiten, schießt selbst den Gl böse Gedanken wie Pfeile ins Herz, ja „es verdrüßt ihn, daß du Gliedmaßen, Augen, Arm und Bein hast, und wenn ers thun kö ließe dir nicht eine Kuh, nicht eine Gans leben." Er macht das U auf dem Felde, die Gewitter, Pestilenz, Kreuz und alles Elend, u Summa, die Welt ist nichts Anderes denn des Teufels Mord beide in geistlichen und leiblichen Regiments-Sachen." Luther litt Meinung nach selbst gewaltig viel vom Teufel, und in den K gegen ihn fällt er zuweilen in das obscön Lächerliche. Seine S strotzen vom Teufelsglauben, wie sein Zeitalter. Mit diesem n an, daß die Teufel sich in Thiere und Menschen werfen (Besessen die Affen Teufel sind, daß die einmal mit Gottes Wort gesch Teufel Poltergeister werden und umgehen, daß sie mit den Hexen daß sie über alles Leibliche Macht üben und den Leuten au Schaden anrichten, und dergleichen mehr.

Luthers Kampf der Reformation ist also für ihn ein unmitt Kampf mit dem Satan. Denkt man sich ganz hinein in die schauung, so staunt man den Muth des Mannes an; es ist ab klar, daß dieser allein aus dem unbedingten Glauben an Gotte stammt, mit dem Luther die Teufel in der Taufe austreibt und sie b in der Welt. Deshalb liegt etwas Hochtragisches in der That Lebens, etwas Großes, aber nur nach dem Glauben jener Zei bares. Andererseits liegt darin etwas so Beschränktes, in seine sequenzen so Einseitiges, daß es zum Furchtbaren ebenso al Lächerlichen führt. Der verdammende und verfolgende Fanatism das Furchtbare. Luther verdammte nicht nur die Katholiken auch alle andere Secten. „Ebenderselbe Teufel," sagt er, „ists, jetzt durch die Schwärmer anficht mit Lästerung des heiligen Sac unseres Herrn, daraus sie wollen eitel Brod und Wein zum Ma Denkzeichen machen." . . . „Teufelslarven sind sie." . . . „W will warnen lassen, der hüte sich vor dem Zwingli und mei Bücher, als des höllischen Satans Gift." . . . Melanchthon sc Betreff Servets an Calvin: „ich stimme Eurem Urtheil in allem gestehe, Eure Obrigkeit habe recht gehandelt, daß sie diesen Gottes (Servet) in ordentlichem Gericht ums Leben gebracht." Calvi hatte den Arzt Servet, weil er nicht an einen dreipersönliche glaubte, nicht nur auf der Reise festnehmen und verbrennen lassen,

ein Buch darüber geschrieben, daß Servet im Irrthum, und wie ker überhaupt dem Halsgericht (jus gladii) zu überliefern seien. Es bedarf nicht der Ausführung, welche Ansicht von Geschichte Politik ein Mann solchen Geistes gehabt. Es ist dies eben die ische Seite Luthers, die ererbte, die wir gern ruhen lassen, denn nen Satanshintergrund zeichneten wir nur, weil die helle Figur eformators dadurch ihren Glanz erhielt. Ohne Luthers Glauben uthers Werk unmöglich.

Von Luthers theologischer Gelehrsamkeit zeugen seine Werke. Bei das Wichtigste aber von Allem, was er geschrieben, war seine tzung der Bibel. Sie war das Schwert zu allen seinen Siegen, ätte er sich nicht täglich mit ihm üben sollen, nicht schaffen, daß Aller Hände käme? Sie war das Paradies für seine gläubige , wie hätte er es nicht mit aller Kraft der Seele verdeutschen , damit alle Christenmenschen dahineingehen und selig werden n? Die seligsten Stunden seiner Arbeit, die beste Kraft seines s, die heiligste Liebe seines Herzens hat er an dieses Werk gesetzt, as Werk lobt noch heute seinen Meister. Zwar gab es vor Luther 15 deutsche Bibelübersetzungen, und nach ihm sind noch viele men, aber Luthers deutsche Bibel ward die Prophetin für Millionen, otz ihrer Mängel ein gelungenes Werk, und in ihrer Sprache wie neue deutsche Schöpfung zu betrachten, die bekanntlich wesentlich beitrug, unsere deutsche Sprache ihrer volksthümlichen Vollendung enzuführen, aus der die klassische Literatur der Folgezeit hervorging. Das Alles betrachtete Luther nur vom Standpunkt seines Glaubens, er wirkte mit Eile, denn der jüngste Tag, meinte er, sei nicht . So nannte er denn auch Gutenbergs Kunst „das höchste und Geschenk, durch welches Gott die Sache des Evangeliums forttreibt: die letzte Flamme vor dem Erlöschen der Welt; sie ist, Gottlob! Ende!"

Dieser gewaltige schöpferische Geist konnte seinen Glauben unmöglich nem Trauerwesen herabsinken lassen, zu dem alle fatalistischen hten bei schwachen Seelen sich verlieren: sein Glaube war seine Kraft, Kraft war seine Freude: darum sang er seine begeisternden Lieder ner Muttersprache, verhöhnte den Teufel mit satyrischem Witz, und der lebende Beweis, daß wahre Frömmigkeit mit der heitersten sluft, die aber Maß und Ziel kennt, eins sein kann. So ver- e sich in seinem Gemüth auch Alles, was ihn im Kreise der Familie der Freunde zu einem ehrwürdig liebenswürdigen Haupte machte. seinen sechs Kindern starben ihm vier zeitig hinweg. Uebrigens war Haus und sein Weib ihm eine liebe Zuflucht und Heimathsstelle in

seinem kämpfereichen Leben. Zudem war er öfter krank, so auf Wartburg besonders, und in Schmalkalden — was er für Einfluß Teufels hielt. Sein Leiden waren Steinschmerzen. Erst in den Jahren seines Lebens nahm seine Kränklichkeit zu. Der politisch stand Deutschlands ebenso als die Sittenlosigkeit seiner Witt hatten ihn schon immer, letztere so sehr bekümmert, daß er alles wollte sein lassen und von Wittenberg weggehen, was er sogar im einmal wirklich that. Nur des Kurfürsten Bitten riefen ihn von wohin er sich gewendet, zurück. Luther dachte viel an seinen Tod und längst sein Testament gemacht. Was ihn aber fast am meisten bekümm war die Ahnung, daß nach seinem Tode die Schrecken des Religionskr über Deutschland kommen möchten. „So lang ich lebe," sagt er Martinstage 1545 zu seinen Gästen, „wirds, so Gott will, keine G haben und guter Friede in Deutschland bleiben; wenn ich aber so betet. Es wird wahrlich Betens brauchen, und unsere Kinder we müssen nach den Spießen greifen, und wird in Deutschland übel ste Luther war müde, lebenssatt, der Teufel nur war und blieb sein Aerge denn wenn er auch hundert Jahr lebe und bezwänge alle Rotten, Nachwelt habe doch keine Ruhe, denn der Teufel sei da. Luther von seinen Feinden oft „todt gesagt", was dem alten Kämpen Heit erregte. Er litt an dem einen Auge sehr viel. Auf der be Friedensreise nach Mansfeld starb er nach kurzen Leiden am 18. Fe 1546 zu Eisleben einen sanften Tod. Sein Leichnam ward in Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt. Noch in demselben Jahre der schmalkaldische Krieg aus, und Kaiser Karl V. kam als Sieger Wittenberg, achtete aber, trotz des gegentheiligen Begehrens seiner gleitung, die Asche Luthers.

Starker Schatten und starkes Licht lassen also Luthers Bild Zeit in gewaltigen Zügen vor uns treten. Er war ein edler Me mit hoher Kraft aus edlen Beweggründen handelnd, wenn auch Ge und That in dem Labyrinth der Irrthümer, welche die Zeit beherrs viel irre gingen; er war ein frommes Herz im edelsten Sinne Worts, voll Innerlichkeit und Treue, wenn auch sein Auge die durch das Kaleidoscop des hergebrachten Aberglaubens ansah; er war gelehrter Geist, der, ohne es zu ahnen, mit der Wissenschaft g Rom zu Felde zog, aber ein Theolog, der die Vernunft, auf die er Kaiser und Reich in Worms sich beruft, zugleich leugnen mußte, die Offenbarung behaupten zu können; er war ein deutscher Mann, Vaterlandsliebe, aber leider — von römischem Glauben, der im P wohl den Widerchrist, aber im kirchlichen Christenthum nicht die Un natürlichkeit und Widermenschlichkeit sah. So ist dieser seltsame Ma

indende Feuerbrand für die Geister in und außer Deutschland
)en, und die Widersprüche der Zeit, ohne es zu ahnen, in sich selbst
gend, das geschickte Werkzeug zum Beginn einer neuen Epoche.
b wir heutzutage seine Glaubenslehre im Altlutherthum auch bereits
ppelt und verkommen sehen — Eine Wahrheit leuchtet vom Sterne
in alle Zukunft siegreich hinein: alle neue Bestrebungen, welche
ner herrschenden Weltansicht sich lossagen, werden erst von da ab
ch, wo sie alle ihre Strahlen im Brennpunkt des Herzens sammeln
— als Religion Leben und Welt überwinden.

IX. Thomas Münzer.
† 1525.

Im Südrande des Harzes, dessen landschaftliche Schönheiten noch
u wenig geschätzt werden, finden sich eine Reihe köstlicher Thal=
ıgen. Dort, wo der Auerberg und auf ihm die Josephshöhe über
ldene Aue hinüber nach dem nur wenige Stunden entfernten Kyff=
: schauen, findet sich auch ein solcher „lachender Winkel" der schönen
ein reizendes Waldthal, freundlich kultivirt, das südlich in die
ie Aue mündet, dort, wo die Sage noch manches vom Schlachtfeld
ıunnen erzählt. Im Knotenpunkt dieses Thales, vom Waldgebirg
nschlossen, liegt das kleine Städtchen Stolberg mit seinem stattlichen
nschloß und seinem genügsamen, gesangliebenden Völkchen, das von
meist von Waldwerk und von der Weberei lebte. Hier ward einst
as Münzer geboren, der Repräsentant einer Richtung, die im Farben=
der Reformationszeit nicht fehlen darf, und unser Interesse um so
in Anspruch nimmt, als sie eine Prophetie der großen französischen
ution ist, deren Held aber damals Märtyrer wurde und bislang
verkannte Größe geblieben ist.

Soviel auch alte und neue Schriftsteller über Münzer berichten: eine
pfende kritische Geschichte über ihn giebt es noch nicht, ist vielleicht
ıaupt nicht mehr möglich, weil der Parteigeist bis heute ihn verfolgte.
wissen weder, wann er geboren, noch wer seine Eltern waren. Ein
ler Melanchthon's hat aus dessen Kollegien die Notiz aufbewahrt,
die Grafen von Stolberg seinen Vater an den Galgen gebracht, und
der Sohn, um diesen schmachvollen Tod zu rächen, einen Einfall in

die Grafschaft zur Zeit des Bauernkrieges gemacht habe. Man daraus geschlossen, sein Vater sei frühzeitig wegen irgend eines schw Verbrechens hingerichtet und Thomas sei durch Rachegefühl in seine ge Richtung getrieben worden. Das Datum davon aber ist ohne Zwei daß der Vater, weil er sich an jenen Unruhen betheiligte, hingeri wurde, der Sohn ihn aber mit Gewalt retten oder rächen wollte, d also fast zu gleicher Zeit seinen Tod fanden.

Münzer's Kindheit und Jugend scheint von solchen erschütter Ereignissen noch völlig frei gewesen zu sein, denn er lag frühzeitig Studien mit Erfolg ob, namentlich auf der 1502 gegründeten Univers Wittenberg. Seine eigenen Feinde aus jener Zeit, z. B. Melanchthon, kannten seine Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit an; seine Beredsamkeit er sich sehr mächtig, und der Nordhäuser Cyriacus Spangenberg erzählt in e seinen Schriften, daß er von seinem Vater gehört, wie dieser vor Zeit, als Thomas leider dem Teufel verfallen sei, selbst von ih Stolberg „nicht wenige gar herrliche, schöne und christliche Predigten ge habe, daran nicht das Geringste zu tadeln gewesen.“

War er nun schon in jungen Jahren ein solcher fähiger und st samer Mann, so fällt es nicht auf, daß er in jener Zeit des Humanis obwohl die Theologie studirend, doch von dem herrschenden todten Kir thum sich zeitig abwendete. Geister dieser Art, die der Religion le pflegten in jener Zeit der Mystik sich zuzuwenden, damals die D freieren lebendigeren Sinnes, an der auch ein Luther seine Kraft getru Johann Tauler und der Abt Joachim waren es, deren mystische Schri auf Münzer großen Einfluß gehabt zu haben scheinen.

Von 1513 war er Collaborator in Aschersleben, und es kennzeic ihn, daß er hier, wie er selbst bekennt, bereits ein Bündniß mit andern Freunden, die er namhaft macht, gegen den Erzbischof E von Magdeburg († 1513) gemacht, wenn es auch einen thatsächli Erfolg nicht gehabt zu haben scheint. Von Aschersleben ging er, wie annehmen muß, unmittelbar nach Braunschweig, bald darauf aber Collaborator und Kaplan nach Halle. Luther will wissen, Münzer später sich darüber lustig gemacht, wie er damals in Halle im Kl hätte den Nonnen Messe lesen müssen, und oft unwillig die Worte Wandelung ausgelassen und sich gerühmt, daß er „solcher Herrgö (Hostien) wohl zweihundert gefressen.“ Es konnte dieser feindseligen hauptung gar wohl irgend eine Thatsache zu Grunde liegen, welche s antikatholische Gesinnung bereits in dieser Zeit hinreichend kennzeic würde.

Im Jahre 1520 kam Münzer als erster Prediger nach Zwi eiferte gegen Pabst und Kirchenthum, neigte den damals in Zwickau

nden Wiedertäufern zu und widerstrebte, wenn auch anfangs noch e, der lutherischen Weise der Reform, indem er von der dogmatin Reform, die nicht genug sei, die innere und thatsächliche innung und Leben unterschied, auf die Alles ankomme. Ende 1 ging Münzer nach Böhmen, in der Absicht, unter den dortigen ten den neuen reformatorischen Geist lebendig zu machen. In Prag ng er 1521 eine eigenhändige Schrift gegen die papistischen „Opferen" öffentlich an, welche seinen Standpunkt klar kennzeichnet. Es er lebendige Gott, den er darin predigt, gegenüber dem „todten und men", dem die Opferpfaffen dienen, es ist der Geist Gottes, der im bigen sich offenbart, gegenüber dem tödtenden Buchstabendienst der l; es sind aber die Bibel und die Kirchenväter, aus denen er diesen n Standpunkt rechtfertigt, und den „Schlüssel der Erkenntniß", den Priester gestohlen, allem Volk zurückgeben will, wie Jesus zuvor n. Allein Prag wollte ihn nicht hören, wie Stübner wurde er hinesteinigt, und es ist unbekannt, wohin er sich demnächst gewendet.

Im Beginn des Jahres 1523 finden wir ihn als Prediger in All, wo er eine neue Gottesdienstordnung in deutscher Sprache ührte, die großen Beifall fand, obwohl Luther sich damals beim Kurfürst von Sachsen verwandte, daß die Münzer'sche Schrift diese Kirchenordnung nicht sollte gedruckt werden. Die Erregung , jemehr Münzer das Christenthum auch darein setzte, Nothstände des gemeinen Mannes zu bessern, den Götzen mit den heiligen Bildern mit Gewalt abzuschaffen, und den rsten und Herren zu predigen, daß ihre Herrenrechte eine hwendige Grenze am Menschenrecht finden müßten. Da Wittenberg nichts konnte drucken lassen, so richtete er in Allstedt selbst Druckerei ein, aber der Landesfürst verjagte die Drucker.

So reiste er 1524 nach Nürnberg, um dort seine Fehdeschrift gegen r drucken zu lassen. Die „Schutzrede wider das geistlose sanftlebende zu Wittenberg" erschien nun wirklich; er selbst aber mußte auch berg verlassen, und ging südlicher nach Schwaben, wo die reforische Bewegung tief in das Volk gedrungen war, vorzüglich in der d von Kempten; von Schwaben aus besuchte er auch die Schweiz, lebte und webte somit in fast allen Mittelpunkten der thümlichen Bewegung.

Ehe wir zur Katastrophe dieser Bewegung uns wenden, müssen ns den Konflikt der Zeiten und Mächte, wie er sich in Thomas zer darstellt, genauer vorführen. Das scheinbar ungeheure Chaos Jahre wird dann sehr leicht und sicher auf ein vielleicht überraschenaber bestimmtes Resultat sich zurückführen lassen.

das Volk es nicht mehr ertragen konnte? In dieser Frage schlummerte die Revolution.

In fast allen deutschen Gauen waren allmählich die Forderungen der Bauern in ein Programm gefaßt, das man Münzer zuschrieb, und welches damit wenigstens ein Zeugniß für Münzer's Geist abgab; es sind die sogenannten zwölf Artikel.

Diese zwölf Artikel (abgedruckt in Zimmermann's Geschichte des großen Bauernkrieges, II. 98) enthalten Forderungen, wie wir sie im vorigen Jahrhundert noch vielfach, theilweise noch jetzt vernehmen. Die Bauern wollen 1) sich ihre Pfarrer selbst wählen; 2) wohl den Kornzehent geben, um die Pfarrer aus der allgemeinen Kasse damit zu besolden und sich einen Nothgroschen zu schaffen, aber nur da, wo ein Recht darauf nachgewiesen werden kann; den kleinen Zehnten wollen sie gar nicht geben; 3) wollen sie wohl einer Obrigkeit gehorchen, aber nicht leibeigen sein; 4) wollen sie Antheil an Wildpret, Geflügel und Fischen haben, mit Berücksichtigung vorhandener Rechte und mit gütlicher Auseinandersetzung; 5) desgleichen Benutzung der Forsten; 6) Herabsetzung der schweren Dienste; 7) Regelung des Dienstverhältnisses zu den Gutsherren; 8) Herabsetzung der auf den Bauerngütern lastenden Gült; 9) nicht willkürliche und parteiische, sondern durch Herkommen und Gesetz geregelte Strafen; 10) Wiedererwerbung der Gemeindeäcker und Wiesen; 11) Aufhebung des Todfalls (Besteuerung und Beraubung der Wittwen und Waisen) und 12) die Erklärung, daß sie auf jede Forderung verzichten wollen, deren Unrechtmäßigkeit aus der heiligen Schrift nachgewiesen werden könne, mit dem Vorbehalt, unter Umständen die Forderungen nach dem Wortlaut der Schrift zu vermehren.

Wo ist da der verbrecherische Geist, der sich, nach Meinung der damaligen Junker und Pfaffen, der Nation bemächtigt hatte? War es denn nicht vielmehr menschlich, biblisch, christlich, diese milden Ansprüche an das Leben dem deutschen gemeinen Manne zu gönnen und zu erfüllen? Aber im Allgemeinen waren die Herrschenden, die Patrizier der Reichsstädte nicht ausgenommen, durch Nichts dahin zu bringen. Diese tausendfältigen Erfahrungen trieben die Entschiedeneren im Bewußtsein ihres heiligen Rechtes vorwärts — und so auch den feurigen Münzer! — Rohere Naturen brachen dann wohl in selbstsüchtige Gewaltthaten aus, — die edleren, einsichtigeren, hofften durch gemeinsame Erhebung — ohne eigentliche Waffengewalt, — in letzter Stunde die Herren zu nöthigen, daß sie Gerechtigkeit gewährten. So hoffte auch Münzer lange Zeit, — im schlimmsten Falle nur, und nur da, sei das Schwert der Nothwehr gegeben, — und er bewies in seiner Art dies Recht aus dem alten Testament, wie ein inspirirter Prophet. Es ist klar, dies war ein Weg, der in dem damaligen Zeit-

alter der Ungerechtigkeit zur Empörung führen mußte, und es ist auch klar, daß, wenn er betreten wurde, die moralische Schuld bei denen war, die ihren Nächsten das Menschenrecht versagten. Münzer ging diesen Weg bis in den Tod.

Die Anderen aber erschraken, als sie die Entdeckung machten, daß das Volk unter Christenthum und Evangelium auch ein Leben in gegenseitiger Gerechtigkeit verstand und dies von der Reformation und den Reformatoren forderte. Sie sahen das Ungeheuer der Revolution aus den Augen dieser sozialen Gerechtigkeit lugen und bebten zurück. Sie sahen das Wesen der Religion im Herzen, im Glauben, in blos geistigen Dingen und in dem Ausdruck, den sie allenfalls im Kultus und unverfänglichen Sitten findet; sie warfen sich auf die kirchliche und gemüthliche Seite der Reform, und zogen sich von der sozial-politischen völlig zurück, und da sie das endlich, von der eisernen Noth gezwungen, thatsächlich formuliren mußten, so sagten sie: Alle Obrigkeit ist von Gott, absoluter Gehorsam bis zum Tode Christenpflicht, — und ihr System gestattete ihnen den erquickenden Zusatz: im Himmel werde solch leidender Gehorsam reich vergolten. Diesen Weg ging Luther und er ging ihn in zornigem Eifer. Mit ihm und dieser Denkweise ergab sich die Reformation in die Hände der Fürsten, mit dieser Wendung hörte sie auf, Sache des Volks zu sein. Luther selbst hat es später bitter bereut, daß er in der entscheidenden Stunde diesen Weg gegangen, und die Geschichte der kommenden Jahrhunderte hat bis heute bezeugt, daß die lutherische Kirche es nicht ist, die, vom Volksgeist getragen, dem Ideale zustreben könnte, das heute wie damals in der allseitigen Verjüngung und Einigung des Gesammtvaterlandes liegt.

So sind also Luther und Münzer völlige und völlig ebenbürtige Personifikationen dieser doppelten Richtung. Münzer gürtet sich, wenn die Stunde schlägt, mit Gideon's Schwert, und wie er leidenschaftlich in seiner Schrift das „sanftlebende Fleisch in Wittenberg" geißelt, so züchtigt er mit dem Geist Gottes die Frevler allzumal, und erhebt endlich das Schwert, nicht für sich, sondern für sein elend leidendes Volk. Luther dagegen ruft die Fürsten herbei und mit einer heutzutage wenig bekannten Berserkerwuth predigt er, die Bauern todtzuschlagen wie tolle Hunde, das gebe Lohn im Himmel droben, die Religion sei übrigens allein der Glaube an das Blut Christi u. s. w.

Mit diesen absoluten Gegensätzen vereinigten sich in beiden Männern viel treffliche und viel böse Eigenschaften, wie es bei Menschen eben zu sein pflegt. Im Ganzen zeigt sich bei Münzer der vielseitigere Geist, der consequentere Charakter, aber voll glühender Leidenschaft und leider noch nicht im Stande, sein richtiges Prinzip durch die Logik der Wissenschaft

von den Verirrungen übernatürlicher Schwärmerei und sozial-politischen Unmöglichkeiten rein zu halten. Luther ist dagegen der beschränktere Kopf und Charakter, mit nicht geringerer Gluth; aber eben in seiner beschränkteren Sphäre steckte er sich unbewußt geringere Ziele, denen er, glücklicher als Jener, nachstreben konnte.

Was wir hier kurz und scharf gegenüberstellen, entwickelte sich in Wirklichkeit natürlich nur langsam: aber die Katastrophe war kurz: sie fällt in das Jahr 1522.

Als Münzer sah, daß in Güte nichts zu machen war, nahm er den Gedanken Hutten's und Sickingen's auf, daß das vereinte Volk auftreten und die zwölf Artikel fordern solle: das werde helfen und wenn das nicht, so werde das Schwert siegen. Dazu waren die evangelischen Brüderschaften gegründet und mit rastloser Thätigkeit wirkte er durch Predigten, Briefe, Reisen für deren Vereinigung behufs gleichzeitigen Handelns. Er schlug seinen Sitz bekanntlich in Mühlhausen in Thüringen auf, und nahm die politische und geistliche Gewalt der Stadt, wie ein neuer Savonarola, in seine Hände. Die Heerhaufen der fränkischen und schwäbischen Bauern waren kriegsgeübter als die Thüringer, und waren in Unterhandlung mit den Gegnern begriffen. Da rüstete Münzer mit Macht, ließ exerziren und Geschütze gießen, ein extemporirter General. Sein Wort war in dieser Zeit vom sächsischen Erzgebirge bis an die Weser allmächtig. Luther versuchte eine Rundreise, aber das Zorngewitter seiner Rede verhallte ungehört — das Volk hörte nur auf Münzer, und Luther war ihm ein „Reaktionär!“ Dieser mußte an vielen Orten flüchtig werden, — und diese bitteren Erfahrungen reizten seinen Zorn nur mehr und trieben ihn blinder in sein Extrem.

Münzer war nichts weniger als ein Militär, aber er mochte glauben, der heilige Geist im Menschen könne auch diese Tugenden verleihen, und einen Feldherrn hatte er nicht, — der einzige Sickingen war ja todt! Indessen war Münzer vernünftig genug, um zu sehen, daß, wenn der Kampf denn beginne müsse, nur in der Einheit Aller und in möglichster Geübtheit das Heil liege. Darum verschob er den Kampf und suchte die deutschen Stämme zu vereinigen.

Da ward ein feuriger Mönch, Pfeiffer in Mühlhausen, sein Unglücksstern. Dieser Mann war örtlich so mächtig als Prediger und Volksführer, daß er Münzer die Alternative stellen konnte, entweder in den Kampf zu ziehen, oder wo nicht, so werde er gegen ihn auftreten und losbrechen! In der That mehrten sich ohnedies die Unruhen, und Münzer zog aus, die weiße Fahne mit dem Regenbogen voran!

Viele Burgen und Klöster waren schon in Trümmer gesunken oder in Flammen aufgegangen, Reinhardsbrunn und Walkenried mit ihren Schätzen

:r der Ungerechtigkeit zur Empörung führen mußte, und es ist auch
r, daß, wenn er betreten wurde, die moralische Schuld bei denen war,
ihren Nächsten das Menschenrecht versagten. Münzer ging diesen
:g bis in den Tod.

Die Anderen aber erschraken, als sie die Entdeckung machten, daß
s Volk unter Christenthum und Evangelium auch ein Leben in gegen-
tiger Gerechtigkeit verstand und dies von der Reformation und den Re-
rmatoren forderte. Sie sahen das Ungeheuer der Revolution aus den
ugen dieser sozialen Gerechtigkeit lugen und bebten zurück. Sie sahen
s Wesen der Religion im Herzen, im Glauben, in blos geistigen Dingen
d in dem Ausdruck, den sie allenfalls im Kultus und unverfänglichen
itten findet; sie warfen sich auf die kirchliche und gemüthliche Seite der
eform, und zogen sich von der sozial-politischen völlig zurück, und
s sie das endlich, von der eisernen Noth gezwungen, thatsächlich formuliren
ßten, so sagten sie: Alle Obrigkeit ist von Gott, absoluter Ge-
rsam bis zum Tode Christenpflicht, — und ihr System gestattete
en den erquickenden Zusatz: im Himmel werde solch leidender
ehorsam reich vergolten. Diesen Weg ging Luther und er
ng ihn in zornigem Eifer. Mit ihm und dieser Denkweise
zab sich die Reformation in die Hände der Fürsten, mit
ser Wendung hörte sie auf, Sache des Volks zu sein. Luther
st hat es später bitter bereut, daß er in der entscheidenden Stunde
sen Weg gegangen, und die Geschichte der kommenden Jahrhunderte hat
heute bezeugt, daß die lutherische Kirche es nicht ist, die, vom Volksgeist
ragen, dem Ideale zustreben könnte, das heute wie damals in der all-
igen Verjüngung und Einigung des Gesammtvaterlandes liegt.

So sind also Luther und Münzer völlige und völlig eben-
rtige Personifikationen dieser doppelten Richtung. Münzer
tet sich, wenn die Stunde schlägt, mit Gideon's Schwert, und wie er
denschaftlich in seiner Schrift das „sanftlebende Fleisch in Wittenberg"
helt, so züchtigt er mit dem Geist Gottes die Frevler allzumal, und
ebt endlich das Schwert, nicht für sich, sondern für sein elend leidendes
lk. Luther dagegen ruft die Fürsten herbei und mit einer heutzutage
nig bekannten Berserkerwuth predigt er, die Bauern todtzuschlagen wie
e Hunde, das gebe Lohn im Himmel droben, die Religion sei übrigens
ein der Glaube an das Blut Christi u. s. w.

Mit diesen absoluten Gegensätzen vereinigten sich in beiden Männern
l treffliche und viel böse Eigenschaften, wie es bei Menschen eben zu
n pflegt. Im Ganzen zeigt sich bei Münzer der vielseitigere Geist, der
nsequentere Charakter, aber voll glühender Leidenschaft und leider noch
ht im Stande, sein richtiges Prinzip durch die Logik der Wissenschaft

(majora justo) gewagt zu haben, und drang in die zuschauenden Fürsten mit warmen Worten zu Gunsten ihrer armen Unterthanen.

„So war,“ sagt Zimmermann, „Münzer's Leib getödtet, gewaltsam gebrochen das noch jugendliche Gehäus eines der kühnsten Geister, ehe dieser in sich die läuternde Krise durchgemacht, ehe er in's Mannesalter gereift war: ein größerer Verlust für das deutsche Volk, als für ihn. Luther, der Münzer's Benehmen richtig faßte, und keine Spur von Reue, nichts als Trotz und Verstocktheit bis an's Ende an ihm sah, konnte seine Schadenfreude über sein Schicksal in Heldrungen und über seinen Ausgang durch's Henkersschwert nicht verhalten! Er vergaß, daß das äußere Ende vor Denkenden weder Licht noch Schatten auf eine Persönlichkeit zu werfen vermag, daß die Geschichte bald die Edelsten, bald die Verworfensten auf dem Schaffote zeigt, und daß, was der Lebensstrom der neuen Zeit wurde, Blut war, auf einer Schädelstätte vergossen.“

„Luthern voraus an Einsicht in politischen und manchen religiösen Dingen; weniger Schreckensmann, weniger despotisch und blutig als Calvin, mit welchem er im Vertrauen auf Gott und das Gerechte seiner Sache, es nothgedrungen wagte, Menschen zu opfern, ist Münzer den Umständen und einem Irrthume erlegen. Den Fürsten gegenüber war er über alle Illusionen erhaben: Luther mußte später bekennen, daß er in den Fürsten sich schmerzlich getäuscht habe. Aber im Volke hatte Münzer sich geirrt, sich verrechnet. Wie mit seinen Gedanken er seiner Zeit, so war er mit seinem Wagen und Thun seinem Volke vorausgeflogen. Die Verfassung des öffentlichen Lebens, wie er sie vorfand und die er als eine dem Geiste des Christenthums widerstreitende erkannte, war noch so gut befestigt, daß nur dauernde Begeisterung des Volkes sie umzuwerfen vermocht hätte: aber der Geist des Christenthums war im Volke noch lange nicht genug erstarkt, um auf eine solche Erhebung des Volksgeistes zu wirken und die Klammern der bestehenden Verhältnisse zu sprengen. In der eigenen Begeisterung legte Münzer einen falschen Maßstab an das Volk und irrte über dessen Mündigkeit und Kraft, bis ihn die offen liegende Selbstsucht der Masse enttäuschte. An dieser Selbstsucht, an der Unreife, an der Unmacht der Zeit unterlag er, einer Zeit, die es gern von ihm hörte, daß er gekommen sei, wie vom Geistestod so auch vom Leibestod sie zu erlösen, und daß Knechtschaft und Leibeigenschaft nichts anderes sei als Tod. Münzer's ganzes Leben ist eine einzige Konsequenz. Er hatte frühe, zu einer Zeit, da Andere noch kindisch träumen, angefangen, wahrhaft zu leben, d. h. für sein Volk zu fühlen, zu denken und zu wirken, aber noch waren der für das Alte Besorgten zu Viele und zu Rüstige, die, was er von der Mauer des Bestehenden brach, behend wieder zubauten. Der Geist der Zukunft drängte ihn vorwärts, die Zukunft erst darf ihn richten.

› viele andere noch. Die Gegner, die Fürsten, fesselte der erste
)recken in Furcht und Ohnmacht. Aber sie sammelten sich, und sieben
rsten dirigirten theils offen, theils heimlich ihre Reisigen nach dem
mpfplatz.

Bei Frankenhausen war es, auf einer Höhe, die seitdem der
hlachtberg heißt, da fiel die Entscheidung. Mit 8000 Mann und acht Ge-
ützen hatte dort Münzer eine Wagenburg geschlagen und hielt sich, Zuzug
wartend, auf der Defensive. Aber der Zuzug blieb aus und die Feinde
aren da und — machten Friedensanträge, welche einen Theil von
lünzer's Leuten in dieser Lage schwankend werden ließen. Münzer war
)on von Mühlhausen in halber Verzweiflung ausgezogen, denn er sah,
war zu früh. Hier aber fand er den Muth wieder. In feuriger
ede begeisterte er seine Schaaren, und einen Regenbogen am Himmel
igte er ihnen als gute Vorbedeutung. Noch war die Hälfte der von
n Fürsten gestellten Frist nicht vorüber, und sich „in gutem Stillstand
nd Frieden" wähnend, sangen sie das Lied: „Komm heiliger Geist, Herre
ott:" da schmetterten die Geschütze der Feinde verrätherisch unter sie,
ıd ihre Gebeine flogen umher. Der Landgraf Philipp von Hessen voll-
achte dies Stück. Wohl kämpften die sich Sammelnden mit Ruhm,
ver die Flucht nach der Stadt war allgemein, und dort wurde vom über-
genen Feinde das Blutbad noch fortgesetzt. 5000 Bauern waren er-
ılagen, und ihr Blut färbte den Bach, der durch die Stadt fließt.

Der Schlag war tödtlich: die Zuzüge kehrten um, die Schaaren in
ranken und Schwaben waren entmuthigt. Der Kampf zitterte noch nach
ver die Bewegung war, ehe sie zur ordentlichen Reife gediehen, für
nmer gebrochen.

Münzer selbst ward gefangen und vor die Fürsten geführt. Der
ınundzwanzigjährige Philipp von Hessen wollte den Reformator morali-
ren, da dieser mit männlicher Kraft seine Sache vertrat. Da schwieg
homas, wie Jesus vor Caiphas, und würdigte den Jüngling, der durch
errath diese Tausende getödtet, keines Wortes mehr.

Die Fürsten ließen ihn auf einen Wagen schmieden und dem Grafen
rnst von Mansfeld senden, und im Thurm zu Helbrungen ward er hart
foltert und endlich nach Mühlhausen gebracht und dort enthauptet. Er
t Nichts widerrufen. Trotz aller Martern blieb er ergeben in sein
hicksal und standhaft bis in den Tod.

„Gottes Worte," — schrieb er von Helbrungen noch den Mühl-
ısern, — „müssen nicht nach dem äußeren Ansehen, sondern in Wahrheit
ırtheilt werden." Er empfahl ihnen Geduld und bat um Schutz für
n armes Weib. Ehe sein Haupt fiel, bekannte er, allzu Großes

(majora justo) gewagt zu haben, und drang in die zuschauenden Fürsten mit warmen Worten zu Gunsten ihrer armen Unterthanen.

„So war," sagt Zimmermann, „Münzer's Leib getödtet, gewaltsam gebrochen das noch jugendliche Gehäus eines der kühnsten Geister, ehe dieser in sich die läuternde Krise durchgemacht, ehe er in's Mannesalter gereift war: ein größerer Verlust für das deutsche Volk, als für ihn. Luther, der Münzer's Benehmen richtig faßte, und keine Spur von Reue, nichts als Trotz und Verstocktheit bis an's Ende an ihm sah, konnte seine Schadenfreude über sein Schicksal in Heldrungen und über seinen Ausgang durch's Henkersschwert nicht verhalten! Er vergaß, daß das äußere Ende vor Denkenden weder Licht noch Schatten auf eine Persönlichkeit zu werfen vermag, daß die Geschichte bald die Edelsten, bald die Verworfensten auf dem Schaffote zeigt, und daß, was der Lebensstrom der neuen Zeit wurde, Blut war, auf einer Schädelstätte vergossen."

„Luthern voraus an Einsicht in politischen und manchen religiösen Dingen; weniger Schreckensmann, weniger despotisch und blutig als Calvin, mit welchem er im Vertrauen auf Gott und das Gerechte seiner Sache, es nothgedrungen wagte, Menschen zu opfern, ist Münzer den Umständen und einem Irrthume erlegen. Den Fürsten gegenüber war er über alle Illusionen erhaben: Luther mußte später bekennen, daß er in den Fürsten sich schmerzlich getäuscht habe. Aber im Volke hatte Münzer sich geirrt, sich verrechnet. Wie mit seinen Gedanken er seiner Zeit, so war er mit seinem Wagen und Thun seinem Volke vorausgeflogen. Die Verfassung des öffentlichen Lebens, wie er sie vorfand und die er als eine dem Geiste des Christenthums widerstreitende erkannte, war noch so gut befestigt, daß nur dauernde Begeisterung des Volkes sie umzuwerfen vermocht hätte: aber der Geist des Christenthums war im Volke noch lange nicht genug erstarkt, um auf eine solche Erhebung des Volksgeistes zu wirken und die Klammern der bestehenden Verhältnisse zu sprengen. In der eigenen Begeisterung legte Münzer einen falschen Maßstab an das Volk und irrte über dessen Mündigkeit und Kraft, bis ihn die offen liegende Selbstsucht der Masse enttäuschte. An dieser Selbstsucht, an der Unreife, an der Unmacht der Zeit unterlag er, einer Zeit, die es gern von ihm hörte, daß er gekommen sei, wie vom Geistestod so auch vom Leibestod sie zu erlösen, und daß Knechtschaft und Leibeigenschaft nichts anderes sei als Tod. Münzer's ganzes Leben ist eine einzige Konsequenz. Er hatte frühe, zu einer Zeit, da Andere noch kindisch träumen, angefangen, wahrhaft zu leben, d. h. für sein Volk zu fühlen, zu denken und zu wirken, aber noch waren der für das Alte Besorgten zu Viele und zu Rüstige, die, was er von der Mauer des Bestehenden brach, behend wieder zubauten. Der Geist der Zukunft drängte ihn vorwärts, die Zukunft erst darf ihn richten.

n der Same, den er eingesenkt und mit seinem Blute gefeuchtet, auf Boden des Lebens in goldenen Aehren steht, dann werden wohl auch seiner Worte und Gedanken, die von seinen Zeitgenossen als Irrthum Fluch bezeichnet wurden, wenn auch als unreif und vorzeitig, doch eine Wahrheit und als ein Segen, er selbst als ein Werkzeug der ren Macht erkannt werden, wie es schon mit so mancher Revolution er Politik, der Wissenschaft und der Religion, und mit ihren Urhebern ngen ist. Noch muß der Geschichtschreiber einen heftigen Widerspruch Vielen fürchten, wenn er auf Thomas Münzer's Grab die Krone Märtyrers heftet.*) Und doch, wie nach der Christuslehre das Welt-cht Gottes, wägt die Geschichte nicht blos das Gewordene und Voll-hte, sondern auch das Denken und das Gedachte, das Wollen und das vollte. Und es ist ein eigenes Geschick: unter den Diesteln und Dornen, nit die Verläumdung sein Grab überflocht, sind demselben auch große he Lorbeerblätter entsprossen; diese sammelt die Geschichte und flicht sie Kranz."

Ein anderer Biograph (Strobel) sagt: „Hätte Münzer Glück gehabt, vürde sein Name neben dem Stauffacher und Tell prangen. Das ick verließ ihn und er starb unter dem Beile des Henkers."

Wir aber sagen: es kommt die Zeit und sie ist schon da, wo das sche Volk seine besten Söhne der Vorzeit erkennen, an ihnen lernen ihrer dadurch werth sein wird, daß es die großen und edlen Gedanken, welche jene starben, für ein glücklicheres Geschlecht verwirklicht. Dann d auch Thomas Münzer neben Hutten und Sickingen allem Volke hten als ein Stern erster Größe, der seinen Strahl zwischen schweren vitterwolken hindurch eine kurze Frist der deutschen Erde leuchten , als wollte er sagen: schau' auf, in meinem Reiche ist ew'ger menschein!

Daß Münzer nicht auf Luther's Seite treten konnte, ist klar; er e die Idee der volksthümlichen, allseitigen Reform freiwillig aufgeben, . er hätte nicht Münzer sein müssen. Wäre Luther fähig gewesen, nzer's Idee zu fassen, wahrscheinlich wäre die Reform in dem Geleis gegangen, in welchem sie bis 1525 gewachsen war. Münzer's Tod ist Wendepunkt der Zeit. Die Reformation hört mit ihm auf Volkssache ein, sie wird Kirchensache und ist's geblieben bis heute. Was mit nzer für den Augenblick erstarb, holte die Geschichte später nach, bald en Donnern der Revolutionen, bald in den stillwirkenden Reformen, Zeugen wir heute noch sind, und deren vereinzelte Strahlen auf inheitliches Bewußtsein zurückzuführen heute wieder unsere religiöse

*) Das Zimmermann'sche Werk erschien 1843.

Aufgabe ist. Und heute wieder erkennen auch wir diese Aufgabe, wenn schon in viel anderer Weise, als eine Erfüllung des Evangeliums, so be wir den vielverleumdeten Münzer als treuen, wenn auch in Manch irrenden Jünger dessen betrachten, der einst auf Golgatha für diese Idee sein Leben ließ.

X. Ulrich Zwingli.

1. Januar 1484 — 11. October 1531.

> Beide Cato's, Camillus und Scipio wären ni hocherhabene Menschen gewesen, hätten sie ni Religiosität gehabt.
>
> Zwingli.

Auf den Bergen wohnen die Götter! Das war der Glaube d Alterthums. „Auf den Bergen wohnt die Freiheit", die einzige Götti an die wir noch glauben, von der wir die Erlösung der Welt erwart Das ist der Gedanke der heutigen Welt.

Steigen wir im Geiste hinauf in die heiligen Tempel der Alpen wer sie einmal gesehen, dem werden beim bloßen Erinnern an diese Weltendom die Gedanken freier, froher, heiliger: wie Odem Gotte wallt es um seine Stirn.

Dies hier ist der Kanton St. Gallen. Dort in Appenzell steig die hellen Gipfel des Säntisgebirgs empor. Welch' schöne Bergeshall hier! Welch' reine Luft, welch' heilige Stille! Ueber des Berges breite Rücken zerstreut ein Menge Schweizerhäuser. Dort am Abhang sammel sie sich zum Dorf. Zwei schlanke Thürme zeigen zwei Kirchen a katholisch ist die eine, reformirt die andere. Sieh hier die hübsch Hütte! Mit ihrem grünen Gartenrahmen, wie sie sich hebt vom helle Hintergrunde dieser Alpe. Der wilde Schafberg ists, 7000 Fuß ho streckt er sich über die Wolken hinaus. Aber diese Hütte! Da ob Blumen an den Fenstern, und der Blumen schönste die junge Aelplerin Hier unten fünf stattliche Fenster mit vielen Scheiben, alles so einfa schön und der Garten drum — 3500 Fuß über dem Meere, hoch ü den sorgenden Menschen da unten — hier muß gut wohnen sein, hie spricht auch mein Herz, „hier laßt uns Hütten bauen!"

Und wessen Hütte ist's, die so uns fesselt? Ulrich Zwingli's Hütt ist's bis auf den heutigen Tag! Hier ward er geboren, der Reformato der Schweiz, hier in dieser bescheidenen glücklichen Hütte gedieh de

zum **Mann**, der, mächtiger als Könige der Welt, das Reich des
)en **Christenthums** erschütterte; in dieser Natur erstand der kirchliche
lrieb, **der** der Freiheit eine Gasse für die Nachwelt brach!
llrich **Zwingli** war Amman des Ortes — Wildhaus genannt
ıer **romantischen** wilden Gegend, — und mit Margarethe Meili,
ı **lieben** Weib, lebte er in glücklicher Ehe. Ländlicher Wohlstand
te sie, **zehn** Kinder waren ihr Hauptvermögen. Seine Nachkommen
:n **noch jetzt** zu den geachteten Familien Zürich's. Die ungeahnte Perle
:esem **Kranze** aber war der kleine Ulrich oder Huldreich, am
ınuar **1484** geboren, dem Alter nach unter den acht Söhnen und zwei
:rn **das dritte** Kind. Als das spielende kräftige Kind zum geweckten
:n **geworden**, nahm ihn sein Onkel, Bartholmä Zwingli, Geistlicher
ıhen **Wesen**, zu sich und sorgte für seine erste Bildung. Denn
)en **Schulen** war's damals nicht wie heut. Allerlei abenteuerliche
, **wie** Schauspieler umherziehend, gaben „Schule", so lang's was
ıchte, **und** zogen dann wie Nomaden, wenn ein Ort abgeweidet war,
:. **Es** läßt sich denken, was dabei herauskam. Eigentliche regel-
je **Schulen** waren nur die lateinischen oder Klosterschulen, von
lichen **besorgt**, und in der Regel nur in Städten und Klosterorten
nden. Da nun Vater und Onkel am kleinen Ulrich Freude hatten
Anlagen entdeckten, so brachten sie ihn in seinem zehnten Jahre in
solche **Schule**, und zwar nach Basel, wo Binzli, ein sanftmüthiger
gelehrter Mann, sein Lehrer wurde. Drei Jahre später kam er
ıie **Schule** zu Bern, die unter Wölfli eines besondern Rufes genoß.
lernte Ulrich das klassische Latein und fing an, die Geschichte der
Freistaaten und ihre Cultur zu studiren. Von klein auf hatte
) **auch** großes musikalisches Talent bewiesen, und in Basel und
hatte er alle damals üblichen Instrumente so spielen gelernt, daß
llgemeines Aufsehen erregte. Deshalb wollten die Klosterbrüder
auch gern für ihren Orden gewinnen. Aber umsonst. Der junge
gli ging in Uebereinstimmung mit den Wünschen seines Vaters
' **auf die** Hochschule nach Wien, und zwei Jahre später auf die zu
l. **Hier** waren vorzüglich die Philosophie, die Naturwissenschaft,
griechisch-römische Alterthum und die Kunst — seine Hauptbe-
ligungen, zu denen er sich mit einigen Freunden enger verband. Erst
er **letzten** Zeit widmete er sich der Theologie, die ihm Wittenbach,
n **vielen** Hinsichten freisinniger Theologe, erschloß. Zwei und zwanzig
e **alt**, **1506**, ward Zwingli zum Pfarrer in Glarus gewählt, und
diese für einen so jungen Mann bedeutende Stelle noch in dem-
ı **Jahre** an, ein Beweis, welches Vertrauen man auf ihn setzte,
e **Hoffnungen** man von ihm hegte.

Zehn Jahre lebte und wirkte Zwingli in Glarus. Das zehn Jahre der Schule und der Weihe. Seine Studien setzte er fort, und namentlich eignete er sich das Griechische an, dessen Ke damals von Neuem erst auflebte, schrieb sich die Briefe des selbst ab und lernte sie griechisch auswendig. Er that dies, um Auslegung der Bibel sicherer zu werden. Die bedeutendsten seines Vaterlandes zählte er zu seinen Freunden. Vadianus, Tschudi der Schweizer Chronist, Brunner, Erasmus u. A. In geistlichen Amte muß Zwingli während dieser Zeit keinen Anstoß haben, denn man verdächtigte ihn höchstens wegen seiner heidnischen und der päbstliche Legat unterstützte ihn noch mit einem jährlichen von 50 Gulden, damit er zu seinen Studien die nöthigen Schrift verschaffen könne.

So reifte im Stillen der künftige Reformator heran. Ab die Stürme des Krieges trugen das Ihre dazu bei. Die Schwei Brandungsstelle vieler an einander grenzenden Nationen und Int war auch damals in Streit und Krieg mannichfach verwickelt, traurige, völkerentehrende Sitte des Werbens schweizerischer Sö war trotz eines Verbots der Tagsatzung in bestem Flor. Im Jah galt es nun den Herzog Maximilian Sforza von Mailand, Franzosen vertrieben hatten, nach Wunsch des Pabstes und des wieder einzusetzen. Die Schweiz rückte unter eigenen Bannern au eroberte Mailand. Zwingli, kraft seines Amtes und in Folge politischen Neigungen und Ueberzeugungen, begleitete den Zug als prediger. Bei diesen und spätern Zügen eiferte Zwingli in seinen Pr heftig gegen das „Reislaufen", d. h. gegen die Werbung zu f Kriegsdiensten, die seit den Burgundischen Kriegen herrschend ge waren. Die Geldgier verdarb die Schweizer, und machte sie zu Janit derer, die am besten bezahlten. Die Gesetze verboten es zwar die Obrigkeiten hielten nicht auf Erfüllung derselben, denn sie bestochen. Gegen diese hereinbrechende Pest eiferte Zwingli und zog sich dadurch Feindschaft zu. Man warf ihm vor, daß er fremdes Jahrgeld bezöge (er gab deshalb das oben erwähnte pä Jahrgeld auf); man verketzerte ihn, weil er die Schriften Pico' Mirandola vertheidigt hatte; ja, was man damals allen Geistliche verzieh, den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, ihm machte ein Verbrechen daraus. So standen die Dinge, als er mit glorreichen aber unglücklichen Schlacht von Marignano (1515 Er konnte dem Vaterlande nicht geben, was sein glühend He dessen Rettung wußte.

Heimgekehrt erhielt er einen Ruf als Pfarrer an das

nedictiner=Kloster Einsiedeln. Nach den Stürmen des Krieges folgte mit neuer Liebe diesem Friedensberuf. Doch in Einsiedeln standen Stürme anderer Art bevor. Maria=Einsiedeln war schon damals Hauptsitz dessen, was wir jetzt ultramontanen Katholicismus nennen, gleich einige freisinnige Mönche darin waren, namentlich Leo Judä, ingli's Studiengenosse und späterer Gehülfe am Werke der Reformation. s Wichtigste in Einsiedeln war ja aber das berühmte wunderthätige rienbild, zu dem jährlich Tausende wallfahrteten und ärmer an Geld, r reicher an Sünden und reicher an Ablaß heimkehrten. Zwingli hin — im Sommer 1516. Zwei Jahre ließ Glarus seine Stelle esetzt, und ließ ihm sogar seinen Jahrgehalt — hoffend, er werde ihnen zurückkehren — gewiß ein Beweis, wie hoch schon damals die rehrung gestiegen war, die er genoß.

Nur mit großer Vorsicht fing Zwingli in Einsiedeln an, gegen die ßbräuche der Kirche zu kämpfen, namentlich gegen Ablaß und Reliquien= n und gegen die Sittenlosigkeit des Clerus. Der glückliche Umstand, der Abt seines Klosters, Conrad von Rechberg, und namentlich dessen r Theobald von Geroldseck ihn beschützten, ließ die Wuth der Mönche n ihn und seine Freunde in Schranken bleiben. Rom aber, das h seine Diener bald von dem gefährlichen Manne wußte, ignorirte Opposition und stellte ihm hohe hierarchische Aemter in Aussicht. der sittliche Ernst Zwingli's in der Bevölkerung ein Echo fand, so man die Bischöfe selbst gegen die Unzucht und Unwissenheit der ester eifern, und Zwingli glaubte wirklich, es sei Ernst, und es sei lich die Kirche zu reformiren. Aber bald erinnerte die Wirklichkeit an Matth. 23, 2, wo vom Priesterthum gesagt ist: „Alles nun, sie Euch sagen, das ihr halten sollt, das haltet und thuts; aber h ihren Werken sollt ihr nicht thun: Sie sagens wohl, aber sie n es nicht." Statt der Abschaffung des Ablasses kam Samson, der weizerische Tetzel, im Namen des Pabstes Leo X. Ablaß zu verkaufen, seine Ernte war so reich als seine Spekulation auf die abergläubischen len grob und plump.

Inzwischen war Zwingli an den Münster nach Zürich berufen, und m 1518 diese Stelle an, denn obwohl sie ihm weniger einbrachte, nte er hier doch mehr wirken! Im Jahr 1519 nahete Samson auch Stadt Zürich, und Zwingli predigte nicht nur heftig gegen diesen ßbrauch der Religion, sondern der bischöfliche Vicar Faber, nachmaliger schof von Wien, verbot dem Samson auch den Zutritt in seinen rengel, da er versäumt hatte, seine päbstliche Ablaßbulle vom Bischof laubigen zu lassen. Der Rath der Stadt Zürich ließ ihn nicht zum r herein, sondern bewirthete ihn vor der Stadt, aus Respect vor

dem Pabst, nöthigte ihn aber wieder abzuziehen, der Pabst aber hielt f gerathen ihn abzuberufen.

In dieser Zeit war Joh. Böschenstein, ein Schüler Reuchlin's u gelehrter Jude, nach Zürich gekommen, und Zwingli, der durch ihn d Hebräische erlernt, vermochte nun auch das alte Testament selbststän auszulegen. Dies führte zu dem Grundsatze, der in der Schweiz schneller als in Wittenberg durchdrang, daß das Evangelium ledi lich nach Maßgabe der Bibel zu bemessen und zu verkündi sei. Zwingli's Einfluß stieg. Politische Streitigkeiten, in denen wenigstens für Zürich mit Erfolg gegen das Reislaufen kämpfte, förder sein Ansehen bei den Einsichtsvollen.

Da geschah es, daß 1522 in der Fastenzeit einige Bürger Züri nicht an die Speisevorschriften sich kehrten. Zwingli's Feinde führ Klage beim Bischof in Constanz. Dieser erließ scharfe Verbote u sandte eine Commission, den Weihbischof Battli an der Spitze, an Rath und das Domcapitel von Zürich. Bei der Verhandlung im R entschied dieser, daß Zwingli und die beiden andern Hauptpriester Züri zu der Verhandlung zuzulassen seien. Der Weihbischof hielt nun, o Zwingli persönlich anzugreifen, eine Schutzrede für das Fasten, u wollte sich darauf eben entfernen, als Zwingli bat, auch ihn zu hör Die Zustimmung des Rathes nöthigte die Päbstlichen Platz zu nehm Zwingli vertheidigte nun seine bisherigen Lehren überhaupt und Schriftwidrigkeit des Fastens mit Nachdruck. Battli widersprach. übersetzte ihm Zwingli die Stelle 1. Tim. 4, 1—9: „Der Geist a sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glau abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren Teufel, die, so in Gleisnerei Lügenredner sind und Brandmal in ihr Gewissen haben, und verbieten ehelich zu werden und zu meiden Speise, die Gott geschaffen hat, zu nehmen mit Danksagung, den Gläubi und denen, die die Wahrheit erkennen. Denn alle Creatur Gottes gut, und Nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen wird; de es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet. Wenn du d Brüdern solches vorhältst, so wirst du ein guter Diener Christi se auferzogen in den Worten des Glaubens und der guten Lehre, bei welch du immerbar gewesen bist. Der ungeistlichen aber und altvettelisch Fabeln entschlage dich. Uebe dich selbst aber in der Gottseligkeit. De die leibliche Uebung ist wenig nütz; aber die Gottseligkeit ist zu all Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Leben Das ist ja gewißlich wahr, und ein theuer werthes Wort." Der Bisch schwieg, der Bürgermeister aber hob, als der Streit wieder leidenschaftli ausbrach, die Versammlung auf. Das Feuer ging auf Clerus und Lai

:. Der Bischof sandte ein Schreiben an das Domcapitel. Zwingli, glied desselben, verlangte das Schreiben und schrieb öffentlich lateinisch egen. Die Anklagen des Bischofs wies er mit beißendem Witz ück, vertheidigte seinen biblischen Standpunkt gegen alle menschen Satzungen, Kirchenversammlungen u. s. w., und verlangte Freit der Religion. Zugleich schrieb er eine deutsche Schrift über Fasten Speisegesetze zur Aufklärung des Volkes. Umsonst war es, daß Pabst durch indirecte und directe Anerbietungen Zwingli für seine che zu gewinnen suchte, umsonst auch die beginnenden heftigen Verzungen, die Gefangennahme des Zwingli'schen Pfarrers Wiß, ein rdversuch, der statt Zwingli einen andern traf, u. dgl. Den Streit schlichten, berief der Rath die zankenden Theologen vor sich: aber ingli, überlegen durch die Wahrheit seiner Sache und die Waffen er Bildung, siegte über die Pfaffen, daß die Gelehrten Alle ihm traten und der Bürgermeister die Versammlung mit den Worten loß: „Ja, Ihr Herren, das ist auch des Raths Meinung, daß Ihr fort das Evangelium, Paulus und die Propheten predigen, und den mas, Scotus und solches Zeug liegen lassen sollt.“ Dies ist der fang der schweizerischen Reformation.

Der Kampf trieb Zwingli vorwärts. Jetzt richtete er mit elf digern Schreiben an den Bischof und die Regierungen, sie möchten Nichts en die freie Predigt des Evangeliums thun und — die Priesterehe atten. Vor Allem trachtete Zwingli, die Regierung für sich zu genen. Er wandte sich daher an den großen Rath und bat um Veraltung eines öffentlichen Religionsgespräches, um vor den päbstlichen wälten und Jedermann Rechenschaft seiner Lehre zu geben, und erlegt zu schweigen, oder aber siegend die Händel zum Frieden zu agen. Das war der entscheidende Punkt! Es galt jetzt, ob der rus, die Kirchenversammlung, oder ob die Weltlichen, die Behörden, Entscheidung in religiösen Dingen haben sollten. Der Rath erwog, — antwortete mit Ausschreibung eines solchen Religionsgespräches Zürich auf den 29. Januar 1523.

Für diesen Zweck schrieb nun Zwingli seine sieben und sechzig isch abgefaßten Lehrsätze oder Thesen, welche er zu vertheidigen genen war. In diesen ist alles enthalten, was zum orthodoxen Christenme gehört, also die Offenbarung Gottes in seinem Sohn Christus, durch seinen Tod für die Sünden der Menschen genugthut und vom argen Tode erlöset u. s. w. Aber in den Folgerungen wich vom herrschenden Christenthume weit ab, z. B. wenn er lehrte, daß die Messe kein Opfer sei, daß außer Christus kein Fürbitter bei t nöthig sei, daß das Cölibat, die Gewalt der Päbste und Bischöfe,

die Vergebung der Sünde durch Menschen, das Fegefeuer u. s. w. der Bibel nicht begründet, unchristliche Vorstellungen und Einrichtung seien; auch forderte er, daß alle Christen den öffentlichen Obrigkei Gehorsam leisten sollten: man sieht daran leicht, wie groß bereits Kluft zwischen ihm und dem herrschenden Christenthume geworden.

Am bestimmten Tage versammelten sich auf dem Rathhause be Räthe, 180 Mitglieder, die Geistlichen des Kantons; der Bisch der dazu geladen war, sandte eine Deputation von drei Personen, der Spitze den Dr. Faber, Zwingli's alten Freund, der aber du seinen Ehrgeiz längst zu einer Creatur des Pabstes geworden war. 600 auserwählte Personen bildeten die Versammlung, welche der Bürg meister Roist leitete. Die bischöflichen Legaten erklärten, daß sie gekommen seien zu hören, zum Frieden zu rathen, nicht um zu disputir die Entscheidung behalte der Bischof sich vor. Niemand oppon dem Zwingli, bis ein Geistlicher erklärte, daß er, da niemand et gegen Zwingli's Lehre einwende, den gefangenen Pfarrer Wiß auch berechtigt erkläre. Da ging denn Faber doch auf eine Disputation die vor und nach Mittag sehr zu seinen Ungunsten ausschlug, da Zwi in der Bibel, die in drei Sprachen vor ihm auf dem Tische lag, sehr, Faber aber gar wenig zu Hause war. So faßte und verkün denn Bürgermeister, großer und kleiner Rath von Zürich den Besch daß „Meister Ulrich Zwingli fürfahre und ferner wie bisher das he Evangelium und die rechte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes seinem Vermögen verkünde, auch alle andere Leutpriester, Seelsorger Prediger in unserer Stadt, Landschaft und Herrschaften sollen ni Anderes vornehmen noch predigen, als was sie mit heiligen Schrift bewähren mögen."

Nun ging die Reformation über Zürich und den Kanton hin aber im gleichen Maße stieg Haß und Erbitterung, und Faber beson fand Wohlgefallen an den Qualen der Folter und des Feuers, mit de man zu verfolgen begann. Mit der Gefahr wächst echten Män der Muth. Zwingli gab eine weitere Ausführung und Befestigung se Wortes, und seine Freunde und Kollegen Engelhardt und Leo J standen mit steigendem Eifer ihm zur Seite. Am heftigsten entbra der Streit über die Messe und Verehrung der heiligen Bilder. Volk riß sogar ein Kreuz aus und trat es mit Füßen. Die Obrig schritt ein und berief auf den September desselben Jahres eine neue sammlung wie die vom Januar, zu der auch die Bischöfe von Co Basel und Chur eingeladen wurden. Diese nahmen zwar gar k Notiz davon, aber die Versammlung war noch zahlreicher als die er und allein von 350 Priestern besucht. Zuerst zeigte Zwingli die E

nz der Versammlung, denn nicht die Bischöfe seien die Kirche, sondern Versammlung der Gläubigen, nach dem Ausspruche Jesu: „Wo oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten ihnen." Sodann erklärte nach kurzer Disputation der sämmtliche s des Kantons, daß er die Verehrung der heiligen Bilder als christlich verwerfe. Zwingli folgte dabei der Autorität der Bibel, die besonnene Würdigung edler Kunst wurde vergeblich vertheidigt. r die kunstlose Nüchternheit der reformirten Kirche bis an den zen Tag.

Der Sieg dieser Ansicht hatte den Fall einer Menge katholischer ionien zur Folge, welche der Rath, überall besonnen aber fest reitend, untersagte. Da fing denn die ganze Kirche Feuer. Die r wurden aufgehoben, die Geistlichen fingen an zu heirathen, der t zog die Pfründen ein, nahm die Gerichtsbarkeit, der ganze Cultus anders; dagegen wurden Schulen gegründet, Armenanstalten eröffnet, Rath und die Versammlungen zu Religionsgesprächen durch die rholte Praxis als letzte Instanz in kirchlichen Dingen betrachtet, Alles ging in raschem sichern Zuge.

Da nahte die Gefahr. Wenn jemand, so hatte auch Zwingli Ur- zu sagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit den Feinden ich schon fertig werden. Es fanden sich Eiferer, die mit Karl- s Geiste einen kirchlichen Vandalismus begannen, gegen den endlich blutiger Strenge eingeschritten werden mußte. Diese Richtung ver- sich mit einer noch viel gefährlicheren: mit den Wiedertäufern. In chland wogte gerade in dieser Zeit der Bauernkrieg, und sein Flug- , das rasch ganz Deutschland bedeckte, fiel auch in den Thälern Schweiz nieder. Die innegehaltene Praxis Zwingli's, daß die Bibel öchste Autorität sei — diese einzige feste Basis, an die der Glaube Anker in dieser bewegten Zeit schlug — war freilich für ihn seine Reform eben so gefährlich als nützlich. Denn wenn die ertäufer nun ihre Forderungen ähnlich den deutschen zwölf Artikeln n, Taufe der Erwachsenen, Gemeinschaft der Güter, Freiheit des es, allgemeine Brüderschaft und dergleichen verlangten, so beriefen h ja eben auch auf die Bibel, und nicht immer mit Unrecht. Denn lte Spruch hat Recht:

Bibel, du wunderlich Buch! Seine eigene selbstische Meinung
Sucht ein jeder in dir, sucht sie und — findet sie auch.*)

tollste, bis zum Brudermord sich verirrende Schwärmerei war die

---

*) Werenfels sagt von der Bibel:
Hic liber est in quo sua quisquis dogmata quaerit,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Züricher Reformation im Kanton eingeführt wurde, obgleich hier di aristokratische Partei am Ruder war.

Aber die Reaction blieb nicht aus, die Feinde halfen sie schüren Im Berner Oberlande war die Reform eine unreife, daher kam es z Unruhen. So nahe die Trennung von Staat und Kirche gelegt wa man fand diesen Ausweg doch nicht. Die katholischen Nachbarn stande den Unterdrückten mit den Waffen bei, und Bern warf diesen offene Friedensbruch durch einen förmlichen Kriegszug nieder. Die Hauptführe der Empörer wurden hingerichtet. So wurden die Reformirenden zu blutigen Strenge getrieben, und auch Zürich that Gleiches und duldet auch nur, Schriften im Geiste derReform zu drucken und zu verbreiten Die Erbitterung stieg. Zürich und Bern schlossen ein Bündniß, dem bald andere Kantone und auch deutsche Städte beitraten. Die Katho lischen antworteten 1529 mit einem Bündniß, das sie unter sich un mit Oestreich schlossen.

Je mehr so die schweizerische Reformation in jede Hinsicht eine politische Gestalt annahm, hatte auch Zwingli Veranlassung sich als Staatsmann zu zeigen. Er übte wesentliche Einfluß auf die Maßnahme Zürichs und entwarf sogar selbst Ver theidigungspläne für den Fall der Noth. Inzwischen bot man Alle zur Erhaltung des Friedens auf. Indessen, das Signal zum Krieg blieb nicht aus. Die katholischen Kantone fahndeten auf die neuernde Prediger, wo sie sich sehen ließen, und als nun ein Züricher Pre diger, Jacob Kaiser, im Gebiet Schwyz auf der Reise ergriffen und als Ketzer verbrannt wurde, Zürich auch auf seine Fürsprache nu eine höhnende Antwort erhielt, erfolgte die Kriegserklärung und der beiderseitige Auszug. Zwingli ging freiwillig mit. Schon stand man sich gegenüber, als Friedensboten alle Mittel erschöpften, den Bruder kampf zu verhüten. Bern nahm die Stellung ein, daß es gegen den Angreifer, wer es auch sei, streiten werde. Zwingli, voll trüber Ahnungen, trieb zum Kampf, denn nur eine entscheidende That könne retten. Indeß, es kam zum Frieden, und die katholischen Kantone entsagten dem Bündniß mit Oestreich, dem Erbfeinde der Schweiz.

Während solchen Ganges der Dinge in der Schweiz hatte die evangelische Freiheit auch in Deutschland ihre Kämpfe. Um so näher lag es wohl, daß die befreundeten Richtungen sich einigten. Zwar gab es mancherlei Verschiedenheiten zwischen der Züricher und Wittenberger Reform: die Verwerfung des Cultus dort, seine Beibehaltung in ein= facherer Form hier, war, practisch genommen, eine sehr erhebliche; indeß war der eigentliche trennende Brennpunkt nur die Lehre vom Abendmahl Zwingli nahm nur eine sinnbildliche Bedeutung von Brod und Wein

uverain, und die Religionssachen gehörten daher nicht zur Bundes-flichtigkeit. Zürich, das die Reform in demokratischer Weise kirchlich i sich durchgeführt, hatte daher gegen den Bund nicht gefehlt. Dieser her, d. h. die katholischen Kantone, machte alle Anstrengungen, um ie reformirenden Kantone auch in Kirchensachen zu zwingen. Diesem Plane möglichst entgegenzuwirken, veranstalteten Zürich und Bern, welches tere der Reform immer geneigter wurde, ein neues glänzendes Religions-espräch. Am 28. Januar 1528 erschienen die Züricher, von Schaaren Be-waffneter begleitet, denn man fürchtete einen Ueberfall. Oekolampadius on Basel, Bucer und Capito aus Straßburg und viele Andere nahmen heil: 350 Priester waren versammelt. Alle Kantone waren geladen, die ischöfe von Lausanne, Basel, Costnitz und Sitten bei Verlust ihrer Güter n Kanton Bern, wenn sie nicht Theil nähmen. Lucern, Uri, Schwyz nd Unterwalden nahmen nicht Theil, der Bischof von Lausanne schickte bgeordnete. Die Verhandlungen waren dadurch am wichtigsten, daß ei Principien aufgestellt und anerkannt wurden: 1) daß nur Gründe s der heiligen Schrift zulässig seien; 2) daß, wo die Schrift dunkel i, sie nur durch die Schrift zu erklären sei. Die zehn Sätze, über elche man demgemäß stritt, waren diese: 1) die Kirche, deren Haupt hristus, ist aus dem Worte Gottes geboren, bleibt bei diesem, und rt die Stimme des Fremden (Pabst ꝛc.) nicht. 2) Die Kirche macht esetze nur nach Gottes Wort, folglich verbinden kirchliche Gesetze nur, weit sie in Gottes Wort begründet sind. 3) Christus allein ist die rlösung: wer sonstige Genugthuung annimmt, verleugnet ihn. 4) Daß ib und Blut Christi im Abendmahl wirklich gegenwärtig sei, läßt sich ht beweisen. 5) Die Messe, in der man Christus Gott dem Vater r die Sünde der Lebenden und Todten opfert, ist der Schrift zuwider d eine grobe Beleidigung des Opfers und Todes Christi. 6) Außer hristus ist kein Mittler und Fürbitter anzurufen. 7) Die Bibel weiß chts vom Fegefeuer. 8) Bilder verfertigen, um sie gottesdienstlich verehren, ist gegen die Schrift. 9) Die Ehe ist Jedermann erlaubt.) Unzüchtige Ausschweifungen sind am schändlichsten bei den Geist-hen.

Der Erfolg der neunzehntägigen Disputation war ein glänzender. s geht abwärts mit uns nur durch eigne Trägheit, und weil unsere chenhäupter nichts für die Wissenschaft thun. Unsere Niederlage ist schieden. Vielleicht hätte sie abgewendet werden können, wenn unsere schöfe sich mehr den Studien als den schlechten Dirnen zuwenden rden," — schreibt der eifrige Katholik und Priester Jacob Münster, r am Concile Theil nahm, an seinen Freund. Er hatte Recht. Schon ch vierzehn Tagen erschien in Bern eine Verordnung, durch welche die

Züricher Reformation im Kanton eingeführt wurde, obgleich hier di aristokratische Partei am Ruder war.

Aber die Reaction blieb nicht aus, die Feinde halfen sie schür Im Berner Oberlande war die Reform eine unreife, daher kam es z Unruhen. So nahe die Trennung von Staat und Kirche gelegt wa man fand diesen Ausweg doch nicht. Die katholischen Nachbarn stand den Unterdrückten mit den Waffen bei, und Bern warf diesen offe Friedensbruch durch einen förmlichen Kriegszug nieder. Die Hauptfüh der Empörer wurden hingerichtet. So wurden die Reformirenden z blutigen Strenge getrieben, und auch Zürich that Gleiches und duld auch nur, Schriften im Geiste der Reform zu drucken und zu verbreit Die Erbitterung stieg. Zürich und Bern schlossen ein Bündniß, be bald andere Kantone und auch deutsche Städte beitraten. Die Kath lischen antworteten 1529 mit einem Bündniß, das sie unter sich u mit Oestreich schlossen.

Je mehr so die schweizerische Reformation in jed Hinsicht eine politische Gestalt annahm, hatte auch Zwin Veranlassung sich als Staatsmann zu zeigen. Er übte wesentlich Einfluß auf die Maßnahme Zürichs und entwarf sogar selbst Ve theidigungspläne für den Fall der Noth. Inzwischen bot man Al zur Erhaltung des Friedens auf. Indessen, das Signal zum Kri blieb nicht aus. Die katholischen Kantone fahndeten auf die neuern Prediger, wo sie sich sehen ließen, und als nun ein Züricher Pr diger, Jacob Kaiser, im Gebiet Schwyz auf der Reise ergriff und als Ketzer verbrannt wurde, Zürich auch auf seine Fürsprache n eine höhnende Antwort erhielt, erfolgte die Kriegserklärung und b beiderseitige Auszug. Zwingli ging freiwillig mit. Schon stand m sich gegenüber, als Friedensboten alle Mittel erschöpften, den Brud kampf zu verhüten. Bern nahm die Stellung ein, daß es geg den Angreifer, wer es auch sei, streiten werde. Zwingli, voll trüb Ahnungen, trieb zum Kampf, denn nur eine entscheidende That kön retten. Indeß, es kam zum Frieden, und die katholischen Kant entsagten dem Bündniß mit Oestreich, dem Erbfeinde der Schweiz.

Während solchen Ganges der Dinge in der Schweiz hatte d evangelische Freiheit auch in Deutschland ihre Kämpfe. Um so näh lag es wohl, daß die befreundeten Richtungen sich einigten. Zwar g es mancherlei Verschiedenheiten zwischen der Züricher und Wittenber Reform: die Verwerfung des Cultus dort, seine Beibehaltung in ei facherer Form hier, war, practisch genommen, eine sehr erhebliche; ind war der eigentliche trennende Brennpunkt nur die Lehre vom Abendma Zwingli nahm nur eine sinnbildliche Bedeutung von Brod und We

ı Abendmahl an, eine Ansicht, welche die Vernunft für sich hatte und
h in Deutschland Eingang fand. Je mehr selbst Karlstadt ihr zugethan
r, desto heftigeren Haß hegte Luther dagegen im Eifer für die wirk-
: Gegenwart des Leibes und Blutes. Diesen unseligen Sacraments-
t, die Freude der Katholiken, beizulegen, und so durch Eintracht
k zu werden, war besonders die Sorge des jungen muthigen Land-
en Philipp von Hessen. Er lud die Reformatoren zu dem denk-
digen Religionsgespräch in Marburg ein, welches auch vom 2. bis 4.
ober 1529 vor auserwählten Theilnehmern im Schlosse statt fand,
ohl sich Luther im Voraus dagegen sträubte. Luther, Melanchthon,
as, Osiander, Brenz, Agricola von der einen, Zwingli, Oekolam-
us, Bucer, Hedio von der andern Seite, waren die hauptsächlichsten
treter. Philipps Sanftmuth schwebte versöhnend und weise über den
enden Theologen. Nirgends deutlicher als hier zeigt sich die Ver-
denheit der Charactere der vier Hauptreformatoren. Der glühende
ngli, der freie Republikaner, in klassischer und philosophischer Bildung
überlegen, heftig, aber sich selbst bezwingend, und darin vom sanf-
ı Oekolampadius unterstützt: Luther, der Herrscher im Glauben,
t wie Eisen, unzugänglich für Gründe, den mildern Melanchthon mit-
rrschend: so setzen sie sich gegenüber vor Landgraf Philipp; an 60
sonen hören zu und nehmen zuweilen Theil an der Unterredung.
her schrieb bekanntlich zur Einleitung die Worte der Bibel mit Kreide
den Tisch: Das ist mein Leib. Der unbedingte Glaube an Gottes
rt, meinte er, müsse über Alles gehen. Umsonst demonstrirte Zwingli
der griechischen Sprache, aus sonstigen Bibelstellen, aus Philosophie
Naturlehre, daß Luther die Bibel mißverstehe. Luther setzte Allem
Glauben entgegen. Philipp selbst sah ein, daß verschiedene Principien,
Vernunft und Glaube sich gegenüberstanden und Einigung nicht möglich
So nöthigte er sie denn wenigstens, eine Reihe Sätze festzustellen,
denen sie sonst einig seien, und Frieden zu halten um des Gemein-
en willen, gegenüber dem gleichen Feinde. Dies geschah. Mit
inenden Augen bat Zwingli zuletzt, daß die Wittenberger sie als
ıder erkennen möchten: Luther anwortete mit kaltem Hohn. Man
nte sich, ohne den eigentlichen Zweck erreicht zu haben. Philipp
ieth mit Zwingli noch politische Dinge und eilte, unter
ı Fürsten zu bewirken, was unter den Theologen miß-
gen war: Einheit zum Schutz der evangelischen Sache.
Trotz eines so bewegten Lebens fand Zwingli's reiches Herz und
eller Geist doch Zeit für häusliches und wissenschaftliches Wirken.
Jahre 1524 (2. April) hatte er sich bereits verheirathet. Anna
nhardt, eine Wittwe, die ihm drei Kinder zubrachte, eine gebildete,

schöne, edle und wohlhabende Frau, ward sein Weib, mit der er glückliche Ehe führte. Von seinen Kindern ward ein Sohn s Geistlicher am Münster, und eine Tochter verheirathete sich an Wal Pfarrer an der Peterskirche. Er hatte ein offenes Haus für Fre aus nah und fern, und wirkte besonders auf die strebende Jugend Dabei verfaßte er viele Schriften, welche im Druck erschienen. U diesen sind die Wichtigsten: 1) Die Conclusionen, oder Grundsätze, denen die Reform beruhete; nebst der Erklärung dazu, 1523. 2) Handbuch des neuen Glaubens unter dem Titel: über wahre und fa Religion. 3) Ferner betheiligte er sich an der Bibelübersetzung, w Leo Judä und Großmann besorgten, da Luthers Uebersetzung theils schweizerischen Mundart nicht entsprach, theils durch die größere Sp und Sachkenntniß, welche die Schweizer über das Alterthum besaße verbessern war. 4) Glaubensbekenntniß, dem Kaiser Karl V. eingese 5) Endlich eine deutliche Auseinandersetzung des christlichen Glau welche erst nach seinem Tode erschien. Außerdem kleinere Schriften das Abendmahl, Predigten, u. dergl. Sein Schwiegersohn, der Pre Walther, gab 1545 seine gesammten Werke zuerst heraus.

Im Unterschiede von Luther, mit dem er anfangs das alle Schriftprincip anwendete, entwickelte sich Zwingli immer mehr zur Gel machung des freien, vernünftigen, forschenden Geistes, während L mehr ein Sclav des Buchstabens wurde, wie das Marburger Ges zeigte. Diese Richtung blieb auch in den beiden Kirchen erkennbar, mal sie auch in ihren Verfassungen ähnliche Verschiedenheit zei Denn während Luther, dem Kaiser gehorsam, auch Aufseher in die K setzte und so die Theologen eigentlich zu den Maßgebenden machte, bi sich in der Schweiz, dem Freistaat, durch die Appellation an die meinden jene freie reformirte Kirchenverfassung aus, die noch l ihr Vorzug ist, und dies um so mehr, als Zwingli's republikanischer (damit allerdings ganz übereinstimmte.

Der politische Geist, der Zwingli's Vorzug war, wurde aber fr sein Unglück. Mit richtigem Tacte ahnete er, daß, da die röm Kirche vielmehr eine politische Macht als eine religiöse Gemeins ist, auch nur durch eine große politische That die evangelische Sach retten sei. Vom Weltmonarchen Karl drohete damals die höchste Ge zumal er nach der Besiegung Franz I. von Italien zurückkehren und deutschen Angelegenheiten sich zuwenden konnte. Ohne Zweifel l Zwingli nicht nur die Idee, durch das Schwert in der Eidgenossenschaft Recht der freien Verkündigung der Religion herzustellen, Gleiches Gleichem bekämpfend, sondern es war auch sein Plan, den treffl Philipp von Hessen zum Kaiser zu machen, unter dessen weise schirme

rker Hand Deutschland zur religiösen Einheit würde durchgedrungen n. Eine glücklichere Schweiz, ein größeres Deutschland hätten wir te, wäre dies damals gelungen. Aber Zwingli's Hoffnung scheiterte an Mangel an Energie seiner Partei, — sogar in der Schweiz. Die holischen Kantone rüsteten; an kleinen Streiten fehlte es nicht; die oft ungenen Vermittelungsversuche machten sorglos; das aristokratische rn spielte eine schwache vermittelnde Rolle, und endlich, soviel auch wingli aufbot, dem Feinde durch eine kühne That zuvorzukommen, endkam es so weit, daß die feindlichen Heereshaufen schon über die richer Grenze gerückt waren, und der Magistrat von Zürich noch t einmal das Sturmläuten gestattete. Erst als die vor dem nde Fliehenden schon die Stadt erreichten, ertönte die Sturmglocke, Gölblin zog mit einigen hundert Mann und ohne Geschütz dem nde entgegen. Am folgenden Tage, den 11. October 1531, zogen a 700 nach, über den Albisberg. Zwingli hatte sich verabschiedet Weib und Kind; er sah das Ende und zog freiwillig mit. Bei ppel kam's zum Treffen. Das Züricher Heer war bis auf etwa 2000 nn gewachsen, stand aber ohne Ordnung dem stärkeren Feinde gegenr. Ein kluges Manöver desselben entschied. Die Hälfte der Züricher ben auf der Wahlstatt, die andere Hälfte zog sich fliehend zurück. n Leib können sie tödten, die Seele nicht!" Mit diesen Worten soll ingli in den Kampf gestürzt sein. Ein heftiger Steinwurf, dessen ren man nachmals an seinem Helme zeigte, machte ihn kampfunfähig.

Als es still geworden und die Katholischen ihr Te Deum gesungen, n sie rache- und blutdürstig auf den Kampfplatz. Wo sie einen nden fanden, der nicht sogleich die Heiligen anrufen wollte, ermordeten denselben. Ein Trupp stieß auf Zwingli, dessen Gesicht zur Erde hrt lag. Man erkannte ihn, richtete ihn auf und frug, ob er beichten e? Zwingli schüttelte den Kopf, schaute gen Himmel und betete. „So , harter Ketzer," rief Hauptmann Vodinger und durchstieß ihm den s mit seinem Schwert. Am andern Tage sammelt sich ein Haufe holischer, Trommelschlag verkündet ein Ketzergericht. Verurtheilt wird ngli's Leichnam, und durch den Scharfrichter von Luzern geviertheilt verbrannt. Der ehemalige Chorherr Schönborn von Kappel aber dabei, Thränen im Auge, und sprach: „Welches auch dein Glaube sen, ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse warst, Gott sei deiner e gnädig!" So stand einst ein Hauptmann unter Jesu Kreuz und aus: „Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen." 23, 27.

Wenige Wochen nachher starb auch Oekolampadius in Basel. Die n Häupter der schweizerischen Reformation waren todt.

XI. Sebastian Frank.

1500–1545.

Unser vorletztes historisches Bild versuchte die Reformation des sech- hnten Jahrhunderts in einem ihrer Hauptwendepunkte zu zeigen, nämlich ı, wo sie aus der Volkssache eine Kirchensache, aus einer sozialen Lebensfrage nd Lebensbewegung eine Kirchenfrage der geistlichen Herren, der Gelehrten nd der Fürsten zu werden begann. In dieser Krisis verkörperte sich uns r Gegensatz als Luther und Thomas Münzer. Die Quelle, aus welcher r Doppelstrom reformatorisch hervorging, war der Glaube an den Geist, nd zwar in der damals üblichen Form paulinisch-augustinischer An- hauung und Innerlichkeit. Aber dieser Glaube war mehr eine Ahnung, s ein klares Bewußtsein; darum barg er in sich die Keime des Ent- gengesetzten, und sobald die Alles prüfende Macht der Wirklichkeit an se Punkte kam, mußte dieses Entgegengesetzte sich trennen. Luther und ünzer werden aus Freunden die heftigsten Gegner. Luther nimmt den ıerlich freien Geist gefangen in einer neuen Rechtgläubigkeit, und den ch außen freien Geist unterwirft er der Fürstengewalt: in Folge dessen ht die Reformation alsbald wesentlich still, und die evangelische Kirche t heute noch thatsächlich den Landesherrn zum „obersten Bischof" und s Dogma zu ihrer Fessel. Münzer dagegen nahm die Partei des freien eistes, sowohl in der religiös-wissenschaftlichen als in sozial-politischer eziehung, und kämpfte lange und maßvoll für dessen Sieg: aber dieses oße, ewige Prinzip war von seiner Zeit und auch von ihm selbst noch wenig als der Menschheit eignes Wesen erkannt, daß er allein dem turm nicht widerstehen konnte. So ging er tragisch unter — ein Mann, ößer wie Luther, aber zu klein für seine Aufgabe.

Seit jener Zeit — wir konnten das Jahr 1525 als Scheidepunkt nnehmen — geht die deutsche Reformation innerlich zurück. Es gab n dieser Zeit für den deutschen Christen eigentlich nur drei Möglichkeiten: ntweder er blieb Katholik, — oder er trat in die nun dogmatisch begrenzten euen Kirchen ein (und diese Grenzen waren bekanntlich sehr eng und zum Theil sehr wunderbar), — oder endlich er schloß sich einer der vielen viedertäuferischen Sekten an, die alle das Prinzip des Geistes festhielten, ber nur in der Theorie, in der Praxis bald mönchischem Ascetenthum,

bald kirchenräuberischer Gewaltthat, bald der Verachtung von Wissensc
und Bildung, bald sonst einem Wahne huldigten.

Es gab in jenen Zeiten Einzelne, die diese Lage der Dinge begriff
aber gewiß nur Wenige. Erasmus war ein Solcher. Er sah
Verderbtheit der Kirche und die noch größeren Gefahren, die ihr droht
aber das Lutherthum mit seinen engen Satzungen lag so tief unter i
wie die wiedertäuferischen Sekten mit ihren Verirrungen. Leider entspr
der persönliche Muth und Charakter, also die eigentliche Religiösität
ihm, nicht dem Grade seiner Einsicht, sonst würde er in jener Z
der ächte Reformator haben werden können. So wie er n
blieb er ein humanistischer Selbstsüchtling, der es nur zu einer Sch
De amabili ecclesiae concordia (von der „schönen Kirchen-Eintrac
brachte und mit Bangniß in die Zukunft sah; denn welche Partei e
siegen möge, es würde, meinte er, schlecht für den Ruhm Christi a
fallen.

Wie dieser größte Gelehrte seiner Zeit, so mögen auch viele denke
Männer des Volkes in ähnlicher Lage sich befunden haben. Sie sind
in Christoph Fürer repräsentirt, einem Nürnberger Geschäftsmanne
Rathsherrn († 1537), welcher der Reformation eifrig zugethan war;
diese sich jedoch in die neue Orthodoxie, namentlich in die demoralisiren
Lehren von der Gnade und von der Unfreiheit des menschlichen Wil
verstieg, bekämpfte er ebenso sie wie die römische Kirche, und noch wen
konnte er dem rohen Sektenthum der Wiedertäufer sich hingeben.

Aber was sollten Leute dieser Art thun? Der bloße gute Wille,
Begeisterung allein that es nicht — das zeigten die Wiedertäufer. D
Gelehrtenthum allein that es auch nicht. Agrippa von Nettesheim, e
einer von den Freien unter den Unfreien, schrieb sogar sein berühm
Buch von der Ungewißheit und Eitelkeit alles menschlichen Wissens
bei Licht betrachtet freilich nur die Kritik eines feinen Kopfes über
und neue Scholastik und alten gelehrten Zopf. Männer dieser Art wa
die Elemente zu einer noch neueren Gestaltung der Dinge, es wa
Propheten einer bessern Zukunft, die, in ihrer Zeit halb unverstanden
darum nur halb gehört, um so leichter vorübergingen, als die Leid
schaften der Zeit so tief erregt, ihre Gegensätze so hart und giftig wa

Als Repräsentanten dieser freieren Elemente dürfen wir einen M
betrachten, der noch heute selbst bei den Gelehrten in halber Vergessen
schlummert, geschweige denn beim Volk bekannt ist, obwohl er nicht
einer der bedeutenden Männer der Reformationszeit war, sondern
Geist, der die Idee der religiösen Reform unter seinen Zeitgenossen
allerrichtigsten und so aufgefaßt hat, daß wir noch heute im Wesentli
von ihm den rechten Weg lernen können.

Sebastian Frank ist dieser Mann. Einen Biographen hat er), so viel uns bekannt, bis jetzt nicht gefunden; wir werden bald woher das gekommen. In den meisten Kirchengeschichten sucht man ergeblich, oder findet dürftige zum Theil falsche Notizen über ihn, end einzelne seiner Verdienste von den besten Autoritäten anerkannt en. So ist auch sein äußeres Leben in verhältnißmäßiges Dunkel llt, wie das Thomas Münzer's und ähnlicher Männer.

Schröckh in seiner klafterlangen Kirchengeschichte widmet Frank zwei ten und macht ihn zum Holländer, der sich in Deutschland umher- ben und durch seine Religionsmeinungen verhaßt gemacht habe. Da nämlich Frank in seinen Schriften „S. Frank von Wörd" nennt, nt Schröckh ihn aus der holländischen Stadt Wörd gebürtig sein zu n; Heinrich Döring in Ersch und Gruber's Encyclopädie versteht r diesem Wörd ohne Zweifel richtiger Donauwörth, die deutsche Reichs- t, deren Schloß von ältester Zeit her Wörd hieß. Sein äußeres Leben o gut wie nicht bekannt. Geboren ist er 1500, wie er in seinem Welt- 32, 6 selbst sagt, in Donauwörth. Seine Eltern, seine Jugend Studienzeit, Alles ist unbekannt. Luther sagt von ihm, daß er nie öffentliches Amt bekleidet habe. 1528—31 lebte er in Nürnberg, und eirathete sich dort am 17. März 1528 mit Ottilie Beheim. Von nberg soll er vertrieben sein, und ging nun nach Straßburg. Als er seine Chronik drucken ließ, wurde er wieder vertrieben und ging dann Ulm. Sich dort als Seifensieder zu etabliren, ward ihm nicht ge- tet, dagegen richtete er eine Buchdruckerei ein. Nun druckte er hier seine adoxa, durch welche er nicht nur Luther und Melanchthon wider sich auf- hte, sondern auch die Ulmer, so daß sie ihn auch hier vertrieben, ob- l er eine Partei zurückließ, die ihn sehr hoch schätzte. Die Schmal- ner protestantische Theologen-Versammlung vom Jahre 1540 verdammte e Ketzereien. Wohin er von Ulm gegangen, weiß man nicht; er soll der in Straßburg, auch in Meißen, zuletzt in Basel gelebt haben, wo im Jahre 1545 gestorben zu sein scheint. Wir sehen, wie schlecht wir r die äußeren Schicksale Frank's unterrichtet sind, und wenn es auch Geiste jener Zeiten lag, als fahrender Schüler oder Meister, wie wir Hutten gesehen, ein unstetes Gelehrtenleben zu führen, so sehen wir auch, daß er um jener Ideen willen gerade von denen verfolgt und trieben wurde, welche die Freien, die Protestanten zu sein vermeinten, können daraus schließen, daß die bis heute wirkende Vergessenheit Mannes eine Folge des Hasses ist, den er fand, und der geistigen llung also, die er zu seiner Zeit einnahm.

Je weniger sein äußeres, desto mehr ist uns sein inneres Leben aus nen zahlreichen Werken zugänglich, obwohl auch diese nicht gesammelt

und bearbeitet sind: nur einzelne seiner Schriften sind neuerlich her- gegeben worden. Indem wir an die hauptsächlichsten uns anlehnen, wo wir versuchen, zuerst seine literarischen Verdienste überhaupt, sodann religiöse Stellung näher zu kennzeichnen, um uns schließlich ein Ur über ihn bilden zu können.

Nürnberg war, wie wir früher schon sahen, damals eine St deren Bürgersinn für Kunst und Wissenschaft und freiheitliche Entw lung in Deutschland ohne Zweifel die erste Stelle einnahm. Hier blü der Humanismus, hier nahm er seine volksthümlichste Richtung an: waltete Pirkheimer's Geist, hier sang und dachte Hans Sachs, hier eine erweiterte Herberge der Gerechtigkeit für verfolgte Geister, hier beten die Bürger ein Gymnasium, und da Melanchthon den Ruf Rectorat nicht annehmen konnte, richtete er es wenigstens ein, em ihnen die besten Männer, wie Eoban Hesse von Erfurt u. A., und Nürnberger Bürger setzten ihnen höhere Gehälter aus, als an irgend Universität üblich waren. In diese gesunde Zeit des reformato humanistischen Aufschwungs, auch ohne Zweifel in die besten Kreise anregenden Männer und Studien, und, zuletzt wenigstens, nach Nürn selbst fällt Frank's geistige Entwickelung, bis er als gereifter Geist, jung an Jahren aber reich an Wissen, reifer an Urtheil als selbst landchthon, seine eigenen Wege ging.

Zuerst kennzeichnet ihn, wenn wir seine Schriften überblicken, er Alles deutsch geschrieben. Dies ist in damaliger Zeit einen Gelehrten seines Ranges kein geringer Ruhm. Dr. Karl Ha der in seinem Werk „Geist der Reformation“, unter den Neueren allein, ihn eingehend würdigt, bezeugt, was ein Blick in seine S überall bestätigt, daß Frank als Humanist mit den Alten nach dem M seiner Zeit völlig vertraut war und „in theologischer Hinsicht unter Gelehrten seiner Zeit vielleicht die umfassendsten Kenntnisse hatte.“ Ei solchen Manne war also das Latein die geläufige und ausge Sprache, während das damalige Deutsch erst zu bilden war. Was H erst allmählich als Aufgabe erkannte, das war unserem Frank grund lich klar: das Deutschthum mußte vor Allem in Sprache gebildet werden und er gehört unbedi zu den Sprachbildnern jener Zeit. Nur kräftige, originale Geister vermögen das, denn die Sprache bildet nur der weiter, der dem Gedanken neue Gestalt zu geben versteht. Sein deut Stil zeichnet sich daher durch Bau und Wortreichthum eigenthümlich und man kann kaum einige Blätter lesen, ohne auf Worte zu stoßen, denen wir bedauern, daß wir sie nicht dauernd in unsern Sprachs aufgenommen. Sein Stil ist überdem sententiös, und er liebt es,

en Sprüchwort zu reden. Diese deutsche Richtung seines Wesens
m vollbewußt, und daher hat er sie stets festgehalten. Er wollte
für Deutsche schreiben, daher übersetzte er verschiedene Bücher, die
Volke geben zu müssen glaubte, in's Deutsche (z. B. Agricola's
t über die Eitelkeit des menschlichen Wissens, und des Erasmus
r Narrheit), und noch vor seinem Tode gab er eine Sammlung
er Sprüchwörter mit Erklärungen heraus (Zürich, den 6. Hor=
1545).

lso Frank ist vor Allem ein deutscher Mann, der, gebildet in
chule des Alterthums, doch mit seinem Volke und für sein Volk
und empfinden, reden und schreiben will. Und das hat er gethan
nfang bis zu Ende, denn seine erste Schrift war eine Uebersetzung
Buches seines Freundes Althammer: Diallage, d. h. Vereinigung
reitigen Sprüch' in der Schrift, 1528, in dessen Vorwort er seinen
dsatz bereits ausspricht: „nicht mehr Latein, sondern Deutsch,
sch!!"

Zu seinen wichtigsten Werken gehört seine Chronik, d. h. seine
geschichte. Dies Werk ist das erste seiner Art in der deutschen
turgeschichte, und schon darum von hohem historischem Werth.
lich ist es mit heutiger Geschichtsschreibung nicht zu vergleichen,
es begreift sich, wie dies Werk in jener chaotischen Zeit durch seine
hlüsse so viel Eindruck machte, daß es wiederholt aufgelegt wurde.
demselben aber selbst vor vielen Nachfolgern hohen Werth verleiht,
st der unparteiische Standpunkt, den Frank, wie wir sehen werden,
ligiöser Hinsicht einnahm, und das geistvolle, sittliche Wollen,
dem er gleichwohl das Ganze durchdringt. Er schreibt nicht nach
nisten=Art, sondern damit die Gegenwart Weisheit schöpfe aus der
angenheit. Er hebt an: „Meines Herzens Wunsch wär', gutherziger,
lebender Leser, daß wir aus Anderer vielfältiger Thorheit —
heit erfahren." Mit großer Belesenheit und Aufopferung von Zeit,
e und Geld hat er sein Werk vollendet und bietet es mit rührender
heidenheit der Welt dar. „Die Ungelehrten," sagt er, „genießen auch
r Arbeit, daß ich's zu Deutsch hab' gemacht und von Weitem hab'
lt. Wen gelüst, mach' es wieder zu Latein, denn auch kein lateinisch
mit dieser Ordnung und Gattung von weitem auf Erden ist. Denn
e nit aus etwa Einem verdeutscht, sondern von Vielen weit zusammen
ppelt haben, also, daß ein kleines Heimathsgut nicht genug wär' diese
r und Bücher zu kaufen, daraus diese Chronik entnommen und zu=
engekuppelt ist. Nicht daß ich mich so gelehrt dünke, begehr' auch
s andern Ruhmes und Lobes, weil dies Buch nicht mein, sondern
r, ja Jedermanns ist ꝛc." Er theilt, nach Bedürfniß seiner Zeit,

das Werk in fünf Bücher ein: 1) die vorchristliche Geschichte; 2) Kaisergeschichte (von Christus bis Karl V.); 3) Geschichte der Päb und Concilien; 4) Geschichte der (römischen) Ketzer; 5) Geschichte römischen Orden, Sekten, Veränderung der Messe, Abgötterei, päbstlich Trug u. a. D. Er selbst zählt sich keiner Partei zu, so daß er, wie selbst sagt, „unter dem Pabstthum, den Türken, allen Sekten, Völ und Nationen seine Brüder und Glieder des Leibes Christi zu achtete, und Jedermann trug, sofern er auch ihn duldete und frei li Nur Ein Gedanke verläßt ihn nie, die Freiheit. Er macht sie im Ge seiner Zeit besonders gegen die weltliche und geistliche Tyrannei, ge Fürsten und Päbste geltend. Klassisch ist die Vorrede zur Kaiserchro wo er sehr ausführlich darlegt, warum die Kaiser mit Recht einen A zum Wappen genommen. Nach eingreifender Schilderung des Volksele durch Schuld der weltlichen Herren heißt es da: „Nun sieh an die und Gestalt des Adlers: die drohenden Augen, den trotzigen Schna sein gräulich sauersehender Anblick, seine finstere traurige Farbe, item sein schrecklich drohende Stimm', davor kein Thier sich nicht ent die grausam Geberde, den König zu bedeuten! Denn zu des Adl Pfeifen erschrickt alles Volk, der Rath zeucht sich ein, der Adel ist gehors die Richter folgen, das Recht schweigt, die Prediger heucheln, die Re gelehrten hofiren, die Gesetze weichen dem Adler, da gilt weder R noch Billigkeit, noch Gottseligkeit" u. s. w. So geht er die ganze Na geschichte des Thieres durch. „Jedoch unter so viel Uebeln, womit Adler behaftet ist, ist doch das zu loben, daß er kein Säufer ist nicht geil noch unkeusch, wie raubgierig er sonst immer ist." Leider p das nicht auf den Kaiseradler. Kaum zwei oder drei werde man in Chronik finden, die gute Fürsten gewesen. — Noch schlimmer ergeht dem Pabst. Die Vorrede zur Ketzerchronik beginnt: „Du sollst nit b haben, mein Leser, daß ich alle die für Ketzer achte, die ich hier erzä — das Urtheil — — ist nicht mein sondern des Pabstes, der Conci und seines Anhangs, die ich hier als Richter anführe; **denn sollte urtheilen, ich würde vielleicht das Spiel umkehren, und deren kanonisiren, die — — hier dem Teufel überliefert werden."** nun folgt ein alphabetisches Ketzer-Register von Augustinus, Ambro Athanasius, Arcus u. s. w. bis Luther und die Wiedertäufer, und so, daß bei jedem Mann, Concil oder Sekte die Lehren angegeben wor weshalb s i e i n d i e p ä b s t l i c h e A c h t g e f a l l e n s i n d. Selbst ständlich sieht er im Pabstthum das Antichristenthum wie Luther, ob er des Letzteren Ansichten sonst nicht theilt. Er nennt ihn in der Ke chronik „ein weltseelig, kunstreich, schriftweiser Mann, in hebräisch lateinischer und deutscher Sprache hocherfahren", excerpirt dann se

ischen Lehren vollkommen unparteiisch, überläßt wie immer das eil dem Leser, und versichert nur, daß er seine Lehren „ohne alle le angezogen“ und daß er diese „Theologei etwan weder glauben, n noch verstehen kann“.

Aus dem Allen werden wir entnehmen können, daß Frank mit diesem h ein sehr zeitgemäßes, eingreifendes Werk geschaffen, von einem des orikers würdigen, unparteiischen und freien Standpunkte, der aber hwohl so sehr erst der Zukunft angehörte, daß der Verfasser, vor holiken und Protestanten gleich sehr flüchtig, oft nicht gehabt zu haben int, wo er sein Haupt hinlege, bis er vom vollen Leben weg in sein)es Grab sank. Uebrigens sei hier noch bemerkt, daß er außer dieser ltgeschichte noch andere historische Werke in gleichem Geiste verfaßt namentlich: Germania, von des ganzen Deutschlands, aller deutn Völker Herkommen, Namen, Händeln 2c. 2c. 1539; ferner Chronika, : Schilderung der Türkei (Uebersetzung); desgleichen Weltbuch, oder chreibung der Erde; Klavis zum Theurdank u. a. mehr.

Was Frank als deutscher Mann und Historiker geleistet, erhält seine nthümliche Färbung durch seinen religiösen Standpunkt, den wir uns zu verdeutlichen suchen wollen. Im Allgemeinen ist darüber zu beken, daß Frank anfangs den lutherischen Ideen zustimmte, ß aber, jemehr Luther in Dogmen sich selbst begrenzte d verfing, Frank sich von ihm entfernte und aus dem eologen immer mehr zugleich ein Philosoph ward; und n wir oben von einem neueren Forscher das Urtheil hörten, er sei gelehrteste Theologe seiner Zeit gewesen, so macht uns diesen Mann jenige noch viel bedeutungsvoller, was derselbe Forscher*) weiter von t sagt: „Diese Masse von Wissen, diese mannichfachen ementе liegen nicht etwa in ihm todt neben einander, ndern Alles ist lebendig, durch das Medium der refortorischen Ansicht zu einem geistigen Ganzen verbunden. ist durch und durch ein gereifter, männlicher Geist. Keiner hat die ormatorische Richtung so treu in sich bewahrt als er: Keiner hat sich frei von allen Excentricitäten, von Paradoxen und Träumereien gehen. Aber indem er das reformatorische Element in seinem eigentn Wesen erfaßte, war er auch der Fähigste, es weiter zu bilden. In That: in ihm fand jenes Prinzip der neuen Richtung, nach lchem Alles nur durch die Beziehung zu der Gesinnung, zu n Innern des Menschen seine Bedeutung bekommt, nach

*) Karl Hagen, Deutschlands literarische Verhältnisse im Reformationsalter. Bd. III. S. 317.

welchem Religion und Frömmigkeit erst durch das Subj
ihr Dasein erhält, seine weitere naturgemäße Entwickel
Er ist es, in welchem jene Idee vom Ich, von der die neuere deu
Philosophie getragen wird, zum ersten Male zum entschiedenen
wußtsein durchgedrungen ist. Er ist es überhaupt, der zuerst
wahrhaft philosophischem Geiste Gott und die Welt betracht
und das Verhältniß des Menschen zu beiden philosoph
festzustellen suchte.“ Wir können dieses Urtheil Karl Hagen's
bestätigen, und Frank also den Vater der deutschen Philoso
nennen, nämlich sofern wir darin nicht ein Lob der dualistischen
philosophie, sondern eine Anbahnung jener Welteinheitslehre sehen,
mit bewußter Religion gleichbedeutend, als Wissenschaft noch ihrer
Vollendung harrt.*)

Die Ersch-Gruber'sche Encyclopädie rechnet Frank noch kurzweg
den Wiedertäufern. Wer je einen Blick in seine Werke und in s
Geist gethan, kann diesen Irrthum nicht begehen. Freilich theilte er
Prinzip des freien Geistes, aber nur soweit sie es nicht selbst aufga
Sie geben es aber auf, sofern sie eine Ceremonie, das Taufen, zum
scheidenden Merkmal, sich also zur Sekte machen, was Niemandem
als Frank ein Gräuel war. Es zeugt übrigens nur von seiner
parteilichkeit, wenn er sich ihrer, der so schwer Verfolgten, deren
denn 2000 nach seinem Zeugniß bereits mit dem Leben gebüßt hat
so tapfer annahm.

Frank war vor allen Dingen ein Feind aller Sektirerei, in der
einen Abfall vom Geist sieht; und zwar mit vollem Recht, denn er
steht unter Sektirerei alle Trennungen um der Formel will
während wir in Christo Alle berufen seien zur Einig
im Geist. In ihrer ersten gesunden Periode war die Reformation
diesem Grundsatz gelangt, und hielt selbst die Sakramente
Formen, nicht für das Wesen des Christenthums. Diesen Grun
hielt Frank fest, während die „Reformatoren“ ihn aufgaben und also
Sektirern wurden. So entstand ein Chaos von Streitigkeiten über
Formen oder das Zufällige in der Religion, das man zum Wesen er
und man trennte sich, weil man das Wesen und dessen einigende Kr
verlor. „Gott helf' uns,“ ruft Frank daher in seiner Vorrede zur Ke
chronik, „Gott helf' uns Allen, daß wir aus diesem Geschwärm ein
erlöst, Schüler bei seinen Füßen, zu Einigkeit des Geistes kommen
von Gott gelehrt werden. Denn der Antichrist, der nun des Pa

*) Vergl. hiezu „Gott, Welt und Mensch“. Grundlinien der Religio
wissenschaft. Von Ed. Baltzer. Rudolstadt, H. Hartung & Sohn 1879.

und müde ist und (ihn) beinahe ausgenützet hat, wird sich anders
lappen, und sich wohl mitten in den Buchstaben der Schrift setzen,
mit uns schriftgelehrt genug sein, dieweil wir ja auf den todten
chstaben der Schrift sind gerathen, pochen und eitel Geschrift
len haben: er kann Alles, denn glauben und lieben nit, und ist wohl
schriftgelehrt, wie wir immer. Also machen Viele jetzt ein Ab-
tt aus der Schrift" u. s. w.

Wir sehen nach drei Jahrhunderten die Welt noch in der Sektirerei,
h. im Kreise des Buchstaben- und Formen-Dienstes sich drehen; wir
n, daß Wislicenus mit seinem „Ob Schrift, ob Geist" in dies Ge-
wärm des Sekten-Kirchenthums hineinstechen mußte, und daß streng
igiöse Gemeinden nur außerhalb des Kirchenthums das Frank'sche
inzip zur Geltung bringen konnten! Müssen wir aber Frank nicht
t freudigem Staunen zugestehen, daß es damals ungleich schwieriger
r, das Rechte zu erkennen und das Rechte fest zu halten, zumal auf
Gefahr hin, damit ganz allein zu stehen?

Auf diesem, allem Sektenthum aus bewußtem Prinzip abholden Stand-
nkte hat er nun viele theologische und religiös-philosophische Schriften
faßt und sich selbstständig seine Bahn gebrochen, ohne dabei das Ziel
ktischer Wirksamkeit aus dem Auge zu lassen.

Schon in seinen ersten hierher gehörigen Schriften, der schon er-
hnten Diallage (Vorwort) und „Von dem gräulichen Laster der Trunken-
it" zeigt sich sein absolut freier Standpunkt. „Wollte Gott, wir wären
fromme Heiden," ruft er hier, „denn ihre Vernunft, welche ihnen
gte, daß Trunkenheit ein Laster ist, ist uns Christen abhanden
kommen." Dort zeigt er mit Sprach- und Sachkenntniß, daß das Be-
hen auf das Wort der Bibel irre führen muß: das wahre Wort ist
r Geist, denn nur der Geist kann den Geist verstehen. Je länger je
hr bildete er sich selbst durch. Seine wichtigsten Schriften dieser Art
d folgende:

1. Eine Abhandlung über die Einfalt der Wahrheit (unter
ngem Titel) in seiner Uebersetzung von Erasmus' Lob der Narrheit.

2. Desgleichen „Lob des göttlichen Worts."

3. Paradoxa oder 280 Wunderreden aus heiliger Schrift (sein
uptwerk, wegen dessen er von Nürnberg vertrieben wurde; es ist oft
fgelegt).

4. Vom Baum des Wissens Gutes und Böses, Anhang
m „Lob der Narrheit", und viele andere, die wohl theilweise nicht mehr
kannt sein mögen.*)

*) Verzeichnisse bei Ersch und Gruber, Weyermann, Ropitzsch stimmen nicht
rein.

Versuchen wir nun in kurzen Zügen, uns seine eigentliche relig Denkweise näher zu bringen: sie läßt sich, soweit wir sie erforschen kon durch folgende Punkte charakterisiren:

1. „Wie wir sind, so sind uns alle Dinge:" das ist Fr erster philosophischer Grundsatz. Das heißt, wir sehen und erkenn Dinge nicht, wie sie wirklich sind (ihr Wesen), sondern nur so, wi uns erscheinen (Form). Die Dinge an sich sind also für uns ni sind für uns ohne alle Bedeutung, und werden für uns Alles erst b uns selbst. Derselbe Wein, dieselben Früchte schmecken uns, wenn gesund sind, süß, im Fieber aber bitter; so, sagt er, ist's mit Allem. die Kreatur ist gut oder schlecht, sondern wir sind das eine oder an Die Blume ist nicht Gift darum, daß die Spinne Gift daraus saugt, Geld nicht böse, weil Viele darum zu Dieben werden und an den Ga kommen, die Sonne nicht, weil Etliche von ihr abgöttisch werden. D Reinen ist alles rein; und umgekehrt. Also: der Mensch schafft sich s seine Welt! — Man sieht leicht in diesem Grundsatz alles Weitere, Frank beseelt, schlummern: hier liegt das „Ich" zur freien geist Wiedergeburt bereit, Frank ist durch diesen Grundsatz Schöpfer der k schen Philosophie, und Pythagoras würde sagen, daß unser K vor 300 Jahren schon einmal als Sebastian Frank auf Er gelebt habe.

2. Das Wort Gottes ist unser Erkenntnißprinzip: würden wir mit Frank kurz die Frage beantworten, welches denn die Quelle und Regel der Erkenntniß sei, durch welche wir uns und die Welt für uns gut oder böse schaffen lernen.

Dies „Wort Gottes" ist ihm aber nicht etwa die Bibel, son vielmehr das was in der Bibel das „Wort Gottes" hei dieses Wort ist Gott selbst, ist wie Gott unendlich, unsichtb unaussprechlich, ist mit ihm gleichen Wesens, aber ausgego in alle Kreaturen; ist unbegrenzbar Geist, Vernunft, das Gesetz Got das in unsere Herzen geschrieben ist, in alle Menschen von Haus aus.

Im Gegensatz zur Bibel nennt er das Wort Gottes, das eigentli wesenhafte, auch das „innere" Wort, und die Schrift als das Gef in dem es enthalten ist, das „äußere" Wort. „Die Schrift ist eigentl nur die Schilf, Hülle, Latern, Monstranz des göttlichen Worts, nicht Wort selbst! Die Probe aller Künste, Lehren und Geister ist die, man es mit Gottes Wort vergleiche, das in unsern Herzen ist, als ob mit diesem übereinstimmt. Nichts, was mit unserer Vernunft, dem inner Worte Gottes, nicht übereinstimmt, dürfen wir als wahr annehmen."

Das Wort Gottes ist, ehe denn die Schrift war, un es kann bei denen sein, die nie die Schrift gesehen

:s **Wort macht lebendig.** Der Buchstabe tödtet. Die „Schrift- hrten", die mit dem Buchstaben das Wort, den Geist meistern wollen, ihm ein Gräuel. „Kurz, mit dem Buchstaben haben die Pharisäer istum todtgeschlagen, die heutigen machen es ebenso. Das ist der g des Antichrists, und so wird es bleiben bis zum Ende der Welt. rum bleibt die Schrift und ihr Buchstab des Teufels Sitz, Sieg und werbt ewig." „Es giebt nichts Schlechtes, das man nicht mit der el beschönigen könnte" — „darum kann auch die Schrift, nämlich der te Buchstabe, nicht der Probirstein der Christen sein, sondern nur der ist derselben."*)

Man sieht hieraus, daß Frank die herrschende Bewegung des Geistes ız in sich aufgenommen und zwar so, daß er bereits nicht mehr die :nunft des Einzelnen, wie der dogmatisirende Luther und Genossen und schwärmerischen Wiedertäufer, Jeder in seiner Art, thaten, sondern allgemeine Vernunft als solche, den göttlichen Geist als Prinzip und ıell, wonach alle Geister zu richten seien und sich zu richten hätten, sah. H i e r a u s e r k l ä r t s i c h d i e o f t r ü h r e n d e D e m u t h, m i t l c h e r e r s i c h u n d s e i n e n G e i s t u n t e r d e n e w i g e n G e i s t o d e r s e w i g e W o r t f o r s c h e n d, s e h n e n d, h o f f e n d b e g i e b t; d a h e r ch d i e U n p a r t e i l i c h k e i t, m i t d e r e r ü b e r a l l e t w a s v o n :s e m a n g e b o r e n e n Wort Gottes in den Menschen zu entdecken weiß; er die Milde, mit der er ihre Irrthümer trägt, eingedenk, daß er selbst ht anders sei; daher die innere Gewißheit und Zuversicht, mit der er noch in die Zukunft sieht und den Untergang des Sektenthums im ich des Geistes und der Wahrheit schauet; daher endlich für ihn die möglichkeit, irgend einer der damaligen Sekten anzugehören. Denn sie : erkannten dieses Prinzip nicht an.

3. „G o t t h a t k e i n e D e f i n i t i o n," d. h. er ist in Allem Alles. enn — sagt er — wie kann man den nennen oder definiren (d. h. um- nzen), der Alles ist in Allem und doch der Dinge keines, die man en, zeigen, sehen, schreiben kann! Ein mächtiges, unsichtbares, unbe- liches, allwissendes, ewiges, selbstständiges (absolutes) Gut, aller ifen Wesen, ein allmächtiger Wille, der eigentlich nicht liebt, weise, hrhaft, gut rc. ist, sondern die Liebe, Weisheit, Güte selbst ist, ein gut- lig, ewig Licht rc." „Sintemal — sagt er im 3. Paradoxon — Gott es ist, ja Alles in Allem, kann er keinen Namen haben; der aller tbaren und unsichtbaren Dinge Substanz, Wesen und Leben ist, ja Dinge aller, die man nennen und erkennen mag, Ding und Wesen."

Man sieht, der persönliche Gott der Schriftgelehrten steht wie ein

---

*) Chronik, ed. v. 1831, fol. 45, 2. b.

thönern Götzenbild vor diesen Gedanken der Allwesenheit. Hier i wo man mit dem späteren großen Philosophen sagen muß: entweb Gott als das allein Absolute allein Person, oder wenn man Krea Personen nennt, so ist Gott keine Person. So citirt Frank denn auc Vers eines Geistesverwandten, Ludwig Hetzer, welchen dieser einem Werke vorgesetzt:

„Ich bin allein der einig Gott,
Der ohne Hülf all Ding beschaffen hat.
Fragst Du, wie viel meiner sei?
Ich bin's allein, meiner sind nicht Drei.
Sag auch darbei ohn allen Wahn,
Daß ich platt weiß von keiner Person.
Bin auch weder Dies noch Das,
Wem ich's nit sag, der weiß nicht was."*)

Aus diesen Grundzügen leuchtet bereits der Geist hervor, der hu Jahre später, für alle Sektenthümer zu groß, der Welt leuc Spinoza.

4. Christus ist der Gott in uns. Wie sich das innere Gottes, das eigentliche, zum äußern Wort Gottes verhält, so verh sich nach Frank's Ueberzeugung auch der innere zum äußeren Chri

Der innere Christus ist der ewige Logos, das ewige „Wort", Gott selbst in seiner Wesenheit und Offenbarung: er ist vor Jesus ohne ihn von Ewigkeit zu Ewigkeit, und liegt in allen Menschen, H wie Christen, verborgen. Aber in Jesus ist er sich seiner bewußt gewo und lehrt uns, wie er auch in uns bewußt werden, wiedergeboren we kann und soll.

Daher ist alles Anbeten des äußeren Christus Aberglaube; „Christus nach dem Fleisch" ist kein nütze; er, ja Gott selbst a unserer Seele — ist nichts nutz. Das Auferstehen des ewigen Chr in uns ist Alles, und sein Wesen ist die Liebe: was außer ihr ist gottlos.

Aus diesen Zügen von Frank's Christologie ist klar, daß sein die Menschheit umfaßt, daß er diese als den Tempel betrachtet, in wel innen Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will: äußerer Kultus fällt in das Reich des Zufälligen, Nebensächlichen. sind die Grundideen Jesu in der apostolischen Form der Auffassung läutert von jeglicher Beschränktheit. Wären alle Christen auf dieser der Erkenntniß, wie friedlich würden sie sich vertragen, bei aller schiedenheit der Grade individueller Entwickelung einig in der Sehn nach dem Einen was noth ist, eine einzige freie Gemeinde über Erdkreis!

*) Siehe Frank, Ketzerchronik, unter Hetzer.

5. Die Natur ein Spiegel Gottes. Wie sich nun Gott als s innere Wort zur Bibel als äußerem Wort, oder als innerer Christus r Historie von Jesus als äußerem Christus verhält, so verhält sich Gott ich zur Welt oder zu dem, was wir die Natur zu nennen pflegen. „Von m, in ihm und zu ihm sind alle Dinge."

Mithin ist keine Kreatur etwas durch sich selbst, sondern was sie ist, st Gottes. Was in ihr nicht Gottes ist, sondern Form, das ist das Zufällige, Vergängliche. „Die Form der Welt vergeht". Wer in der Natur ur auf die Formen der Dinge sieht, sieht nur das Vergängliche, sein Blick geht überall in das Grab. Wer aber auf das Wesen sieht, der ersteht erst die Natur, und sein Auge schauet ewiges Leben. — Diese em Mittelalter sonst fremde Ansicht, die in unserer heutigen Weltanschauung herrlich erblüht ist, finden wir bei Frank mit beredten Worten erkündigt.

6. Des Menschen Freiheit. Wie Gott und Welt, so verhält ich auch Gott und Mensch als Kreatur. Der kreatürliche Mensch ist aher unter das unbedingte Gesetz der Natur gethan; denn Alles hat sein Gesetz, das nicht übersprungen werden kann, Feuer, Hagel, Schnee, Reif, Wind u. s. w. Der kreatürliche Mensch selbst und all' sein Wirken ist em unterworfen, unbedingt. Was den Menschen zum Menschen macht, st seine Freiheit.

Wie aber reimt sich, daß Gott Alles in Allem ist, also auch im Menschen, und daß der Mensch doch freies Wollen habe? Frank sagt: das Wesen, die Kraft, die im Menschen wirkt, ist immer Gott, aber der Wille gehört dem Menschen an. Er entsteht durch das Bewußtsein und st dessen Selbstbestimmung. Gott ist die Allkraft, aber im Menschen erst wird er selbstbewußter Wille.

Ist der menschliche Wille nicht ein sich selbst Wollen, d. h. ein den Gott im Menschen Wollen, so ist er auf das Wesenlose, das Nichts gerichtet, und geht in sich selbst zu Grunde. „Die Sünde — sagt Frank — ist daher der vergebliche Versuch, das Nichts zu wollen," — oder wie Goethe sagt: „der Geist, der stets verneint". Wäre kein freier Wille, so wäre keine Sünde, wäre alle Strafe unbillig, alle Lehre vergebens, und nur ein leeres Spiel, daß Christus über die Blindheit der Pharisäer trauert, über Jerusalem weint ꝛc. Alle Sünde ist nicht Sünde wider Gott den Immergleichen, sondern wider uns Menschen selbst, und ist in ihrer Vollendung die Verneinung, die Vernichtung, der Tod — nicht Gottes — sondern unserer selbst. Die Freiheit dagegen ist das bewußte Wollen unseres eigensten Wesens, d. i. des Gottes in uns, und sie ist unbedingt, je nach dem Maß des Gottesbewußtseins in uns, und ist nicht zu verwechseln mit

dem Können oder Wirken in der Außenwelt, das den Gesetzen aller I
unterliegt.

Auch in dieser Auffassung der menschlich-sittlichen Natur seh
den künftigen Hegel bereits eine philosophische Begründung dess
suchen, was Jesus so einfach, wie die vollerkannte Wahrheit imm
die Welt gelehrt hatte, ohne daß diese verstanden hätte, es sich anzu

7. Das Wesen der Religion ist danach ein rein Innerliche
aber die entsprechende äußere Lebensthat — so weit diese im Rei
den ewigen Gesetzen unterworfenen Natur möglich ist — zur Folg
In dieser Auffassung vereinigte Frank nicht nur die Gegensätze seine
sondern er bildete diesen Grundsatz auch schärfer durc
alle seine Zeitgenossen, denn er hielt die Grenzen inne, d
Wahrheit in sich selbst trägt. So dachte er z. B. über Kultus viel
gehend als die Wiedertäufer, aber er riß deshalb keine Tempel
u. s. w. Er ging gerade so weit wie Jesus, und hielt den ganzen T
dienst für nichtig, aber er wußte, daß die Tempel nur fallen,
von der Menschheit die Erkenntniß des rechten Tempe
funden ist. Er sagt z. B.: „Tempel, Bilder, Feste, Opfer und
monien gehören nicht in's neue Testament. Dies ist Nichts,
der heilige Geist, ein gut Gewissen, ungefärbte Liebe, ein reines G
unschuldiges Leben, Gerechtigkeit des Herzens aus ungedichtem G
Darum geht der Frömmigkeit nichts ab, wenn alle
monien zu Boden fallen. Aber die Welt, die Gott, wie er is
kennt, weiß von keinem anderen Gottesdienst als von einem äuße
ceremoniellen mit Singen, Wallen, Beten, Paternostertragen, K
gehen, Fasten, Bildern 2c. Wenn diese fallen oder angetastet 1
spricht sie, es sei kein Gottesdienst mehr, alle Frömmigkeit höre au
doch geht der Gottesdienst erst dann recht an, wenn dieses Gespe
aus dem Wege geräumt ist, denn der rechte Gottesdienst kann n
überflüssigen Gepränge nicht einkommen und leuchten. Summa: **der
liche Gottesdienst verführt die ganze Welt;** denn damit me
Mensch, er habe nun mit Gott Feierabend gemacht und sein Wi
gesponnen, gehet nachmals in seinem alten Rappen sicher dahin, a
er Alles ausgericht, so er doch den rechten neutestament
Gottesdienst noch nie hat angefangen, auch mit jenem so
schaffen hat, daß er nicht weiß, was dieser ist, auch nicht darnach
Es ist gar ein feiner Gottesdienst, wenn man äußerlich kann from
mit Klingen, Singen, Kleidern, Laufen, Tragen, Sprechen, Gebäh
und dennoch daneben ein Jeder sein Schantz, Nutz, Buhlschaft, G
Wucher, Tyrannei und Wollust warten. Solch Gottesdienst un
Prediger hat die Welt allweg geliebt und als Gesandte von G

ndert und angenommen! **Die Ceremonien sind der Gottseeligkeit Pestilenz, eine Ursache aller Sekten und Ketzerei.** Die Ceremonien ben die Griechen von der römischen Kirche geschieden, daß diese in gesteltem (gesäuertem), die in ungehesteltem Brod consecriren und beide rteien um Mosis Grab, oder, wie man sagt, um einen Taubendreck akten. Ceremonien haben auch die Böhmen gesondert. Victor, der bst, schied alle Kirchen im Orient von der Gemeinschaft, darum, daß nicht mit ihm Ostern hielten. — Zwar meinen Etliche, die Ceremonien en dem groben Pöbel nöthig, damit man ihn in Ordnung behalte, eil er für den Geist noch nicht empfänglich sei. Wer aber denkt, ist kein Christ, sondern im Gesetz Mosis befangen. as Volk des Neuen Testaments ist ein freies Volk, dessen ottesdienst allein in der Freiheit des Geistes, gutem Gewissen, reinem erzen, Glauben in Christum, unschuldigem Leben und ungefärbter Liebe steht.*)

So weit Frank über Religion und Kultus, und man wird zugeben issen, seine Ideen thun der Welt heute noch ebenso noth als vor dreiindert Jahren. —

Fassen wir nun diese Grundzüge, die allerdings nur erst dürftige ndeutungen seines unendlich reichen und vielseitigen Wesens sind, zummen, so entsteht die interessante Frage, wie sich Frank zur Idee der reien Religions-Gemeinde unserer Zeit verhält?

Daß Frank von der katholischen Kirche weiter entfernt war als alle maligen hervorragenden Protestanten, daß er aber auch von allen prostantischen Kirchenbildungen ebenso fern war, geht aus Obigem reichlich rvor und ließe sich leicht durch noch tausend andere Aussprüche von ihm härten. Es scheint danach, er hätte etwa einer „Kirche der Zukunft", e damals nur noch nicht möglich gewesen, angehört, und diese Kirche i nun etwa die freie Religions-Gemeinde.

Das würde ein großer Irrthum sein; denn erstens ist die freieRegions-Gemeinde keine neue Kirche, und zweitens hat Frank keine solche ue Kirche erwartet.

Wir sagen, die freie Religions-Gemeinde ist keine neue Kirche, welche wa die Irrthümer der früheren abgelegt hätte: als Kirche würde sie uch bei der freiesten Auffassung immer, wenn wir das Wort nicht gänzich willkürlich umdeuten wollen, außer sich einen Herrn, wonach sie benannt wird, und folgeweise eine äußere Gestalt der Anbetung haben, in elcher wenigstens gewisse Stücke als wesentlich erscheinen. Dies ist auch ei allen Kirchen und kirchlichen Sekten der Fall. Sollte es noch eine

*) S. Frank, Paradoxa 89.

XII. Albrecht Dürer.

20. Mai 1471 — 6. April 1528.

> **Gott lieb haben und treu an seinem Nächsten handeln!** A. Dürer.

In einer Galerie von Propheten der neuen Zeit aus dem Zeitalter der Reformation, wie ich sie vor Ihrem Auge zu eröffnen versuche, darf nach meiner Meinung ein Mann nicht fehlen, dessen Verdienst um menschliche Bildung so groß, und dessen Character und Leben eben so rein und edel ist, wie die schönen Züge seines Bildnisses unmittelbar gewinnend sind und einen ungewöhnlichen, aber von göttlicher Harmonie durchdrungenen deutschen Mann ahnen lassen: Meister Albrecht Dürer aus Nürnberg, Deutschlands erster Maler.

Die Kunst ist der sichere Maßstab, die Cultur der Völker zu messen, und zugleich das wirksamste Mittel ihrer Weiterbildung, denn sie ist die Offenbarung des Göttlichen, oder wenn Sie lieber wollen, des Menschlichen in der Form des Schönen.*) Die Malerei insbesondere sammt den verwandten Künsten des Stechens, Aetzens und des Holzschneidens — denn mit diesen haben wir es bei A. Dürer zu thun, — die Malerei, sage ich, steht überdies mit Religion und Leben in so außerordentlicher Beziehung, daß sie unser Interesse doppelt in Anspruch nehmen muß. Ist es nicht seltsam genug, daß die Religion bisher, die christliche insbesondere, fast eben so großen Haß als Liebe dieser Kunst bewiesen? War nicht, vom Judenthum ererbt, der Haß des alten Christenthums gegen diese Kunst, die es als heidnische Kunst und Teufelswerk ansah, so groß, daß darüber eine an Gewaltthat und Blutvergießen überreiche Bilderstürmerei begann? War nicht anderntheils die Liebe der Kirche zur Kunst so groß, daß sie eine Pflegerin derselben wurde, ja, daß ihre Uebertriebenheit in dieser Hinsicht Mitursache wurde, daß das Morgenland dem Christenthume an den bilderscheuen Muhamedanismus verloren ging?

---

*) Siehe E. Baltzer, Alte und neue Weltanschauung, Band II., Vortrag X.

Dieser Gegensatz erklärt sich nur aus der Inconsequenz des Christen-
ns selbst. Ausgehend von der Ungöttlichkeit alles Sinnlichen, mußte
olgerichtig zu jener Ansicht gelangen, daß die Kunst, deren Darstellungs-
tel ja alle nothwendig sinnlicher Natur sind, verabscheut, ihre Producte
nichtet werden müssen. Die dualistische Weltansicht des Christen-
ms mußte auch noch in anderer Gedankenfolge zu demselben Resultate
ren. Schon nach dem mosaischen Gebot war es ja auch dem Christen
t gestattet, sich von dem (jenseitigen!) Gott ein Bild zu machen —
die Erfahrung lehrte, daß Bilder Gottes zum Aberglauben, zum
rdienst führen.*) Die Religionsgeschichte aller alten Völker bestätigt
Erfahrung. Je mehr nun das Christenthum durch seinen ganzen
s auch in den Bilderdienst und noch tiefer sank, desto mehr mußte
l die besonnene Einsicht, die darin ein Ueberschreiten des rechten
s sah, als auch gewisser sich für freisinnig erachtender Fanatismus
den Bilderdienst als einen krassen Aberglauben sich erklären.
So war es also ganz natürlich, daß mit der Reformation des
ahrhunderts ein neuer großer Bildersturm in der Christenheit
ch. Die Gemäßigteren reduzirten den abergläubischen Cultus auf
emlich prosaische Kahlheit, die seitdem der reformirten und lutheri-
Kirche als nicht beneidenswerthes Gepräge verblieb, die feurigeren,
cheren Köpfe aber griffen, wie Karlstadt in Wittenberg, mit Aexten
brechstangen nach Kirchen und Bildern, welch letztere sie viel den
ten weihten. Es ist bekannt, mit welchem Vandalismus im
nkriege der blinde Fanatismus gegen die schönsten Denkmäler
nst, deren Verehrung er vom Aberglauben nicht unterschied, sich ge-
t hat, wovon die schönen Ruinen unseres nachbarlichen Walkenried
eren Geschichte einen traurigen Beweis liefern. Das Aergste dieser
ah indeß wohl Niederland, wo 1566 die Geusen eine Zerstörungs-
gegen die Gegenstände des Cultus überhaupt hervorriefen und
, die in wenigen Tagen ganz Flandern ergriff. Die Hauptkirche
erpens, ein Tempel mit 70 Altären und herrlichen Kunstwerken,
zu den berühmtesten der Christenheit gehört, wurde in wenigen
den auf die gemeinste Weise seines Schmucks entkleidet, und in
Tagen war man so mit allen Kirchen Antwerpens fertig.**)
In ein Zeitalter, wo die Kunst, und insbesondere die Malerei, auf
einen Seite solchem Sturmlaufen von Seiten des Unglaubens wie
Glaubens ausgesetzt war, andererseits aber durch Geist und Eigen-
nlichkeit des Christenthums eben den Gipfel ihrer Bildung erreicht,
das Leben unseres Albrecht Dürer. Er starb 1528!

*) Siehe 2. Moses 20, 21.
**) Siehe Schiller, Abfall der Niederlande.

Sein Vater, Albrecht Dürer, ein Ungar aus Jula, war ei schickter Goldschmied, der längere Zeit in Deutschland und den Ni landen sich aufhielt, kam 1455 nach Nürnberg, dem Hauptsitz dama Kunst und Kunstfertigkeiten in Deutschland. Er arbeitete bei Hieron Haller, dessen Tochter er 1467 heimführte, und etablirte sich das Am 20. Mai 1471 wurde nun unser Dürer geboren und nach se Vater Albrecht genannt, mit den Brüdern Andreas und Hanns achtzehn Geschwistern die einzigen überlebenden. Des alten Dürer W spruch war: „Gott lieb haben und treu an seinem Nächsten hand Sein Leben war ein Siegel unter diesen Spruch. Daher war e geachteter Mann und ein treuer Erzieher seiner Kinder.

Der kleine Albrecht zog bald des Vaters ganze Liebe an sich, ein Knabe von lieblicher Gestalt, gewecktem Geist und großer S güte war. Was dem Vater aber besondere Freude machte, wa ungemeiner Thätigkeitstrieb. Noch ein kleiner Knabe, fand er a Spielen mit seines Gleichen schon weniger Gefallen als am Gel eigenen nützlichen Thuns. Die Arbeiten seines Vaters veranlaßte zum Zeichnen, und er zeigte in der Leichtigkeit, mit der er den führte und die Umrisse gestaltete, entschiedene Anlage für diese T Er besuchte nun die Schule, und nachdem er da die Elemente ge unterrichtete der Vater selbst seinen Liebling weiter in dem, was Goldschmiedsfach damals gehörte. Der dankbare Sohn rühmt späteren Jahren oft des Vaters belehrende und erziehende Liebe, u erklärt sich, daß der kleine Albrecht einen so unbedingten Gehorsam solche Pietät gegen den Vater in seinem Gemüth hegte, daß er sie auch dahin übertrug, wo nur die freie Selbstbestimmung des Me herrschen sollte. Auch in seiner Kindheit schon war ihm dieser Um nachtheilig. Der Sohn hatte Lust und Talent zur Zeichenkunst Malerei, der Vater wollte — wie es Väter so oft wollen, — Gleichen aus ihm machen, — zumal er in diesem Berufe mit der Sol des bürgerlichen Geschäfts die Kunst und Kunstfertigkeit in natürl Verbande erblickte, während das bloße Künstlerleben und Male ihm eine luftige, unsichere Sache zu sein schien. Der junge Dürer lor darüber, wie er später erzählt, viel schöne Zeit für seinen wirk Beruf. Als er aber einst, erst sechzehn Jahre alt, die sieben Lei stationen Christi in getriebenem Silber gearbeitet hatte und dafür Bewunderung erntete, da brach beim Sohn die begeisterte Lieb Malerei, in der er seinen Beruf ahnete, und beim Vater die Freud Sohne durch, so daß ers ihm endlich „nachgab“ — ein Maler zu w

Die Malerei war damals in ihrem Aufschwunge begriffen. gewerbreichen Niederland und im blühenden Italien hatte sich diese

t weit entwickelt. Dort hatte Johann van Eyk († 1426) das eimniß der Oelmalerei entdeckt, welche in dieser Kunst eine völlige lution hervorrief. Sie blieb indessen längere Zeit Geheimkunst. Der iener Andrea del Castagno lockte das Geheimniß seinem Freunde enico Veneziano ab, und um es allein zu besitzen, ermordete er ihn. dem verbreitete und vervollkommnete sich die Kunst rasch. Italien r dazu vor allem das Land! Die Schönheit der Natur und Menschen, hochgestiegene Bildung, die herrlichen Bauwerke, an und in denen Malerei unter der Gunst eines milden Klimas auf Kalk und Gyps fresco) sich schöpferisch entfalten konnte, der Geschmack am Schönen, sich dadurch dem Volke mittheilte, dessen Beifall wiederum auf Künstler zurückwirkte und ihren Wetteifer spornte; die Blüthe des bens, der in der heiligen Geschichte des Christenthums unerlichen Stoff für die künstlerische Behandlung fand; die Monumente lterthums, deren Anschauung begeisternd auf das neue Rom wirkte, Reichthum der italienischen Städte und der Kunstsinn seiner Bürger Fürsten — kurz, Alles vereinigte sich, um hier die höchste Blüthe hristlichen Kunst heraufzuführen.

Während dies in den Nachbarlanden sich vorbereitete, war Deutsch- noch ziemlich zurückgeblieben. Nur Martin Schongauer († 1486) Michael Wohlgemuth († 1519) hatten sich zu einem Ruhm bereits rgeschwungen, den ihre noch vorhandenen Werke als einen für ihre wohlverdienten erweisen. Der alte Dürer hatte Schongauer selbst r kennen gelernt; zu ihm nach Colmar wollte er denn seinen Liebling en, um etwas recht Tüchtiges aus ihm werden zu lassen. Schon das Bündel geschnürt, der Brief fertig, da kommt die Kunde von n Tode. Das war ein harter Schlag für den armen Albrecht! der Vater hielt Wort und brachte ihn nun zum Meister Wohlth, dem berühmtesten Maler in Nürnberg selbst. Drei Jahre blieb er in dieser Schule, und sie reichten hin, den Jünger bereits über Meister zu erheben. Der Neid seiner Standesgenossen verfolgte die Welt lernte ihn kennen und bewundern. Wohlgemuth, sein r, wurde sein Freund, dem Dürer bis an's Ende mit hoher Liebe en blieb.

Das aber ist der Character origineller Geister, daß sie im Stu- ihre Selbstständigkeit bewahren und durch Lorbeeren sich nur zu tem Streben begeistern lassen: das liegt in ihrer eigenen Natur, können nicht anders. So Dürer. In Nürnberg stand er unüber- n da, aber er ahnte, daß die Welt noch Vieles ihm bieten e, woran er werde lernen können. Deshalb ging er nun zu- st auf Reisen. Vor Allem sah er sich in Deutschland um, im Elsaß,

in der Schweiz, blieb, wo er Ausbeute fand und lebte, da
ihn zu unterstützen nicht mehr im Stande war, von seinen
So lernte er Menschen und Sitten kennen, erweiterte seinen
kreis, erhöhete seine Meisterschaft. Nach vier Jahren, 1494
des Vaters Wunsch, der ihm immer Gebot war, nach Nü
rück; der besorgte Alte, der fürchten mochte, daß das uns
in der Fremde dem Sohne nachtheilig werden könne, und
natürlichen Wunsch hegte, in alten Tagen in der Sonne seine
die Liebe und den Ruhm desselben mitzugenießen, wünschte
eine Heirath für immer an seine Vaterstadt zu fesseln. Der ju
aber kannte nur eine Liebe, die zur Kunst, und — hier muß
— leider — nur einen Gehorsam, nämlich den gegen seinen
Vater.

So wirds erklärlich, daß Dürer der Vater mit Joh
einem berühmten Mechanicus in Nürnberg, übereinkam, seinen
dessen Tochter Agnes zu verheirathen. Weder die Neigung d
noch die Verwandtschaft der Seelen fand dabei Berücksichtig
Sacrament schloß die Ehe — und der elterliche Wille; Braut u
gam waren beinahe nur die leidenden Theile. Eine solche E
für Dürer's Geist nur ein Unglück sein, das durch den Ros
eines kurzen, sogenannten Glückes sich nicht verdecken ließ. Se
ward sein Tyrann, ein stolzes, rauhes, herrschsüchtiges un
Weib; er von Allem, aus Natur und Grundsatz zugleich — d
theil. Nach ein paar Jahren vergeblichen Duldens und
scheint Dürer den Frieden im Hause aufgegeben zu haben.
bisher Frieden, Harmonie, Schönheit gesucht, so hatte er sich in s
Seele und — in seine Werkstatt zurückgezogen; was Wunde
getrieben vom alten Durst nach Kunst und Vervollkommnung,
schluß faßte — allein in die Fremde zu ziehen? Aber ohne a
mittel wie er war — die Familie unterhalten — reisen und
selbst sorgen? — Da war es wenigstens nicht gleichgültig,
sich wandte. Sein Freund, der berühmte Pirkheimer, der sein
zeit in Italien zugebracht hatte, bestärkte ihn in seinem Vorhab
stützte ihn mit Geld und rieth ihm nach Venedig zu gehen.

Die zwei Jahre (1505—7) in dem herrlichen Venedig
Dürer äußerst wohlthuend. Sein Gemüth, vom Gram getr
freier, heiterer. Unberührt von der rauhen Hand häuslicher 2
konnte er seinen Ideen leben, und aus der Welt wie aus d
Seele neue Begeisterung schöpfen. Die italienische Maler
hier nun vor sein Auge mit ihrer Richtung auf das Ideale,
Dürer ihr gegenüber die Richtung auf das Reale festhielt, un

ein schon der Begründer der deutschen Malerschule wurde, so läßt das um so mehr erwarten, wie nützlich ihm seine italienische Reise gen. Die Maler Venedigs erkannten auch das deutsche Genie recht daher einige, Giovanni Bellini an der Spitze, ihn hochschätzten seine Freundschaft suchten und fanden, andere aber den überwältiden Nebenbuhler so sehr haßten, daß Dürer von seinen Freunden gent wurde, nicht mit jenen zu essen, damit er nicht vergiftet werde! Die Venetianer pflegten zu sagen, als Kupferstecher sei Dürer ster, aber mit Farben verstände er nicht umzugehen. Wir sehen aus, was ich bis jetzt unerwähnt gelassen, wie groß Dürer in der st des Kupferstechens gewesen sein muß, was auch die noch vorhandenen eiten, die von Kennern theuer bezahlt werden, vollauf bestätigen. denkt man nun, daß auch diese Kunst eben erst erstanden war, daß rtin Schongauer zu den ersten wirklichen Künstlern in diesem Fach rt, so läßt sich denken, wie viel Dürer geleistet haben muß, um bei eifersüchtigen und übrigens so hochgebildeten italienischen Künstlern Ruhm des ersten Kupferstechers so ungetheilt zu erlangen. Und war dies noch nicht sein höchstes Verdienst. Bisher mußte der ferstecher das Bild mühsam mit dem Stichel unmittelbar in die ferplatte zeichnen. Albrecht Dürer erfand, in seine Heimath zurückget, das Aetzen, wodurch diese Kunst erst ihre Freiheit erhält. Denn Aetzen besteht darin, daß man die Metallplatte mit einem leichten erzug von Wachs oder dergleichen (der Aetzgrund) überzieht, in diesen n, welchen Grund das Bild zeichnet, und durch Aufguß von Scheideser oder sonstiger „ätzender" Substanz, welche das Metall angreift, gezeichneten Linien in die Platte vertieft, und sie so zum Abdruck g macht. Der Stichel im Metall wird immer schwerfällig, die el im Aetzgrund leichtbeweglich sein, und dieselbe geschickte Hand auf letztere Weise hundertmal mehr leisten, als auf jene. Das Verfahren freilich leicht und einfach — wie das Ei des Kolumbus! Aber der es nd, hat den Ruhm, diese Kunst zur Vollendung geführt zu haben.

In engem Zusammenhange hiermit steht die Holzschneidekunst. älteste bekannte Holzschnitt soll von 1423 sein, und bis Ende des Jahrhunderts soll kein Holzschnitt den Namen eines Kunstwerkes dienen. Aber es wurde sehr Vieles in Holz geschnitten: Spielkarten, ustrationen zu Büchern, die Anfangsbuchstaben der Kapitel, endlich Schrift selbst — was durch Gutenberg zur Erfindung der Buchckerkunst Veranlassung gab. Nürnberg, Augsburg und Ulm waren Hauptsitze dieser — Gewerbe muß ich sagen — denn noch waren Umrisse der Holzschnitte roh und kunstlos, wie denn auch selten ein licher Künstler sich damit befaßt zu haben scheint. Erst Albrecht Dürer's

Genius schuf diese Kunst, d. h. er hob sie aus ihren ersten rohen fängen gleich auf jene Stufe der Vollendung, daß seine Werke M für alle Zeit sind. Dürer sah nebenbei in dieser Kunst das tre Mittel, Ideen weit zu verbreiten, und sein reicher Geist gefiel sich seine Gedanken bildlich mit Hülfe guter Formenschneider vervielfält zu lassen.

So war denn Albrecht Dürer's Name in mehr als einer Hin groß und eine Zierde Deutschlands. Er war in seiner Art für Vaterland, was Raphael für Italien. Beide großen Geister m sich ja auch zu einander hingezogen fühlen. Persönlich haben sie nicht gekannt. Aber voll Verlangen, sich näher kennen zu lernen, se Dürer sein von ihm selbst gemaltes Portrait an Raphael, der seiner den deutschen Gruß durch Uebersendung einiger seiner Zeichnungen wiederte, denn er erkannte in ihm und seinen Werken den verwan Genius.

Dürers Leben floß so in ununterbrochener Thätigkeit hin. Er ist e der fruchtbarsten Künstler! Da trieb's ihn 1520 noch einmal aus sei Nürnberg fort. Die Niederlande mochte er noch sehen, Johann van Le und seine dortigen Zeitgenossen kennen lernen. Diesmal begleitete seine Frau und seine Tochter. Jetzt ist die Reise aber eine Art Triu zug, denn Künstler und Gelehrte, Fürsten und Staatsmänner bewi ihm ihre Verehrung, bereiteten ihm Feste und förderten seine Verbi Nach einem Jahre kehrte er heim und blieb nun bis an sein End seiner Vaterstadt, die ihn und sich schon längst durch seine Erhe zum Rathsherrn geehrt hatte.

Bei weitem den meisten Stoff zu seinen Werken entnahm Dü der Richtung seiner Zeit und dem eigenen Glauben folgend, der heili Geschichte, oder besser gesagt: wie sein Glaube sie spiegelte, so nahm aus dem eigenen Innern die Gedanken, die er in Form und F dann wiedergab. Die Dreifaltigkeit, jetzt im Belvedere zu Wien, unter den noch vorhandenen Werken Dürer's den Preis verdienen. A auch die übrige Welt bot ihm willkommenen Stoff: der Selbstmord Lucretia, altdeutsche Ritter, Karl der Große, die verschiedenen Stände Lebens, der Kampf des Herkules mit den Harpyien und dergleichen, ne sehr vielen Portraits, gehören zu seinen besten Darstellungen. Nie aber läßt er sich von seiner reichen Phantasie hinreißen, son er beherrscht sie, wie im Gedanken so in der Darstellung, in Ze nung, Colorit und Allem. Ein eifriges Studium der Natur unters ihn in dieser Richtung: sein scharfer, bestimmt denkender Geist faßt A systematisch auf, über Alles haucht er aber auch aus unendlich tie deutschem Gemüth den Zauber seiner Liebe hin. So steht er frei

ı idealisirenden Italienern fern, aber der Wahrheit desto näher, und łt, — doch nie auf Kosten der Schönheit und ihrer Gesetze, — seine genthümlichkeiten walten. Man kann, glaube ich, mit vollem Rechte ethe's Wort auf ihn anwenden: in der Beschränkung zeigt sich der eister! — Seine Zeichnung wird gerühmt als ein Erzeugniß so tiefen tudiums der Natur, daß sie deshalb von unvergleichlichem Werthe sei. in enormer Fleiß gab ihm bei der vielseitigen Technik, die er mit ift, Pinsel, Stichel, Nadel und Schnitzer in den verschiedenen Stadien Branchen seiner Kunst zu üben hatte, eine solche Sicherheit und chtigkeit der Behandlung, daß sie noch heute bewundert wird. Je lter er wurde, destomehr vervollkommnete er ch, und gerade seine letzten Werke (Oelgemälde) sollen durch einen eren Styl im Colorit die früheren noch übertreffen.

Bei alle dem fand er noch Zeit, als Schriftsteller thätig zu sein. cht nur, daß er ein Tagebuch führte und, wenn sie getrennt waren, e Briefe an Pirkheimer schrieb, — beides besitzen wir noch — sondern verfaßte auch mehrere Werke, die bei seinen Lebzeiten noch gedruckt rden. Die wichtigsten sind seine „Unterweisung der Messung mit Zirkel und Richtscheit, in Linien, Ebenen und ganzen Körpern, durch recht Dürer zusammengezogen und zu Nutz aller Kunstliebhabenden zugehörigen (150) Figuren in Druck gebracht. Im Jahr 1525.“ s Buch wurde bald übersetzt und vielfach vermehrt und aufgelegt. ner: „Vier Bücher von der menschlichen Proportion,“ ein Werk, ches alsbald in das Lateinische, Französische, Italienische, Holländische, glische und Portugiesische übersetzt worden ist. — So wirkte er auch Schriftsteller für eine wissenschaftliche Begründung seiner Kunst, die tiefen mathematischen, anatomischen und ästhetischen Studien beruhte. ß er selbst in mathematischen Dingen bedeutende Kenntnisse besaß, eist, daß er eine Schrift geschrieben: „Etlicher Unterricht in Befesti- g von Städten, Schlössern und Flecken,“ welche, mit vielen Abbildungen einer Zueignung an Kaiser Ferdinand versehen, nicht blos damals ſehen machte, sondern noch in neuerer Zeit von militairischen Schrift- lern volle Würdigung gefunden hat.

So groß nun Dürer als vielseitiger Künstler ist, so edel ist er als nsch. Seine Künstlergröße war ein Erzeugniß nicht nur des ange- nen Genius, sondern seines enormen Fleißes und seines seelenreinen, n Gemüthes. Die Liebe zu seinem Vater, zu seiner Mutter, welch re er zart und treulich in ihrem Wittwenstande pflegte; zu seinem r, den er gleich sehr verehrte wie übertraf, sprechen gewiß für sein s Herz. Was ihn besonders ziert, ist seine Bescheidenheit und An- chslosigkeit. Jener falsche Künstlerstolz, den man in der Welt so viel,

freilich am meisten bei den Stümpern findet, war ihm fremd: de
des Geizes und der Habsucht haftete nicht an seiner Seele, so se
eigene Gattin ihnen ergeben war. Das Wohlwollen von K
und Fürsten, die Gnade des Kaisers Maximilian, der ihn zum Ho
erhob, sein Ruhm, der durch Europa ging, nichts veränderte seine
fachen Sinn, seine Treue gegen die alten Freunde. Er war
und bedurfte wenig, darum wußte er das Geheimniß
Wortes: Geben ist seliger als Nehmen. Was ich aber bes
an ihm bewundere, ist dies, daß die endlose Quälerei des häu
Unfriedens seine Seele nicht verdarb. Weiche, edle Seelen ver
viel eher selbst ein großes tragisches Unglück hinzunehmen als di
Wiederkehr kleinlicher Gemeinheit gerade da, wo das edelste Glü
Seelen walten sollte. Wohl höhlt der Tropfen endlich den Stein,
Dürer's Seele widerstand. Der Härte setzte er Geduld, der L
seiner Ehe die Fülle seiner Kunst und seines Gemüths entgegen
so war der Mann des Kummers doch stark genug, grundsätzlich au
heiteren Seite des Lebens sich zu erschließen und den bösen Dämonen
Einfluß auf seine Kunst zu gestatten. Und will man seine Eheschli
oder nachmals seine Geduld als Schwäche tadeln, so muß ma
zugeben, daß bei diesem seltenen Manne seine Fehler aus seinen Tug
entsprangen.

Aber freilich rächt sich Alles in der Welt, was wider die
gesündigt wird; der fromme Irrthum und die satanische Boshei
finden beide den Felsen, an dem sie scheitern. Und wenn auch D
Seelengröße im Stande war, jenen Strom häuslicher Feindseligke
seinem Geiste vorübergehen zu lassen, so war es doch sein Leib nicht.
und Aerger drückten im Vorübergehen, aber immer wiederkehrend,
ihren giftigen Stachel ein. Das habsüchtige Weib wußte den Ma
zwingen, daß er oft die Nächte hindurch saß und arbeitete, um Geld zu
dienen, von dem er selbst das allerwenigste genoß. Keine Erholung
ihm gegönnt, jede Freude suchte man ihm zu stören; ohne seinen Fr
den edlen Pirkheimer, würde Dürer, dessen ganzes Wesen eigentlich
zarte Eindrücke vertrug, schon früher erlegen sein. Er starb endli
der Auszehrung, am 6. April 1528. Pirkheimer, der in seinen
vorhandenen Briefen eine tiefe Trauer über Dürer's Tod aussprich
dauert, in ihm persönlich „einen der besten Freunde auf Erden verlor
haben“, legt des Todes Ursach allein seiner Frau bei, die er so oft
vergeblich gebeten und gewarnt habe, der er vorhergesagt, was d
folgen müsse; sie habe mit roher Habgier ihren Mann zu G
gerichtet, denn, sagt er, — „da ist kein Genügen, und in Summe i
allein seines Todes Ursach.“

So ward die Ehe, die ein Bund des Lebens und der Liebe sein soll, 1 eine Quelle des Elends und des Todes: im letzten Grunde war aber die Religion, die ihm Leben und Tod gab. Sein innerer Glaube, nes Geistes selbsteigenes Leben war seine Religion; sie hielt ihn aufht bis in den Tod, sie trug ihn zu den Höhen der Begeisterung und r Kunst, sie klärte sein Herz zur reinsten Menschenliebe. Aber Region schien ihm auch jener passive Gehorsam zu sein, der ihn zur Ehe der Willen, d. h. zur Unnatur, folglich zum Unglück führte; und digion nennt man es ja auch, daß die Ehe ein Sacrament und unflöslich sei! Dieser Wahn ward Dürer's Tod.

Dürer war eine durch und durch deutsche und fromme Natur; mm im Sinne des christlichen Glaubens, aber in jener gesunden Weise, 1 von dem herrschenden Christenthume jener Zeit bereits weit entfernt r. Daher war denn Dürer auch ein Freund der Reformation, wie n Freund Pirkheimer ein großer Förderer derselben. Er bewunderte Luther nicht bloß den Mann von Muth und Kühnheit, sondern er ndte sich ihm zu, wegen der Wahrheit seiner Richtung, durch welche rer hoffte die Religion von ihrer herrschenden Verderbniß befreit rden zu sehen. Als Luther gefangen entführt war, und die Welt nicht ßte, ob er lebe oder todt sei, war Dürer gerade in Antwerpen und rieb u. A. „und führten verrätherisch den verkauften, frommen, vom ligen Geist erleuchteten Mann, hinweg, den Nachfolger des wahren istlichen Glaubens, und lebt er noch, oder haben sie ihn gemordet, — weiß es nicht — so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit llen, und weil er gestraft hat das unchristliche Pabstthum", das da t menschlichen Gesetzen strebe wider die Freiheit Christi, und „daß r unseres Blutes und Schweißes also beraubt und ausgezogen werden, d dasselbe so schändlich von müßiggehendem Volk (d. Pfaffen) lästerlich zehrt wird, und die durstigen, kranken Menschen darum Hungers ben, und besonders ist mir das Schwerste dies, daß uns Gott vielleicht h unter ihrer falschen blinden Lehr will lassen bleiben, die doch die nschen, die sie „Väter" nennen, erdichtet und aufgesetzt haben, u. s. w." lche Worte, durch sein Leben bewahrheitet, zeigen klar, welchen Geist r hier vor uns haben.

So stand also Albrecht Dürer in der reformatorischen Bewegung Geister seines Jahrhunderts mitteninne, er selbst der Schöpfer einer fachen Kunst für sein Vaterland und die Welt, ein edler Dulder, reiner Character, eine Freude der Menschen, ein Ruhm unseres terlandes.

Sein Leichnam wurde auf dem Johanniskirchhof zu Nürnberg betet. Man setzte ihm eine lateinische Inschrift des Inhalts: „dem

Andenken Albrecht Dürers. Was an ihm sterblich war, birgt di
Hügel. Er starb den 8. April 1528.“ Der Maler Joachim Sandr
zuletzt Director der Academie in Nürnberg, ersetzte 1681 diese Insch
die so bescheiden wie Dürer selbst, und darum so passend war, mit ei
anderen, welche das Urtheil der sachverständigen Kenner der Nach
enthielt, des Inhalts: „Albert Dürer, seines Vaterlandes Schmuck,
Licht für die Künste, eine Sonne den Künstlern; eine Zierde sei
Vaterstadt Nürnberg, ein Muster im Malen, Stechen und Holzschneid
ohne Vorbild, weil er Alles aus sich schöpfte, aber vom Auslande we
befunden als Muster zur Nachahmung; groß unter Großen, nach ande
halbhundert Jahren der Stein der Weisen, ohne Gleichen, ruhet
auch hier allein. Wanderer! Streu ihm Blumen.“

So werden die Wohlthäter unseres Geschlechts gewöhnlich erst
der Nachwelt wahrhaft erkannt und geschätzt. Im Jahr 1828,
hundert Jahre nach seinem Tode, sah man in Nürnberg viele hund
Künstler vereint zur Feier von Albrecht Dürer's Angedenken. Sie leg
den Grundstein zu einem Denkmal, das 1840 vollendet wurde. Dauernd
als Stein und Erz ist das Denkmal, das er sich selbst gestiftet, ohne
zu begehren. Ehre diesem treuen, edlen Sohne unseres Vaterland
Ehre seinem Namen!

XIII. Hohenheim.

1493—24. Septbr. 1541.

Nicht wähnen, sondern wisse
Hohenheim.

Wie im Reiche der Natur Alles mit Allem verbunden ist
wirkt, sobald die rechte Vermittelung der Elemente da ist; wie „
Schlag tausend Verbindungen schlägt“, und Wirkungen oft da hervortre
wo der Unkundige sie am wenigsten erwartet, so ist es auch im geisti
Leben der Menschen. Nichts wird umsonst erkannt, erfunden, entde
aus dem Unscheinbarsten ging oft schon das Bedeutungsvollste her
und je heller die Sonne der Erkenntniß aufgeht, desto mehr flieht Na
und Nebel des Aberglaubens vor ihrem Glanze.

Diese Erfahrung und Ueberzeugung tritt uns recht klar in
Bewußtsein, wenn wir Leben und That eines Mannes betrachten,

: noch im Zwielicht zwischen Nacht und Morgen steht, aber wie r jener nordischen Götter — wolkenführend, sturmgebietend, die ɛrlich rauhe Barbarei dem klärenden, wärmenden, leuchtenden, be= tenden Frühlingslichte der Bildung zuführen hilft, und dadurch Propheten der neuen Zeit wird: Hohenheim.

Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohen= war 1493 zu Einsiedeln in der Schweiz geboren. Noch jetzt ist m bekanntesten unter dem Namen Paracelsus, — der griechisch= nischen Uebersetzung seines eigentlichen Familiennamens von Hohenheim. tammte aus der altschwäbischen Familie der Bombaste von Hohen= , und sein Vater war Arzt und Astrolog in Einsiedeln, später zu ch, wo er 1534 als ein geachteter Mann starb. Ein Kind der n, aufwachsend an der Hand eines liebenden Vaters, der als Arzt r als Andere in die Natur blickte, mußte der junge Hohenheim ja l seine Neigungen in dieser Richtung auf die Natur entwickeln. Die ze Liebe und Verehrung, mit der er von seinem Vater noch lange deſſen Tode spricht, sind ein Zeichen, wie groß der Einfluß der rlichen Erziehung gewesen.

Nachdem er mehrere Schulen und Hochschulen besucht hatte, wo er e medizinische Wissenschaft trieb, ging er auf Reisen. Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Niederland, Dänemark, Schweden, Rußland, das Morgenland, Ungarn durchzog er zehn Jahre lang, 515—25. „Denn," sagt er, „die Natur wird durch Reisen erforscht, ie Länder sind die Blätter ihres Buchs." Als Genie von den Großen esucht, wußte er sich doch unabhängig zu erhalten nach dem Motto, das r unter sein Bildniß gesetzt: Alterius ne sit, qui suus esse potest, . h.: „Eines Andern Knecht soll Niemand sein, der für sich selbst nn bleiben allein." Er reiste mit Fürsten, er forschte bei Gelehrten, r studirte die Metalle in den scandinavischen Bergwerken, er practicirte i der Belagerung der schwedischen Hauptstadt; er sagt: „ich bin der nst nachgegangen mit Gefahr meines Lebens und habe mich nicht ge= ämt von Landfahrern, Nachrichtern und Scheerern zu lernen; meine re ward probirt, schärfer denn das Silber, in Armuth, Aengsten, iegen und Nöthen."

Weil ein Genie auf Reisen ging, kam ein alle seines Gleichen weit ragender Mann wieder heim. Hatte er schon vor seiner Reise die aligen Anstalten und Leute der sogenannten Wissenschaft verachtet verhöhnt, so brach er nun allen Ernstes mit der Vergangenheit. erſterer Beziehung geißelt Hohenheim die Aerzte seiner Zeit, wie er die Pfaffen, und zwar wegen ihrer Unwissenheit, Roheit, Geld= r, Dünkelhaftigkeit, mag selber nicht unter diese „heillosen Lotter=

buben" zählen; und diese Verderbniß sei bis in die Universitäten herrschend, denn „dort sitzen die Potentes, in denen keine W keine Weisheit, keine Frömmigkeit, sondern nur Falschheit, Hoffar Schalkheit ist." In der zweiten Beziehung gab er selbst seiner S zur alten Medizin einen symbolischen Ausdruck. Als er nämlic seiner Rückkehr sogleich einen Ruf an die Universität Basel trat er 1526 sein Amt als Professor der Naturgeschichte und A dort damit an, daß, wie Luther eine päbstliche Bannbulle, so medizinischen Werke des Griechen Galēn und des Arabers Avicen als Evangelium galten, öffentlich verbrannte, und dabei im Styl Zeit versichert, seine Schuhriemen wüßten mehr als sie, und sei habe mehr Erfahrenheit als die hohen Schulen. „Mir nach", aus, „ich nicht Euch, Avicenna, Rhases, Galēn, Mesur. Mir nac ich nicht Euch, Ihr von Paris, von Montpellier, von Schwabe Meißen, von Köln, von Wien und was an der Donau und dem strom liegt, Ihr Inseln im Meer, Du Italien, Du Dalmatie Athen, Du Grieche, Du Araber, Du Israelit, mir nach und ic Euch. Mein ist die Monarchie." Und „ob mir die hohen S folgen wollen oder nicht, was kümmerts mich? Sie werden noch genug werden, und mehr will ich richten nach meinem Tode ge als bei meinem Leben, wo sie mich verachten, daß ich allein bi ich neu bin, daß ich deutsch bin!"

Nur ein Heros an Geist konnte diese Stufe erklimmen, diesen satz bilden, diesen Kampf beginnen, diesen weissagenden Blick in kunft thun. Was gab ihm diese Kraft?

Das war sein eigener Genius, der ihn bei seinem Forsch Natur zuführte und ihn, von dieser gekräftigt, erleuchtet und beflügelt, die Unnatur, namentlich auf dem Felde seiner Wissenschaft, ank ließ. Dieses Feld war in der Naturwissenschaft vorzüglich Chem Medizin.

Die Chemie oder die Kunst, Stoffe durch Scheidung zu er und darzustellen, existirte im heutigen Sinne des Wortes noch nich gab nur Alchemie. Dies ist freilich dasselbe Wort, nur mit vorge arabischen Artikel al. Aber die Geschichte prägt Worte wie Münz bestimmten Sinne aus. Alchemie war damals vorzugsweise di meintliche Kunst, unedle Metalle in edle zu verwandeln, insbesond die Goldmacherkunst. — Man meinte nämlich, es gebe ein gewisses Präparat, — der sogenannte Stein der Weisen, — welcher, auf flie Metall geschüttet, dieses in Gold verwandle, als Arznei genomme Leben verjünge — die Panacée des Lebens, das Lebenselixir — Krankheiten heile. Tausend mystische Künste hingen mit dem S

ch diesem Geheimnisse zusammen, und waren eine alte Erbschaft schon von egypten und Griechenland. Die Araber, während einiger Jahrhunderte st die einzigen Träger wissenschaftlicher Cultur, bildeten auch die lchemie aus, gaben ihr eine ganz bestimmte Kunstsprache und wandten e besonders auf die Heilkunst an. Es ist nun richtig, daß aracelsus Alchemist war, ja, daß er der Alchemie eine ngeheure Geltung verschaffte. Und wer wollte ihn verdammen, eil er auch Kind seiner Zeit war und alchemistischen Irrthümern ldigte? Ist Luther darum ein Lump, weil er in Dogmen befangen ar, die heute für jeden Gebildeten längst abgestorben sind? Ist ohenheim ein Charlatan, weil er seiner Zeit um ein ahrhundert und nicht gleich um drei vorausgeeilt? Und och ist sein Name noch heute für Viele nichts als ein Inbegriff ystischer Charlatanerie.

Das Verdienst und die Größe Hohenheim's liegen darin, daß er den egriff eines Arztes erhaben auffaßte, wie sich gebührt, und Großes für ssen Verwirklichung leistete.

Vier Säulen sind es nach seiner Meinung, auf denen der Tempel er Medizin ruht: Philosophie, Astronomie, Alchemie, Tugend.

Unter Philosophie versteht er jene Liebe zur Weisheit, die an er Hand der Natur die ewige Wahrheit sucht und findet. Aller lutorität entsagen, allem Vorurtheile zum Trotz selbst enken und forschen, um in der Natur, im All sich selbst, n sich das All zu erkennen, und so zum göttlichen Bewußtsein ommen — das ist ihm Philosophie. Ein Arzt muß vor Allem in Philosoph sein. „Die erste Säule der Medizin ist Philosophie, nn nur aus der Natur der großen Welt und dem Zusammenhange erselben mit dem Mikrokosmus wird der Mensch erkannt; und was ist ie Philosophie anders als die unsichtbare Natur? Was ist die Natur nders als Philosophie? — — Daher der Arzt, der nicht durch Philosophie in die Arznei(kunst) eingeht, geht nicht in die rechte Thür sondern ben zum Dach hinein, und werden aus ihnen Mörder und Diebe."

Die zweite Säule ist ihm die Astronomie. Eben weil er die elt als ein einheitliches lebensvolles Ganze auffaßte, mußte ihm die stronomie, die Wissenschaft von den großen Verhältnissen der Welt, von ntschiedener Bedeutung sein. Denn nur im Ganzen (der Welt) erkennt an den Theil (z. B. den Menschen) und aus den Theilen das Ganze. as Interesse Hohenheim's für diesen Theil des Wissens mußte um so ößer sein, als damals die Astrologie, jene abergläubische Kunst, aus den ternen die irdischen Dinge zu deuten, vollkommen herrschend und Glaube r Astrologen sowohl als des gemeinen Volkes war. Hohenheim unter-

schied nun auf diesem Gebiete mit richtiger Ahnung einen Einfluß des Naturganzen auf alles Einzelne von dem gemeinen astrologischen Aberglauben, bekämpfte diesen, eiferte für jenen, wenn ihm auch zu vollkommener richtiger Scheidung von Astrologie und Astronomie in seiner Zeit die Mittel natürlich noch fehlten.

Die dritte Säule der Medizin war ihm die Alchemie. Aber er verhöhnt die Thoren, welche diese Wissenschaft darein setzen, künstlich edle Metalle zu machen, warnt vor Trug und Täuschung in ihrem mystischen Kram, diesem „Dreschen leeren Strohes", — wenn es nicht noch schlimmer sei. Die wahre Alchemie bestehe darin, Arzneien darzustellen. Wenn nun Kopp*) sagt, daß in dieser Hinsicht seine Verdienste gar nicht genug zu würdigen seien, namentlich verdanke man ihm die Einführung mineralischer Präparate; wenn Hohenheim ferner gegenüber der mechanisch rohen Auffassung des Menschen, wonach Krankheiten wie selbstständige Schmarotzerwesen oder gar als böse Geister den Menschen besitzen, die Krankheiten aus einer falschen Mischung der Stoffe erklärte und durch Herstellung des richtigen Gleichgewichts dieselben zu heilen suchte: ist es nicht klar, daß er auf diesem Gebiete eine völlige Revolution hervorrufen mußte, daß er aus der Sphäre alchemistischer Mirakel und medizinischer Charlatanerie heraus auf den Boden der natürlichen Chemie und Medizin getreten? Stellt man freiwillig neben Hohenheim einen Berzelius oder Liebig unserer Tage, vergleicht man die Standpunkte und Resultate der Chemie von damals und von heute, so mögen sie sich wohl verhalten wie das vermoderte Laub im Humus zu der darauf üppig wuchernden Pflanzenwelt, oder wie die Kenntniß der Alten von der Anziehungskraft des Bernsteins zur heutigen Kenntniß und Anwendung der Electricität. Aber wer hat den verdienteren Ruhm: dem die erste Aussaat gelungen, oder der davon die späte Ernte hält? Der die Bahn bricht in ein neues Reich, oder der in demselben sich dann friedlich und schön anbaut? Mich dünkt, die Ersteren werden über den Letzteren unverdienter Maßen um so leichter vergessen, als ihr Bild und Verdienst unter den feindlichen Einflüssen ihrer Zeit sehr verdunkelt zu werden pflegt, wofür gerade Hohenheim der schlagendste Beweis ist.

Wenn Hohenheim endlich als vierte Säule der Medizin die „Tugend" hinstellt, so hatte er damit, den damaligen Aerzten gegenüber, eben so recht, wie Luther den Pfaffen gegenüber, deren Virtuosität vorzüglich in Unwissenheit und Schwelgerei bestand — und eben deshalb in geschichte

---

*) Kopp, H., Prof. in Gießen, Geschichte der Chemie.

sbeutung des Publikums. Hohenheim's Schriften sind voll heftiger sfälle gegen diese Verderbniß der sogenannten Aerzte. Ein Spiegel, welchem ebenso Hohenheim's Character als seine Zeit wiederscheint, der Eid, den er einst sich selbst geleistet, und den ich deshalb hier ederholen will. „Das gelob ich," sagt er, „meine Arzenei zu vollstigen und nit von der zu weichen, so lang mir Gott das Amt vernt, und zu widerreden aller falschen Arznei und Lehren, keine Hoffnung hohe Schulen zu setzen, item dem Barette (Doctorhut) nit nachzustellen, demselbigen nicht Glauben zu schenken; dann, die Kranken zu lieben, jeglichen mehr, als wenn es meinen Leib beträfe, den Augen nit verlassen (d. h. dem Augenschein nicht zu vertrauen), sondern zu urlen nach den Anzeigen; auch keine Arznei geben ohne Verstand, noch ohne Gewunnen (Verdienst) annehmen; keinem Apotheker zu vertrauen, Kind dem Gewalt (Kloster) befehlen; nicht wähnen, sondern ssen, desgleichen keinen Fürsten arztneien, ich hab denn den Gewinn Seckel,*) keinen Edelmann auf seinem Schloß, keinen Mönch, keine ne in ihrem Gewalt (Kloster); in Franken und Böheim nichts neien, und wo ein Arzt krank liegt, am theuersten zu behandeln für, so mich einmal Einer ließ nimmer (im Spital) annehmen; in der, wo Untreu bemerkt wird, es sei Frau wider Mann, oder er wider mit der Arztnei sie nicht zu übernehmen, Geistlichen in ihrer Krankheit s zu verhängen (verordnen), wo Klage ist, Alles (mir zu Bezahlende) en lassen. Wo die Natur versagt, nit weiter zu versuchen; wer mir Lidlon (Lohn) vorhält, mein nicht würdig zu sein, erkennen; keinen iner) Apostaten, aber alle Secten sonst anzunehmen; bei den Aerzten s zu übersehen; Frauen Hülfe selber zu erzeigen; den Martialischen, urninischen, Melancholischen Rath zu ertheilen u. s. w. Das Alles dem, so mich geschaffen hat, zu halten, gelob ich."

Hohenheim war ein Original. Darum galt er Vielen um so mehr absurd. Er ist ein Edelstein, den die Unwissenden mißachteten, und um so heller glänzt, je mehr die Kritik unserer Zeit ihn geschliffen Auf den vier Säulen baute der wackere Mann seinen neuen Tempel Medizin auf, und unvergänglich steht auf der Schwelle sein Name rieben, über den, wissend oder nicht, hinwegschreiten Alle, die in den pel der wahren Heilkunde eintreten, sei es zu lernen, sei es weiter bauen. Sein Name trennt alte und neue Medizin, alte und neue

*) Fürsten und Reiche ließen sich nämlich zwar von ihm wegen seiner Betheit behandeln, bezahlten ihn aber oft nicht, denn einem „Ketzer" brauche, rte ja die Kirche, niemand zu halten, was er versprochen.

Wissenschaft der Natur. Mit Recht hat man ihn deshalb den „Luth
der Mediziner“ genannt.

Aber nicht die Säulen nur, auch des Tempels Kuppel hat die
alte Meister in seinem Geist entworfen, die Idee der Welteinhei
und daher die Einheit der Wissenschaft.

Hohenheim faßte die Welt auf als ein unendliches einheitlic
Ganze; sofern es eine lebendige Kraft, ein Allseiendes (Allwesen) u
Allwirkendes ist, nennt er es Gott, sofern es sich in der Gesammth
alles dessen, was ist, offenbaret, nennt er es Natur. Die Natur i
die Offenbarung Gottes. Alles Einzelne ist seinem Wesen n
göttlich. Alles ist organisch belebt. Alles Werden ist ein Nothwendig
auch das Sterben ist nur ein Werden, eine Verwandlung der Form d
Daseins. Die Weisheit besteht darin, dies göttliche Werden und Wesen al
Dinge zu erforschen, zu erkennen, nach ihm sich selbstbewußt zu verhalte

Auf diesem Standpunkte mußte Hohenheim freilich ein gefährlic
Gegner auch der Kirche werden. Er ward es. Er eiferte gegen d
Kirche, ihre leeren Ceremonien, Heiligen- und Reliquiendienste, mit den
die Geistlichen das Volk betrogen, denn „Gott allein das He
haben will, nit die Ceremonien.“ Er eiferte ferner gegen d
Priesterthum überhaupt; Priester sind mehr als überflüssig, denn „e
jeglicher Mensch ist ihm selbst der Nächste bei Gott“, d. h. sein eige
Priester. Er war daher auch kein Kirchgänger; er verachtete, was er i
der Kirche geschehen sah, denn „so Du öffentlich betest, was wird daraus
Nichts als ein Anfang und Ursach der Abgötterei, darum hat es Christ
(Matth. 6, 6) verboten“. Mit solchen und ähnlichen Grundsätzen hat
Hohenheim natürlich aufgehört ein Katholik zu sein, aber er blieb e
äußerlich, denn der Protestantismus war für seinen freien Geist ein n
zu enges, aus alten und neuen Vorurtheilen gemauertes Bollwerk, in d
er sich nicht schicken konnte, so sehr er auch das bewegen
Princip desselben anerkannte, lobte und förderte. Natürli
Luther's Weltanschauung und christliche Grundlehren gehörten der al
Welt noch an, waren „katholisch“, wie er selbst mit Eifer nachwie
Hohenheim's Geist war dieser Fesseln ledig, er that einen freien Blick i
die Natur der Dinge und ward dadurch ein principieller Prophet d
neuen Welt. In speziell religiöser Hinsicht geht durch seine Schrift
eine tiefe Frömmigkeit, aber sie gehörte einer Gemeinde an, die erst
der Zukunft geboren werden sollte, „denn“, sagt er, „von alle
Secten, die jetzt blühen, besitzt keine die wahre Religio
man muß daher den Text der heiligen Schrift ohne alle subjective A
legung lesen, bis einst in einer künftigen Zeit die wah
Religion erscheinen wird.“

Wäre Hohenheim wie Luther ein religiöser Reformator geworden, er ein medizinischer war, er würde weit größer als Luther sein, er würde nicht solche Erfolge gehabt haben wie dieser, denn er war Wahne der Zeit zu weit voraus, als daß er bereits zu äußern zen reformatorischen Thaten ein hinreichendes Echo in dem von Priestern er Blindheit erzogenen Volke hätte finden können. So ist es also daß er statt dessen ein „Luther der Mediziner" ward, und auf einem iete den Grundstein zu einer Wissenschaft legte, auf welchem der über= rte Aberglaube in unsern Tagen so sicher vernichtet ist, daß eben nur issende ihn noch theilen. So greift, wie in der Natur überall, auch Menschheitsleben Eines in das Andere ein; die angeblich von Göttern barten Religionen der alten Welt verwandeln sich in unsere Religion, e die Blüthe der menschlichen, selbsteigenen Gesammtbildung ist, und r die Wissenschaft zu ihrer Mutter, den Geist des Menschen zu n Vater hat.

Auf Luther und sein Werk hielt Hohenheim übrigens persönlich sehr Gleich wie Luther an der aufgehenden Naturforschung Lust hat mehr ahnend als wissend, doch triumphirend sagt: „wir sind jetzt der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir sahen an, wiederum rlangen die Erkenntniß der Creaturen, die wir verloren haben durch ms Fall", so hatte umgekehrt Hohenheim an der Reformation seine obwohl er auf höherer Stufe stand, und ihre Consequenzen sah voraussah. „Wer dem Luther feind ist — eine solche Rolle ist auch verhaßt, und wie ihr von ihm meint, meint ihr von mir auch: Feuer zu!"

Mit Luther hat er außerdem gemein jene deutsche Kraft in Wort Thät, die wir an diesem mit Recht bewundern; jene tiefe Frömmig= die wir lieben müssen; jene Liebe zum Volk, die ihn jeder Auf= rung fähig machte. Er handhabte die deutsche Sprache mit poetischer nheit, so bunt sie bei ihm auch aussieht, und brachte sie zuerst auf Lehrstuhl. Witz und Satyre sowie die „göttliche Grobheit", die er so gut verstand, standen ihm in hohem Grade zu Gebote.

Sein unruhiger Geist, der sein langes Wanderleben hervorgerufen, de umgekehrt durch dieses nur noch unsteter gemacht, und dies ist schwache Seite dieses Mannes. Seine lebendige Phantasie hielt ihn seiner bessern Grundsätze noch immer in alchemistischen Träumereien Eitelkeiten gefangen, und wie es solchen Menschen geht: sie finden ends Ruhe, zumal wenn eine feindselige Welt sie bekämpft. Im 1526 war er in Basel angestellt worden, aber schon nach zwei en ging er nach Colmar, dann in die Schweiz, dann nach Augsburg, nach verschiedenen Städten in Böhmen, Ungarn und Oestreich,

zuletzt nach Salzburg. Ueberall lehrte und schrieb er für seine Ueb zeugung: Aerzte und Pfaffen verfolgten ihn überall mit dem bitter Haß. Endlich gelang ihnen ihr Werk. Bei einem Gastmahl in Salzb wurde er von der Dienerschaft feindlicher Aerzte überfallen, erhielt Tumult einen lebensgefährlichen Schädelschlag, entkam jedoch sei Feinden noch durch die Flucht. Er ward in das Gasthaus zum „wei Roß" gebracht. Drei Tage nachher, den 24. September 1541, starb an den Folgen dieser Mißhandlungen. Er machte vorher noch Testament und bestimmte, da er unverheirathet und ohne Familie w seinen kleinen Nachlaß meist für die Armen. An der Wand sei Wohnhauses in Salzburg zeigt man noch sein Bild in Lebensgr ebenso seinen Schädel und in ihm den Sprung, den er durch je tödtlichen Schlag erhalten. Er starb, erst 48 Jahre alt, den Märty tod für die Wahrheit und das Wohl der Menschen.

So ist es oft in der Welt. Ihre schlimmsten Feinde kennen die Menschen nicht, streuen ihnen Weihrauch u bringen ihnen Opfer: ihre größten Wohlthäter erkennen auch nicht und weihen sie dem Tode. Aber bald änd sich die Rolle.

Ein paar Jahrhunderte später baute man Hohenheim in e Capelle in Salzburg ein ehrenvolles Grabmal. Seine zahlreichen Schri sind mehrfach herausgegeben. Neuerlich war es besonders Herr Dr. Lessing in Berlin, der in der Schrift: „Paracelsus, sein Leben Wirken 2c., Berlin 1839", das Verdienst Hohenheim's ins Licht Die dankbare Stadt Salzburg ehrte das Andenken ihres großen bürgers auch dadurch, daß sie seinem Biographen das Ehrenbürger ertheilte.

Ehre sei drum auch unter uns dem Andenken eines Mannes widmet, der in einer Zeit, wo die speziellen Wissenschaften, für die wirkte, eigentlich noch nicht geboren waren, mit genialem Geiste, sittlicher Charactergröße und großer Hingebung die Bahn zu dem brechen half, wo der Dichter in Gedanken steht und, eine neue schauend, spricht:

„Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen;
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmon'sch all' das All durchklingen!"

(Goethe.)

XII. Kopernikus.

19. Februar 1473 — 24. Mai 1543.

Dreiundzwanzig Jahre beobachtete und forschte er, um ein der Natur entsprechendes und einfaches System aufzustellen, denn alle bisherigen waren weder das Eine noch das Andere. ..... Er geht Schritt vor Schritt, er bleibt keinen Beweis schuldig, läßt keinen Einwurf unbeachtet und unbeantwortet. Er tritt der Meinung aller Zeitgenossen, Gelehrter wie Ungelehrter, gegenüber, er greift eine Autorität an, die Jahrtausende geherrscht hatte, er widerspricht dem Augenscheine, auf den sich jeder berufen zu können glaubt, er verwundet endlich den Stolz des Erdbewohners an seiner empfindlichsten Seite. Und als ob es damit noch nicht genug sei, auch die sich über Alles erhaben dünkenden Theologen macht er sich noch ganz besonders zu Feinden, denn er wagt es, ihrer Schriftauslegung eine ganz andere zu substituiren!

Mädler.

Unter den Propheten der neuen Zeit leuchtet der berühmte Augustiner-ıch von Erfurt in einem mehr als natürlichen Lichte, denn die äußer-schnellen Erfolge und die einseitige Verehrung seiner Reform verliehen ern zu seinem verdienten Ruhme auch einen unverdienten Glanz. aber im Volke kennt neben ihm, dem Allgekannten — jenen Dom-n von Frauenburg, seinen größern Zeitgenossen, dessen That zur That er's sich verhält wie eine große, gelungene Revolution zu einer kleinen ute, und dessen Name und Verdienst dem Volke nur darum unbekannt weil Jahrhunderte dazu gehören, um die Folgen seiner That zu ent-eln, und eine weit höhere Bildung, als die lutherische Dogmatik lhrt, um sie zu verstehen, zu würdigen, zu benutzen? Dem Gedächtniß s solchen Mannes Eingang zu verschaffen, sind wir nicht ihm, dessen m der enthüllte Himmel verkündet, wir sind es uns selbst schuldig. um seien ihm auch hier einige Worte der dankbaren Erinnerung dmet.

Niklas Köpernick oder, wie er als Gelehrter, der Sitte seiner Zeit nd, mit lateinischer Formung sich selbst nannte, Nikolaus Kopernikus, m 19. Februar 1473 zu Thorn in Preußen geboren. Seine Familie eine angesehene, denn sein Vater, aus Krakau eingewandert, mit der vester des Bischofs von Ermeland vermählt, war, so viel sich er-ln läßt, nicht ohne Einfluß. Aber erst der junge Niklas machte

den Namen Kopernikus unsterblich. Von der Schule zu Thorn ging auf die Universität nach Krakau, studirte Medizin, Theologie, Philosoph[illegible] alte Sprachen und Mathematik, ward Doctor der Medizin, Geistlic[illegible] und Mathematiker; und das Alles in sehr frühen Jahren. Zeigt [illegible] in dieser Vielseitigkeit schon seine leichte Fassungskraft, so wird er g[illegible] doch nur durch Concentrirung seiner Kräfte auf ein bestimmtes Ge[illegible] Der Arzt, der Canonicus treten daher, je später je mehr, zurück [illegible] dem Mathematiker, der allein in ihm groß ward. War doch jenes Ze[illegible] alter die Epoche, wo die Wissenschaften aus ihrem langen christlic[illegible] Schlaf wiedererwachten, namentlich durch die Wecker, welche das Morge[illegible] land ihm sandte. Vorzüglich war dies damals in Italien der F[illegible] wo, mit Lichtenberg zu reden, jede Stadt ein kleines Athen war. [illegible] die Mathematik und insbesondere die Astronomie waren damals du[illegible] Purbach und Regiomontan, zwei deutsche Gelehrte, wieder zu Ehren [illegible] bracht, und diese beiden Männer eben begeisterten Kopernikus für di[illegible] präcisesten und darum lohnendsten Formen der Wissenschaft. Mehr [illegible] für Luther war für ihn eine italienische Reise entscheidend. Dreiu[illegible] zwanzig Jahre alt, wohlgerüstet, sogar als Zeichner und Maler gebil[illegible] zog er hin nach dem schönen Lande seiner Sehnsucht. Der eigentli[illegible] Magnet aber war für ihn die Astronomie und was ihr diente, daher [illegible] in Italien die berühmtesten Männer dieses Faches, Dominic Maria [illegible] Bologna, den Cardinal Bessarion in Rom u. A. aufsuchte, und selbst b[illegible] von Allen der berühmteste war. Um 1500 hält er Vorlesung[illegible] in Rom unter großem Beifall.

Als er die damalige „Welt" kennen gelernt, ohne daß sein rastlo[illegible] Geist in ihr Befriedigung gefunden, sehnte er sich im Gegensatz zu vor[illegible] nach stiller Ruhe, um dem göttlichen Genius in ihm selbst zu fol[illegible] und in stiller Forschung seinem Studium zu leben. Sein Oheim, der [illegible] wähnte Bischof von Ermeland, gab ihm dazu Gelegenheit, indem er i[illegible] zum Canonicus am Dom zu Frauenburg in Preußen berief. D[illegible] Regeln soll er sich hier zur Richtschnur genommen haben: streng [illegible] gottesdienstlichen Geschäften obzuliegen, keinem Armen ärztliche Hülfe [illegible] versagen und — alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. Se[illegible] stiller, freundlicher Ernst, seine unbeugsame Rechtlichkeit und seine au[illegible] gebreiteten Kenntnisse erwarben ihm immer mehr Achtung. In d[illegible] langen Jahren, die er in Frauenburg lebte, hatte er daher vielfa[illegible] Wirksamkeit: er legte die dortige Wasserleitung an, schrieb über [illegible] Münzreductionen, wurde General-Vicar und Administrator des Bisthum[illegible] [illegible]ordneter zu den damaligen Landtagen und dergleichen. Sein Le[illegible] [illegible]llerdings auch viel von Widerwärtigkeiten und Anfeindungen dur[illegible] doch blieb er, theils durch die Tadellosigkeit seines Characte[illegible]

eils durch die Gerechtigkeit und Besonnenheit in Wort und That, wie nur überlegenen Geistern eigen ist, meistens aber dieselben sieghaft.

Die geistige Revolution, deren Schöpfer er ist, und selbst die Mittel zu lagen außer dem Gesichtskreis des Pöbels; ich meine, wie ich später zeigen will, des gelehrten fanatischen Pöbels. Sie lag in der wissenschaftlichen Erkenntniß unseres Planetensystems, durch welche eine von Beginn geheiligte, seit Ptolemäus gelehrte, ausgebildete und vom Christenthum sanctionirte Anschauung des Weltalls für immer über den Haufen worfen wurde.

Nachdem nämlich die überlieferten Phantasien der Menschen über Gestirne, nach welchen man sie für persönliche Götter zu nehmen gte, mit den alten Religionen einigermaßen einer nüchternen Anschauung wichen waren, hatte man folgende Vorstellung von der Sternenwelt sich bildet. Der Mittelpunkt des Ganzen, meinte man, sei unsere Erde, stiller Ruhe, wie der Augenschein lehre, fest beharrend. Zwar hatten zelne Männer des Alterthums die Vermuthung gewagt, daß die Erde kreisender Bewegung sei, allein sie hatten einen Beweis für solche Verthung nicht geführt, und so verklangen ihre Meinungen ungehört von den lkern. Es schien ja so natürlich, daß die Erde, wenn sie sich wirklich drehe, e Elemente, wenigstens was auf ihrer Oberfläche ist, von sich abschleudern üsse, wie ja jedes Wagenrad, wenn es in Bewegung kommt, die ihm e anhängende Erde von sich abwirft. Und wer die Allgewalt kennt, t welcher die Lehrmeinungen des griechischen Philosophen Aristoteles s Mittelalter und die ganze gebildete Welt dieser Zeiten beherrschte, und wägt, daß auch er der Ansicht vom Stillstehen der Erde huldigte, der wird ssen, daß sein Wort wie ein Bann auf entgegengesetzten Vermuthungen ete. Es galt noch zu Kopernikus' Zeit für lächerlich, e Ansicht nicht zu haben. Um die ruhende Erde nun, so stellte n es sich weiter vor, bewege sich das Himmelsgewölbe mit seinen Gernen und zwar ihr zunächst die sieben Planeten, zu denen man die Sonne d den Mond rechnete; über dem fernsten Planeten aber der Fixsternmel. Die sieben Planeten, von denen in uralter Zeit die sieben chentage ihre Namen empfangen hatten, meinte man weiter, bewegten von Osten nach Westen, daher wir noch heute sagen: Sonne, Mond d Sterne „gehen auf“ und „gehen unter“. Die Linien, welche die mmelskörper in ihrem scheinbaren Laufe beschrieben, hielt man für Kreisien, denn den Kreis hielt man überhaupt für die vollendete Figur. Die ilosophen, die ja Alles beweisen, bewiesen auch dies, wie in unsern Zeiten „bewiesen“ haben, daß die Ellipse die vollkommene Figur sei! — Um n die Verschiedenheit der Stellungen der Himmelskörper und die davon hängenden Erscheinungen, wie Wechsel der Jahreszeiten u. s. w., er-

klären zu können, erfand man allmälig eine Unzahl von Voraussetz
und angeblichen Regeln der sonstigen Bewegungen der Weltkörper, s
daraus zuletzt ein geschlossenes, ebenso spitzfindiges als phantastisches
gebäude aufgeführt und mit einem großen Apparat gelehrter Kenn
soweit sie damals reichten, ausgeschmückt wurde. Dies ist das
nannte Ptolemäische Weltsystem, so genannt von dem gelehrten gr
schen Astronomen Ptolemäus, der im Anfang des zweiten christlichen J
hunderts lebte und dies ganze Lehrgebäude in einem uns erhal
von den Arabern seiner Zeit übersetzten und verbreiteten großen Werk
Almagest) zusammenfaßte und niederlegte. Dies Werk und seine
war bis auf Kopernikus, also durch vierzehn Jahrhunderte die G
lage aller Astronomie gewesen, und was in dieser ganzen Zeit
etwa geschehen, hatte nur zum Ausbau dieses Phantasiestücks ge
Es im Einzelnen kennen zu lernen, kann hier nicht unser Zweck
Die Grundsteine, aber eben auch die Grundirrthümer des Ganzen
die Lehren, daß die Erde still stehe, daß der Himmel mit den Ges
um sie kreise, und daß der Kreis die vollkommenste Figur sei.

Kopernikus rechnete nun und maß; — die unvollkommenster
strumente nur, die er zum Theil aus Holz, die Scalen mit Tintenst
angebend, sich selbst herstellte, dienten ihm dabei. Das Genie
Alles. Er fand, daß die bisherigen Voraussetzungen nicht hinrei
die wirklichen Erscheinungen zu erklären; er fand, daß das ganze
mäische System wie ein Irrgarten sei, den die Willkür geschaffen,
dem kein Herausfinden möglich. Es war ihm zu Muth, als müsse
ganzen Plunder dieser Astronomie wegwerfen, wie der Denkende u
Zeit den Plunder der Theologie wegwirft. Er hub an zu forsche
nicht andere Meinungen gehegt worden, die der Wahrheit näher k
Er studirte die Alten und fand, daß allerdings ein Nicetas von Sy
Heraclides in Pontus, Philolaus der Pythagoräer und Andere die
muthung ausgesprochen, daß Sonne, Mond und Sterne still stände
die Erde sich bewege; aber nirgends fand er Gründe und konnte sie
finden. So wurde er auf das Selbstforschen über diesen Gedank
wiesen. Das Fernglas war noch nicht entdeckt; die Wissenscha
Mechanik war so gut wie noch nicht vorhanden. Kopernikus fin
der Erde an, und fand aus den beobachteten Gesetzen der Bewegung
indem er ihre Rundung nachwies, eine Thatsache nach der andern
allmälig eine umgekehrte Welt vor seiner Seele stand. Jetzt i
Sonne das Centrum, umkreist von sechs Planeten, denn der Mond
als Begleiter der Erde; jetzt ist dies bisherige vermeintliche Centru
Erde, ein Atom im Weltall, — denn das ganze Sonnensyst
unendlichen Universum. Uns wird die Sache vorko

das Ei des Kolumbus. Aber eben die einfachsten Wahrheiten
den oft zuletzt und am schwersten gefunden. Auch in unserer Zeit
man meist nicht einmal den Muth, Wahrheiten, die seit Jahr-
derten ausgemacht sind, zu erkennen und zu bekennen, wie wir
r täglich sehen; denn die Gutmüthigsten meinen, man dürfe doch
t seinen Glauben verlassen oder Alles verne·'nen, ehe man das Neue
. Ich aber frage: wie viel Muth, wie viel Hingebung an die Wahr-
, wie viel Geistesstärke gehörte dazu, jenes ganze geheiligte Bild
Himmels, an welches alle Welt glaubte, umzuwerfen und eine
erforschte, höhere Wahrheit an dessen Stelle zu setzen??! Das
Kopernikus, er that es, durchdrungen von der heiligen Ahnung
r besseren, einer ewigen Weltordnung, gegenüber jenem Labyrinth
schlicher Irrthümer. Er that es voll Hingebung an die ewige Natur
voll so bescheidenen Sinnes, daß immer erst durch seine Freunde
nnt ward, was er entdeckt, und daß er in seinen Schriften fern
von jenem Selbstruhm, mit welchem heutzutage so oft kleine Finder
er Gedanken eifersüchtig sich die Priorität zuschreiben.

Kopernikus' Entdeckung ist nicht der Art, wie sie zuweilen der Zu-
den Kindern des Glücks in die Hände spielt; sie ist seine wirkliche
öpfung, an die er das ganze Mannesleben gesetzt, die sein ahnender
ist sich selbst Schritt für Schritt zum Bewußtsein gebracht hat. Die
hrheiten, die er fand, sind die Grundlage der heutigen Astronomie.
halten sie sich zu dem, was die Wissenschaft bis heute vom Weltall
ß, wie etwa das Alphabet zur Sprache, so lebt es doch eben in dieser
t, und darum heißt die Anschauung, die wir heutzutage vom Weltge-
de haben, mit Recht das Kopernikanische Weltsystem.

Kopernikus hat seine Schöpfung in einem lateinisch geschriebenen
che „über die Bewegung der Himmelskörper" niedergelegt. Selt-
es Zusammentreffen! Im Jahre 1517, wo Luther seine Thesen an-
ug, schrieb er die ersten Gedanken über die neue Weltlehre nieder,
im Jahre 1530, wo die Augsburgische Confession übergeben wurde,
te er das Werk ausgearbeitet. Noch seltsamer: Lutherische Dogmatik
egt die Völker und setzt Deutschland in Flammen — und ist heute
verklungen; die ewige Wahrheit, die Kopernikus gleichzeitig findet,
sie berührt damals die Welt und ihre Völker nicht, aber heute ist
in jeder Elementarschule gelehrt und bildet die Grundlage einer neuen
ltanschauung und Weltbewegung! Kopernikus selbst zögerte, wie Littrow
iebt, lange mit der Herausgabe dieses Werkes, um dem Spott der
issenden sich nicht unnöthiger Weise auszusetzen. Endlich ließ er es
seine Freunde in Nürnberg drucken. Es ist, als ob auch hier die
nung ihm die Wahrheit gesagt hätte. Der übrigens kräftige Greis

erkrankte; ein Schlagfluß lähmte seine rechte Seite. „Dadurch ermatt… auch seine Geisteskräfte.“ Er starb am 24. Mai 1543. W… Stunden vor seinem Tode wurde ihm noch das erste fertige Exem… seines Werkes überreicht. Es war sein Testament. Die Nachwelt … es dankbar geöffnet, und die Erbschaft seines reichen Geistes angetr… Sein Leichnam ruht im Dom zu Frauenburg. Unsere Zeit hat auch … Denkmäler errichtet, aber ich weiß, daß er danach nicht verlangte, … daß derjenige ihrer nicht bedarf, dessen Verdienst fortwirkt, so lange … eine Geschichte der Menschheit giebt.

Wir würden sehr irren, wenn wir glaubten, daß die neue W… lehre des Kopernikus den raschen Beifall Aller gefunden. Neue Wahrhe… brechen sich immer nur langsam, wenn auch sicher Bahn. Zwar fan… sich bald begeisterte Jünger, welche die Botschaft weitertrugen, z. … Rheticus, Professor in Wittenberg, der seine Stelle niederlegte, … Kopernikus reiste, bei ihm lernte und schon 1539 eine Schrift dru… ließ, in welcher er mit großer Begeisterung für Kopernikus die ne… Weltanschauung der Welt verkündet. Ferner lehrte der unglückli… aber geistvolle Giordano Bruno in Frankreich, England, Deutschla… und Italien diese „neue Lehre“, bis die Geistlichen ihn, da er ni… widerrufen wollte, deshalb dem Tode auf dem Scheiterhaufen übergaben.… Viele andere Männer der Wissenschaft, besonders in England, nahm… die Sache auf und förderten sie. Aber ehe sie Eigenthum der W… wurde, des Volkes, — das dauerte lang. Theils mußte das System sel… dazu erst weiter fortgebildet werden durch einen Galilei und Keppl… auf deren Leben wir weiter unten näher eingehen wollen, theils stand … eben der Aberglaube der Welt zu furchtbar der Sache gegenüber. W… doch der Mann, der für den größten seines Jahrhunderts gilt, Ba… von Verulam († 1626) noch ein Gegner des Kopernikanischen System… fiel doch ein Tycho de Brahe noch auf die Ptolemäische Bahn zurü… Wenn dieses solchen Männern widerfuhr, dürfen wir uns wunder… wenn die unwissende Geistlichkeit mit gewohntem Fanatismus über de… „Neuerer“, den „Himmelsstürmer“, den „Ungläubigen“ herfiel? Littr… sagt: „Seine Gegner, die ihn für einen ruhmsüchtigen Neuerer verschrie… hatten einen Komödienschreiber beredet, daß er, wie Aristophanes de… Sokrates, so ihn, den Astronomen, auf die Bühne bringe und vor de… Volke lächerlich mache.“ Diese Leute ahnten wohl so wenig als d… Jesuit Riccioli, wie lächerlich sie sich in dem ungleichen Kampfe sel… machten; Letzterer, indem er den Kopernikus gar der „Frechheit“ ankla… Nachdem nämlich Kopernikus in seinem Werke die Gründe für seine Ansi…

*) Vergl. Abschn. X.

inandergesetzt, hebt er den Schlußsatz — wie Lichtenberg erzählt — „perinde non pudet nos fateri, daher scheuen wir uns nicht zu men", — daß nämlich die Sonne im Mittelpunkt feststeht und die : mit ihrem Trabanten zwischen den und den Planeten sie umkreist. sagt nun Riccioli, „hier lege Kopernikus alle „Scham" ab, indem oweit ginge, selbst zu gestehen: non pudet nos etc." — So wurde „neue Lehre" durch Feuertod und Hohn verfolgt, — was Wunder, Aristarch von Samos schon im dritten Jahrhundert vor Christus, er eine Bewegung der Erde lehrte, von Cleanthes der Irreligiösität Tempelschändung angeklagt wurde!!

Doch genug! Ehre dem Manne, dem so Großes gelungen, weil er, der berühmte Keppler von ihm sagt, ein Mann von „freiem Geiste" war.

X. Johann Keppler.

27. December 1571—15. November 1630.

Indem Keppler die Ansichten der platonischen Philosophie auf die Sternkunde anzuwenden versucht, indem er sich vergebens abmühet, die geometrische Auffassung mit der ästhetischen Anschauung des Himmelsbaues zu vereinigen, führt er, ohne es selst zu ahnen, zur mechanischen Auffassungsweise hinüber. Auf diese Weise bereitet er die Entscheidung der großen Frage vor, welche das Verhältniß der Physik zur Religionslehre betrifft. Wir müssen demnach Keppler's Stellung in der menschlichen Culturgeschichte aus einem weit höheren und allgemeineren Gesichtspunkte beurtheilen, als blos nach der Wichtigkeit, welche seine Entdeckungen für die Astronomie gehabt haben.

Apelt.

Welch ein neuer heller Stern mit Keppler's Geist der Welt aufgegen, und wie dunkel ferner die Welt um ihn her war, das möge kurze Skizze seines Lebens uns jetzt vor Augen führen.

Heinrich Keppler, Sohn des Bürgermeisters Keppler in der würtemischen Stadt Weil, heirathete 1571 eines Wirthes Tochter, Katharine dermann, und suchte eine Wirthschaft zu pachten. War es sein tsinn oder der Umstand, daß beide lutherische Protestanten waren, , sie hatten das erste Jahr kein Geschäft. — Als sie nun die Muße inem längeren Besuch bei Verwandten in dem nahen Dorfe Magstadt tzten, wurde dort unerwartet unser Johann Keppler geboren — unertet, denn er nennt sich gelegentlich selbst ein „sieben-Monat-Kind".

Bald darauf ging der Vater nach den Niederlanden in Kriegsdienste de berüchtigten Herzogs Alba; seine Frau folgte ihm dorthin, inde sie das Kind der großelterlichen Pflege in Weil zurückließ. Drei Jahre später kamen sie zurück; nach unruhigem Leben aber ging Keppler, de Vater, 1589 in östreichische Kriegsdienste gegen die Türken. Man ha über ihn nichts Weiteres erfahren. Die Mutter hatte ihr kleines Ver mögen eingebüßt; war übrigens ein ungebildetes, zänkisches Weib, de Aberglauben ergeben, aber listig, und da sie die Gewohnheit hatte, di Leute nicht gerade anzusehen, so war sie damals natürlich (des „böse Blicks", der Hexerei) verdächtig. Johann's jüngere Geschwister waren: 1) Christoph, später Zinngießer, ein rechtschaffner Mann, aber vo Heftigkeit und Aberglauben; 2) Heinrich, ein Taugenichts, entlie aus der Lehre, wurde katholisch und kam später hülfesuchend mit stark Familie zu Keppler; 3) Margareth, die einzige Schwester, die i gutem Vernehmen mit Johann lebte und später einen Pastor heirathete Johann selbst blieb in Folge seiner zu frühen Geburt klein und hager seine Augen waren in Folge die Pocken kurzsichtig, und sein schwache Körper war Zeit seines Lebens vielen Krankheiten unterworfen.

Wer sollte es damals wohl glauben, daß in einer Niedrigkeit un Widerwärtigkeit solcher Art die Wiege dessen stand, der ein Messias fü die neue Welt wurde?

Die Mutter pflegte indeß ihr Kind und es wurde ein kleiner, sanfte stiller Knabe. Freilich, beim Hüten des Viehes und bei so mancher Land arbeit reichten seine schwachen Kräfte oft nicht aus, und die Elter waren daher nicht mit ihm zufrieden. Sein Großonkel aber, der Bürge meister in Weil, der Johann's Anlagen bemerkte, brachte es dahin, da er nach Hirsau und später nach Maulbronn auf die Schule kam. Ei Genie bricht sich bald Bahn. Siebzehn Jahre alt ging er nach Tü bingen um — Theologie zu studiren.

Mit großer Begeisterung bildete sich Keppler für den Beruf eine protestantischen Geistlichen aus, vorzüglich unter Einfluß des Stift Superintendenten Gerlach, Valentin Andreä's u. A. Der Glanzpu der Universität war indessen damals Mästlin, früher selbst Theolog u Prediger, jetzt Professor der Mathematik von Weltruf. Es characteris jene Zeit, daß man ihn unter der Bedingung angestellt, die Ptolemäis Weltanschauung zu lehren! Er trug nun beide Lehrmeinungen v wirkte aber im Stillen für die kopernikanische, der er völlig angehör r es auch, der auf einer Reise nach Italien sogar Galilei ystem bekehrte, und er weihete Keppler in das Studium d tik und Astronomie tiefer ein.

einundzwanzig Jahre alt, hatte Keppler sein theologisches Studiu

ollendet und durfte bei dem Mangel an Theologen und bei seiner Tüchtigkeit sfort eine Anstellung erwarten. Aber in Würtemberg regierte die luthe= ische Orthodoxie, und Jacob Andreä, der Kanzler der Universität, war der wesentliche Urheber der sogenannten „Eintrachtsformel", welche Reformirten einfach verdammt. Keppler's freierer Geist aber hatte gen diese ausschließende und verdammende Ketzerrichterei in Wort und Schrift schon immer muthig gekämpft. Ein solcher Mann konnte also ht angestellt werden! War doch Mästlin's Vorgänger, Apian, aus eichem Grunde abgesetzt worden!!

Da suchten die Stände von Steiermark für die lutherische Universität raz einen Mathematiker und wandten sich deshalb nach Würtemberg.

Man empfahl Keppler und entledigte sich so des Theologen!! Keppler r voller Bedenken: Mästlin besiegte sie; 1593 ging Keppler nach raz. *Seinem Genie, für die Kirche zu groß, öffneten die erhältnisse den Weg in den Tempel des Universums und dem Ruhm eines Reformators, den man nennen wird, nn die theologischen Reformatoren vergessen sind.*

Die erste Amtspflicht, die Keppler in Graz zu erfüllen hatte, war Anfertigung des Kalenders auf das Jahr 1594. Wohl oder übel ßte sich Keppler zu diesem Geschäft hergeben, er beschloß es in neuem iste auszuführen. Erstens legte er den verbesserten gregorianischen lender zu Grunde, den die Lutherischen freilich haßten, weil es ein rk vom Papst Gregor war, und zweitens benutzte er das Ding, um ch Witz und Ironie freisinnige Gedanken über die herrschende Astrologie, thodoxie, Papisterei u. s. w., einzupaschen: denn geradezu hätte er die hrheit nicht sagen dürfen. Seine zutreffende Weissagung eines harten nters und der Bauernunruhen in Oestreich machten sein Glück und chädigten ihn für den Haß der würtemberger Lutherischen, die ihn bald heimlichen Katholiken, bald als heimlichen Calvinisten verdächtigten.

Inzwischen widmete sich Keppler ganz den mathematisch=astronomischen dien, und schon nach zwei Jahren trat er mit einem Werk, das ihn hmt machte, hervor. Dieses Werk (Prodromus) enthielt nämlich n der Darlegung des kopernikanischen Systems eine weitere Aus= ung desselben durch eine Entdeckung über die Abstände der Planeten r sich. Diese Ausführung, welche sich auf die Construirung der pytha= äischen fünf regulären Körper zwischen die Planeten bezieht, ist freilich t die richtige Lösung, aber sie diente damals zur Empfehlung des n Systems und zeigte den gewandten Kopf. Keppler selbst brach in de Begeisterung aus, als er diese Entdeckung gemacht, aber — and wollte sein Buch drucken. Er sandte es an Mästlin. Freilich: *eder die Bibel hatte Unrecht — oder Kopernikus!*

Was Wunder, daß die Gläubigen Sturm liefen gegen die Ketzerei Keppler hatte die Wendung genommen, daß das neue System mit der Bi vereinbar sei, und dies machten seine Gegner allerdings mit Recht gelt Nur auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs kam der Druck 1596 Stande. Die Freunde des kopernikanischen Systems jauchzten. D Theologen schimpften und verfolgten!! Keppler schrieb an Mästli „Was thun? Ich denke, wir ahmen den Pythagoräern nach, th uns das, was wir entdecken, privatim mit, und schweigen öffentlich, da wir nicht Hungers sterben," d. h., wie der oben erwähnte Apian Amt und Brod kommen. Mästlin sagte prophetisch, daß nächstens Astronomie hergestellt sein werde, und Tycho de Brahe lud Keppler zu ihm nach Kopenhagen zu kommen, wo er bessere Werkzeuge zur Be achtung des Himmels finden werde.

Der Plan zu Tycho zu gehen, scheiterte am Willen der Gattin, die sich soeben erwählt. Im Jahre 1597 vermählte er sich nämlich Frau Barbara Müller von Mühleck, deren erster Gatte gestorben vom zweiten hatte sie sich scheiden lassen. Statt des gehofften Frie und Glückes kamen Zeiten der Drangsal. Nach dem fernen Däne wollte Barbara nicht folgen. Da nöthigten die Jesuiten, die damals den zwölfjährigen Ferdinand regierten und den Protestantismus mit Wurzeln ausrotten wollten, den Herrscher, alle protestantischen Lehrer bi vierzehn Tagen zu entlassen, und am 17. September wurde auch den Gr Lehrern angekündigt, bei Todesstrafe vor Sonnenuntergang die Stadt verlassen. Man ging an die ungarische Grenze. Keppler's Verbin mit den Jesuiten, denen er, wie Herwart und Anderen, wissenschaftl Dienste geleistet, und die seine religiöse Duldsamkeit kannten, bewi indeß, daß er nach vierzehn Tagen Ministerialbefehl erhielt, zurückzuke aber sich still zu verhalten. Indeß die Quälereien dauerten fort. Bürger, die Luther's Bibel lasen, der Majestätsbeleidig schuldig befunden wurden, konnte auch Keppler nur leiden, wenig er sich auch mit Theologie, der er nachgerade völlig entwa war, beschäftigte. „Dem Dienst der Kirche kann ich mich nicht wi denn ich könnte bei meiner Ueberzeugung keine größere Pein leiden, wenn ich an den Streitigkeiten der Theologen Theil nehmen müß So schreibt er, als er sich bei den Freunden erkundigt, ob er nicht der Heimath eine Stelle als Lehrer der Philosophie oder Mathem erhalten könne. Umsonst. Ein Trostbrief an mitverfolgte Glaubensgeno brach ihm vollends den Hals. Er mußte fort, ohne zu wissen wo

Da ward auch Tycho de Brahe nach dem Tode seines Kön rich II. aus Kopenhagen vertrieben und 1599 nach Prag an Ru ph's Hof berufen. Er schrieb sogleich an Keppler, den er

rstellung eines mathematischen Werkes (zu Ehren des Kaisers nachmals lrudolphinischen Tabellen" genannt) gerade bedurfte. Keppler nahm an, nur Krankheit war Ursache, daß er nach längerem Stillliegen in Linz 1600 in Prag eintraf. Hier trat ein Wendepunkt seines Lebens ein. Tycho de Brahe war ebensosehr Astronom als Mann von Welt; , aristokratisch, heftig. Keppler paßte aber zu ihm, indem er seinen rbesserlichen Schwächen sich anbequemte und doch als aufrichtiger :nd ihm ergeben blieb, obgleich er eine im höchsten Grade abhängige, emüthigende Rolle unter ihm zu spielen hatte. Trotz aller Kümmer-, Geldsorgen, Verfolgungen und Krankheiten, in denen er seit Jahren ıt, blieb er nicht nur standhaft gegen die Lockungen der Jesuiten, ihn von seinem Glauben abtrünnig machen wollten: „ich hätte t geglaubt," schreibt er, „daß in eben dem Grade, in chem die Verfolgung zunimmt, die Freudigkeit steigt," sondern er setzte dabei auch seine erfolgreichen Arbeiten mit erstaun-:r Energie fort. So schrieb er über eine 1600 stattfindende Sonnen-:erniß, er untersuchte den Bau des Auges und bestimmte die Natur Netzhaut und der Linse; untersuchte ebenso das Licht und theilte Strahl in seine sieben Farben; begründete die Wissenschaft der ›ptrik und erdachte das aus zwei convexen Gläsern zusammenzusetzende escop, fand aber keinen Künstler, der ein solches ihm verfertigt hätte. e traurig für einen Astronomen wie Keppler, der unter den mehr-achten Leiden oft keinen Thaler Gehalt aus den leeren Kassen erhalten nte, und seine astronomischen Beobachtungen mit einem selbstverfertigten angel aus Holz und Federposen machen mußte!!

Am 24. October 1601 starb Tycho Brahe plötzlich jenen seltsamen d (an Harnverhaltung), den er durch eine Unvorsichtigkeit, mit der er einem kaiserlichen Gastmahl gegangen, sich zuzog. Keppler trat an seine lle mit der Hälfte des Gehalts (1500 Fl.), von dem er auch die Gehülfen lden mußte. Man war ihm aber immer Tausende schuldig. „Ich e ganze Tage in der Hofkammer und bin für die Studien Nichts," eibt er, „aber ich stärke mich mit dem Gedanken, daß ich nicht dem ser allein sondern dem ganzen menschlichen Geschlecht diene, daß ich t blos für die Mitwelt sondern auch für die Nachwelt arbeite. Wenn tt mir beisteht und wegen der Kosten Vorsehung thut, so hoffe ich as zu leisten."

Erst in neuester Zeit hat Mädler den Nachweis geführt, daß es besonderes tychonisches System der Astronomie, aus dessen Be-npfung Keppler's Unbehagen Tycho gegenüber zu erklären wäre, gar ht gegeben hat. Es ist das vielmehr eine Erfindung der Jesuiten, lche sie durch ein untergeschobenes Buch auf Zeit zur Geltung gebracht

haben. Tycho de Brahe war unbedingter Copernikaner und i diesen Meister aus höchster Pietät, aber nicht blind. Er war selbstst Forscher genug, um gewisse Einwendungen (die sich auf die Frage n Parallaxe der Fixsterne beziehen) zu erheben, und die ohne das Fe das ja erst nach seinem Tode erfuuden wurde, — nicht wide waren. Sein Beharren auf diesen Einwendungen veranlaßte ohne, jenen Jesuiten-Betrug und verschärfte vielleicht das Verhältniß Ke zu ihm.

Nach Tycho de Brahe's Tode gelangte Keppler allmälig m Ruhe, und obwohl Neid und Wahn ihn begeiferten und des A Wolken unter ihm tobten — er stand ruhig auf seiner Höhe, sp über die Harmonie der Welt und fand für Alles Ersatz in seiner schaft. Da erschien 1607 ein großer Komet, der Aller Augen a Vieler Augen natürlich auch auf Keppler zog. Nach Vorgang de sah die Welt in diesem himmlischen Zeichen das Nahen von Krieg, P jüngstem Gericht u. s. w., und die Kanzeln wiederhallten von christlichen Orthodoxie. Keppler staunte nicht minder, aber statt gläubisch zu poltern, beobachtete er den seltenen Gast mit solcher G keit, daß nach hundert Jahren Halley die Berechnung seiner Wie vornehmen konnte. Schon Keppler strafte mit beißendem Witz den E seiner Zeit, dachte aber wohl nicht, daß seine Vorherberechnu Wiederkehr (1682, 1758, 1835) dieses, des nachmals sogen Halleyschen Kometen, eine so glänzende Genugthuung ihm verschaffen

Die genauen Beobachtungen des Planeten Mars, denen er meinschaft mit Tycho obgelegen, führten ihn nun durch mühselige nungen endlich zu den großen Entdeckungen, die seinen Namen v lichen: zu den kepplerischen Gesetzen. Es war ihm Grundsatz ge die Natur, und nur die Natur um Wahrheit zu befragen — gab ihm Antwort. Zuerst fand er, daß die Bahn der Planete eirunde Linie, eine Ellipse, sei, in deren einem Brennpunkt die steht, d. h. also, daß die Planeten sich nicht in kreisrunder Linie b und daher zu verschiedenen Zeiten von der Sonne verschieden weit e sind. Sodann fand er, daß eine Linie, von der Sonne nach dem gezogen, in gleicher Zeit immer gleichen Raum durchläuft, d. h daß der Planet in der Sonnennähe am schnellsten, und je ferner steht, desto langsamer sich bewegt. Dies sind die beiden ersten Keppl Gesetze, die Grundlage der heutigen Astronomie, durch welche Weltanschauung und die auf ihr beruhende Religion unterging, so uns heute nur noch Interesse als kindliche Phantasien über di einflößt. Mit Recht nannte Keppler 1609 das lateinische W welchem er diese Entdeckungen niederlegte, die „neue oder physische

mie“: neu war sie eben, weil sie physisch war, d. h. aus der wirklichen Natur entnommen, und daher bildet sie die Grundlage der Weltanschauung, welcher wir heute huldigen, gegenüber der alten metaphysischen, übernatürlichen, d. h. unnatürlichen, wie sie die herrschenden Religionen voraussetzten, und wie Aristoteles sie lehrte.

Keppler's häusliche Verhältnisse waren bei alledem traurigster Art. Die Verfolgungen der Protestanten durch die Jesuiten, welche die Fürsten beherrschten, hatten auch seine Frau ihrer Güter beraubt. Die feingebildete, an Ueberfluß gewöhnte adelige Dame hatte viel leiden müssen, und endlich unterlag ihr schwächlicher Körper. Der Schrecken über den Ausbruch der Revolution warf sie 1607 in Epilepsie, welche in Geisteskrankheit überging, aus welcher sie endlich 1611 durch den Tod erlöst wurde. Er lebte damals in Linz, und als er in seiner trüben Gemüthsstimmung Trost in der Feier des Abendmahls suchen wollte, wies ihn der Pastor Hirzel als Ketzer zurück und exkommunizirte ihn. Auf seine Klage beim Consistorium in Stuttgart war Hohn die Antwort. Man sieht, die Pfaffen sind in allen Zeiten und Confessionen gleich.

Menschlicher handelte an ihm sein Freund, der Graf von Stahrenberg. Keppler hatte zwei Kinder: Susanne, neun Jahre, und Ludwig, vier Jahre alt. Keppler bedurfte zu deren Pflege nun einer Haushälterin. Der Graf empfahl ihm Susanne Reutinger, ein Waisenkind, von seiner Gemahlin zu Efferding bei Linz mit allem Fleiße erzogen. Zum ersten Male empfand nun Keppler den Frieden häuslichen Glückes. Die Kinder blüheten auf und die geistvolle, liebereiche Pflegerin war schon 1613 Keppler's glückliche Gattin. Diese Ehe war die glücklichste bis an ihr Ende. Nur ein trüber Punkt bleibt in dieser Zeit, seine alte Mutter. Diese rastlose zungenfertige Frau hatte sich den Richter ihres Wohnorts durch Aufdeckung seiner Bestechlichkeit zum Feinde gemacht. Jetzt gab es ein Histörchen nach dem andern, aus denen hervorgehen sollte, daß die Kepplerin „keine rechte Frau“, d. h. eine Hexe sei. Ihr eigener ungerathener Sohn Heinrich stimmte dem bei — denn, mit Weib und Kindern aus dem Kriege kommend, hatte er bei der alten Mutter keine Aufnahme gefunden. Kurz, halb Rache, halb Aberglaube trieb ihn, — der Prozeß begann, die Folter war bereit. Da plötzlich trat ihr Sohn Johannes dazwischen mit einer Denkschrift, welche die Intrigue zerriß und die Mutter rettete. Aber im Glauben des Volks blieb sie Hexe, und die Kirche verstieß sie. Keppler nahm sie zu sich nach Linz. Aber der drohende Verlust ihrer Habe und das Zureden ihrer Angehörigen in Würtemberg trieb sie wieder heim, trotz Johannes' Widerrathen. Kaum war auch 1620 die Belagerung von Linz begonnen, als man sich vor Keppler in Weil sicher glaubte und den Hexenprozeß von

Neuem einleitete! Alle Protestanten flohen aus dem erstürm
Keppler aber eilte zum Herzog von Würtemberg, um seine M
retten. Schon lag sie im Kerker; des Herzogs Befehl befreite sie!
den 4. November 1621 wurde sie losgelassen, so lange zog man
fahren hin! Während des Gegenprozesses starb die Mutter, den 2
1622, 75 Jahr alt. Keppler's vielfache Arbeiten in diesem
sind berühmt geworden, weil in ihnen die ersten scharfen Angr
den Herenglauben gewagt wurden.*)

In diese Periode des beginnenden dreißigjährigen Kriegs fiel
Zeit von Keppler's höchstem Glück und tiefster Noth. Es
15. Mai 1618, als Keppler nach langen vergeblichen Mühen d
Gesetz entdeckte, das nach ihm seinen Namen trägt. Die Harm
Welt als Philosoph voraussetzend, suchte er als Astronom nach
weisen und fand endlich ein bestimmtes Verhältniß, welches zwi
Umlaufszeit der Planeten und ihrer mittleren Entfernung von d
stattfindet (nämlich die Quadrate der Umlaufszeit verhalten sich
Würfel der mittleren Entfernungen). Mit bebendem Entzücken
die Entdeckung inne; der in ihr zugleich enthaltene Beweis
jährliche Bewegung der Erde um die Sonne war ein Triumpl
bei. Sein der weitgreifendsten Ahnungen fähiger Geist sah, daß
Welt — nein, daß die Welt entdeckt war, die Natur — di
Wahrheit. Sein frommer Sinn beugte sich in frohem J
Psalmensang. Alsbald machte er sich daran, diese neuen Ent
der Welt zu verkünden. Er schrieb sein Hauptwerk: „Die Welth
— Harmonia mundi — welche von 1619 ab in Linz erschie
dahin hatte man die Erde für den einzigen festen Erdkörper, die
für ätherische Wesen gehalten, die um sie her sich bewegen, di
punkte tausend astrologischer Träume. Nun mit einem Male Alles
Ein unendliches All, darin die Erde, ein Atom unter Atomen,
und doch eine Welt ausnahmslosen Gesetzes und eben darum ewiger H
Keppler fühlte das. „Nachdem nun," schreibt er im Vorwor
achtzehn Monaten das erste Licht, vor dreien der erwünsch
erschien, und vor wenigen Tagen die Sonne selbst in vollem Gl
ging, so hält mich nichts mehr zurück, mich dem vollen Jubel hin
mit dem offenen Geständniß unter den Menschen zu wandeln,
die heiligen Gefäße der Aegypter entwendet habe, um meine
n Altar daraus zu bauen, fern von Aegyptens Grenzen. W
dies verzeiht, soll es mich freuen, wenn ihr mir deshal
e ich es ertragen. Seht, ich werfe den Würfel und s

*) Vergleiche Abschnitt XIII.

s Buch! Ob es die Zeitgenossen, ob es die Nachwelt en wird, gilt mir gleich viel. Es kann seinen Leser arten.“

Das war sein höchstes Glück. Seine tiefste Noth fiel auch in diese t. Niemand zahlte ihm Gehalt. Nun war er gar von Linz wie ver- ben. Zwar war er viel an Brodnoth gewöhnt, aber jetzt wurde sie kender denn je. Doch sieh — die Thorheit der Welt, die ihn haßte, rd ihm auf der andern Seite dienstbar. Die Astrologie beherrschte mals die Welt. Die Jesuiten sammt ihren Zöglingen, den Ferdinanden Matthias jener Zeit, bedurften ihrer Seni's. Solch ein berühmter ronom durfte also, selbst wenn er Ketzer war, nicht aus dem rne gelassen werden. Dazu war ja Keppler religiös ein stiller nn. Kurzum, man stellte ihn in kaiserlichen Diensten wieder an t der Bedingung: sich nur mit Astronomie zu befassen. So ndte sich die Noth, und Keppler konnte nun an seine alte Arbeit, er vielmehr an die nun nöthig werdende neue Bearbeitung der olphinischen Tafeln gehen, jener Planetentabellen, nach denen Zeit, Ort d Lage der Planeten bis auf das Genaueste sich bestimmen lassen. s 1624 das riesige Werk vollendet war, wandte sich Keppler an den iser wegen des Drucks; er erhielt aber kaum den rückständigen Sold. äter erhielt er „Anweisungen“ auf verschiedene Reichsstädte und mußte bst — auf Execution umherreisen!! Endlich, 1627, erschien das erk — und damit hörte das Verbleiben in kaiserlichen Diensten auf.

Wallenstein, der Allmächtige jener Tage, hatte auch Kepplern in nen Zauberkreis gezogen. Der Kaiser trat ihn gern ab gegen die edingung, daß die rückständigen 12000 Fl. Gehalt von Wallenstein zu hlen seien. Keppler begab sich nach Sagan, und wirklich empfing und handelte Wallenstein ihn so, wie es zwei so eminenten Geistern zukam. ald aber drang Wallensteins astrologischer Egoismus deutlich durch die unst seines Benehmens. Keppler, den die Astrologie anwiderte und r bei seinen Ansichten vielleicht auch die Conflicte mit dem selt- men Manne fürchtete, wußte es klüglich dahin zu bringen, daß die tronomischen Arbeiten, d. h. deren wissenschaftlicher Theil -- ihm, der trologische d. h. abergläubische Theil aber dem berühmten Zeno (dem eni in Schiller's Wallenstein) verblieb. So gingen die schönen Tage n Sagan bald vorüber. Der Stern Wallensteins fing zu bleichen an. Die 12000 Fl. wurden nicht gezahlt. Keppler sollte als Rector nach Rostock gehen, that es aber nicht, weil er dazu nicht kaiserliche Erlaubniß habe. So entfremdeten sich Beide, und Keppler stand wieder mittellos vor der Thür, die in die Fremde führt.

Da lud ihn sein Freund Professor Berneker nach Straßl
Keppler's Tochter an den Mathematiker Bartsch im März 1630
war. Keppler nahm es an. Da er aber hörte, daß der
Regensburg komme, um Reichstag zu halten, so beschloß
dorthin zu gehen und an rechter Stelle seine Sache und sein
geltend zu machen. Den 1. November reiste er zu Pferde
ab. Krank und erschöpft langte er in Regensburg an,
von den Menschen. Bei einem Milchhändler Pühli fand er
Pflege; doch schon der 15. November ward sein Todestag
und unbeachtet war auch sein Begräbniß; später ist sogar
wo er ruht, nicht auffindbar gewesen. Keppler führte zwar
Werth bei sich, aber da sie wesentlich das Erbtheil seiner K
Ehe waren, so hat in Betracht des ganzen mühseligen Leben
Kästner in seinem bekannten Sinnspruch nicht Unrecht:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg und — starb den Hungertod,
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Leiber — ohne Brod.

Seiner Wittwe wurden nachmals die 12000 Fl. noch a
Keppler starb an den Folgen seiner strapaziösen Reise
alt. Er selbst hatte sich eine Grabschrift gesetzt, des Sinne

Himmel! Euch maß ich einst! Nun meß' ich die Schatten der
Himmelan strebte der Geist! Erde! Nun bin ich dein Staub.

Wie edel und groß steht das Bild dieses Mannes vor
am Körper, vom Vater verlassen, von der Mutter nur Leib
mit einer fast ununterbrochenen Kette von Widerwärtigkeiten
wie sie Wahn, Neid, Stolz, Krieg, Krankheit, Mittellosig
Weg legen, lange Zeit ohne Zuflucht in der eigenen Fa
dennoch: der Mann von Energie und voller Sanftmuth, de
bricht durch eigenes Genie; verstoßen und verfolgt von de
tischen wie von der katholischen Kirche, und doch ein Mann
Religiosität. Verhöhnt von Gottesgelehrten, die auf die B
erschließt er das ewige Buch der Offenbarung, das noch kei
Auge gelesen, und verkünde[illegible]umphirend der Menschheit
Evangelium von der Harmonie des Alls und seinen ewigen G
seitdem kündlich groß geworden und mit Entzücken erfüllt
erkennen. — In diesen himmlischen Spiegel schautest Du, e

*) Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras;
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

die religiös-sittliche Harmonie Deines eigenen Wesens zu gewinnen, diesen Tempel ging Dein Geist beten, wenn die tobende Welt Dich ließ, dort nährtest Du Deinen Geist mit himmlischen Gedanken, wenn dich hier unten die Menschen hungern ließen, dort tranktst Du Kraft und Begeisterung, wenn Dich die Priester hier unten von den Sacramenten zurückstießen. Dein Leben war ein Opfer für die Menschheit; ihr selbst war es keines, denn Deine Liebe fand darin ihr Leben. Großer Meister, Deine wenigen Jünger thaten das Ihre,*) und was Du sahst, ist nach Jahrhunderten erfüllt. Die Wahrheit der Welt, die Welt der Wahrheit ist erkannt, die Unmündigen selbst lernen sie vorwärts, und der Wahn und die Bosheit, die sich noch dawider setzen, schmelzen hin wie die Schatten und Nebel vor der steigenden Sonne!

Als ich jüngst über Regensburgs schöne Wälle ging, trat ich in einen kleinen Hain, und vor mir stand ein kleiner, etwa 30 Fuß hoher Tempel, darinnen auf einem Altare ein Bildniß mit der Unterschrift: Keppler. Der Thierkreis schmückt des Tempels Kuppel. Keppler's Genius hebt den Schleier vom Antlitz der Urania!

So erkennt die Nachwelt die Wahrheit, für die ihre ersten Verkünder meist leiden und sterben.

Scheiden wir von diesem edlen Geist mit den Worten, die einer seiner Biographen mittheilt:

Kühn zum Himmel gekehrt, trotz irdischen Jammers Umstrickung
 Mißt durchbringend Dein Blick leuchtenden Welten die Bahn.
Mit der Fackel des Geistes erhellst Du der ew'gen Gesetze
 Schrift, doch auf Erden schwingt Unsinn den tödtlichen Brand.
Muthig der Mutter Haupt die Noth abwehrst Du; der eignen
 Mühsal, der herben, erliegt endlich ermattend Dein Leib.
Sinniger Forscher! Dein Grab schmückt ewig die Blume des Ruhmes,
 Freundlich tönen ihn drauf ewige Sterne herab.

---

*) Zweimal noch hatte Keppler einen Ruf ins Ausland, nach Bologna und nach England: aus Vaterlandsliebe lehnte er es ab. Ueber sein schönes Verhältniß zu Galilei siehe im nächsten Abschnitt.

XVI. Galileo Galilei.

18. Februar 1564 — 8. Januar 1642.

E pur si muove!
Und sie bewegt sich doch!
Galilei.

Wenn der geniale Schwabe, dessen Leben wir betrachteten, we
Keppler als idealistischer Philosoph von dem Gedanken der Weltharmon
ausging und endlich die Beweise dafür in mathematischen und kosmisch
Wahrheiten fand, so war sein großer Zeitgenosse und Freund nicht min
Philosoph, ein solcher, der von der sicheren Thatsache des Exempe
der Beobachtung, des Experimentes ausgehend, mit Kopernikus u
Keppler die Weltansicht umgestalten, die wahre Welt entdecken, die Wiss
schaft der Natur begründen, die Säulen zum Tempel der neuen W
religion errichten half: Galilei! —

Vincenzio Galilei, einem alten aber verarmten adligen Geschle
entstammend, war ein fähiger Musiker und Mathematiker zu Flore
dem bei einem besuchsweisen Aufenthalte in Pisa sein ältester S
Galileo am 18. Februar 1564 geboren wurde. Die jesuitischen Fein
glaubten nachmals diesen unsern Helden um sein Ansehn zu bring
wenn sie ihn als einen natürlichen Sohn seines Vaters ausgäb
Wie? Ist denn ein ehelicher Sohn ein unnatürlicher? Oder hängt ei
Menschen Werth von seiner Geburt ab? Damals meinte man das. D
Streich gelang. Indeß der Trauschein wurde beigebracht und veröffentlic
er verdarb den Feinden ihre Bosheit, denn er bewies, daß Vincen
das Jahr vorher mit Galileo's Mutter, Giulia Pascia, kirchlich ve
mählt war.

So trug der spätere Lebenskampf dieses seltenen Mannes den Str
bis auf seine Wiege zurück. Seine Kindheit selbst war friedlich u
clich. Vincenzio, ein feiner, klassisch gebildeter Mann, aber in ärm
en Verhältnissen lebend, zumal ihn bald eine sehr starke Familie u
hete, bemerkte frühe die Talente seines erstgebornen Lieblings, u
rgte nach Möglichkeit für eine gute Erziehung. Latein und Griechis
ieß er durch Andere ihn lehren: in Musik und Mathematik unterrichte
r ihn selbst. Galileo machte in Allem rasche Fortschritte und belohn

s durch reiche Hoffnungen die stärker werdenden Entbehrungen, welche er Vater und die Familie gern trugen. Sein Talent zum Zeichnen nd Bilden von Figuren in Gyps war hervorstechend, und in Allem igte sich vom Kinderspiel bis zu den Beschäftigungen des reifenden ünglings eine entschiedene Richtung auf das Praktische. Siebzehn Jahre lt, entschloß er sich auf den Wunsch des Vaters — zum Studium der eilkunde.

Auf der Universität in Pisa, wo er demgemäß zunächst der Philosophie obzuliegen hatte, lernte er von dem scharfsinnigen (Pythagoräer) Razzoni die herrschende (aristotelische) Philosophie bekämpfen, und behbete bald Lernende und Lehrende so, daß er sich den Beinamen des streitsüchtigen Philosophen" erwarb. Man mied seinen Umgang, doch ätzten ihn Einzelne desto mehr, da sie sahen, daß sein Eifer stets nur er Sache galt und ihm einen um so offneren und geraderen Charakter rlieh. Ein Zufall führte ihn schon in dieser Zeit zu einer seiner schönsten ntdeckungen. Als er im Dom die Messe hörte, erhielt die von der hen Decke herabhängende ewige Lampe einen Stoß und gerieth in chwingungen, welche bei der bedeutenden Höhe des Seiles sehr langsam er sehr gleichmäßig und das ganze Hochamt hindurch andauernd waren. s fiel ihm auf, daß in dem Maße als die Schwingungen räumlich bnahmen, ihre Schnelligkeit auch abnahm, d. h. die Dauer jeder chwingung dieselbe blieb. Mit Hülfe der Pulsschläge überzeugte er sich, ilte seine Beobachtungen mit und fand Anerkennung. Seine Richtung f das Praktische ließ ihn sogleich finden, daß man danach den Puls s Patienten eben so wie den Tact der Musik und Aehnliches werde essen und ordnen können. Hierauf beruhte Huyghen's Erfindung der ndeluhren (1656) und somit jene genaue Zeitmessungskunst, durch lche auch die Astronomie so hoch gestiegen, und manche andere wichtige ntdeckung gemacht worden ist.

Die nähere Untersuchung dieser Pendelbewegung ließ Galilei aber fort fühlen, daß er die Mathematik bisher vernachlässigt habe, obwohl in Vater dieselbe für die Seele der Wissenschaft erklärte. Sein Entschluß ar bald gefaßt, und der Vater unterstützte ihn namentlich durch Empfehlung an den Mathematiker Ricci, einem Lehrer am fürstlichen Hof, r im Winter mit demselben in Pisa lebte.

Im Winter 1583 in Pisa angekommen, wollte er Ricci seinen Besuch machen, wurde aber, weil dieser gerade Stunde abhielt, abgewiesen. Die Lokalitäten gestatteten es ihm, ganz unbemerkt an der Thür verweilen, hinter welcher Ricci soeben mit lauter Stimme Geometrie ach Euclid docirte. Er horchte und hörte auch andern Tags, und wieder und mmer wieder. Das Seltsame der Sache reizte ihn zur höchsten Thätig-

keit. Natürlich wurde die Sache entdeckt — aber man störte ihn n bis Ricci selbst den jungen Mann zu sich beschied. Der Erfolg r daß Galilei neben den Prinzen Ricci's Schüler und bald sein Fre wurde, den er mit Begeisterung und mit den glänzendsten Erfolgen ; tiefern Studium der mathematischen Wissenschaft anleitete.

So starb die Lust zur Medizin in ihm, und der besorgte V war wenig getröstet, als er den wahren Grund davon erforscht h denn er hatte die praktischen Bedürfnisse des Lebens im Auge. Es l zu einem harten Kampf zwischen Vater und Sohn, Ricci entschied i der Vater gab dem Sohne nach.

In wenigen Jahren bildete sich Galilei zu einem vollendeten Ma matiker seiner Zeit durch, der bald alle Gelehrten seines Faches d Scharfsinn übertraf. Statt der philosophischen Disputationen liebt nur naturwissenschaftliche, und durch stete Siege wurde sein Name im bekannter. So bestritt er die Lehre der Aristoteliker, daß ein schw Körper schneller falle als ein leichterer, und zog sich heftige Feindscha zu: denn was die Orthodoxie in der Religion, waren diese Leute in Philosophie. Er bewies ihnen den Widerspruch, der in jenem Satze li er zeigte es durch die Fallexperimente vom berühmten schiefen Domth zu Pisa — umsonst. Er versöhnte durch seinen Beweis nicht, er fa den Haß an. Nicht seine Jugend entschuldigte ihn — nicht seine Fre Ricci und del Monte, die größten Mathematiker, konnten ihn schützen er mußte fort von Pisa.

Er ging heim nach Florenz. Seine Aussichten waren schlecht, d er war ohne Mittel und hatte schon deshalb, bei der Feindschaft gelehrten Herren, nicht Doctor werden können. Da beschloß er, zwei zwanzig Jahre alt, — diese falsche Wissenschaft durch die wahre bekämpfen — zu besiegen. Er studirte mit allem Fleiß privatim blieb in Verbindung mit den wirklich gelehrten und daher zugängli Männern, die ihn gern bei ihren Arbeiten benutzten, und machte d — gleichsam nebenher — gar wichtige Beobachtungen und Entdeckun z. B. die genauen Gesetze über die Bewegung der Körper, die hydrostati Wage, das Aerometer u. a. Endlich traf del Monte beim Herzog rechte Stunde.

Galilei wurde nach Pisa zurückberufen, zum Aerger seiner Fei u... hrer der angewandten Mathematik auf drei Jahre angest hten es die Feinde dahin, daß er nur sechzig Thaler Ge .deß ein Genie bricht sich Bahn. Bald schickte der He Söhne zu ihm in den Unterricht. Gleichwohl mußten . nach drei Jahren wieder zu entfernen.

..ei kehrte nach Florenz zurück, wohnte nun aber bei dem e

viati auf schöner Villa, und fand in ihm, den er durch del Monte
nen gelernt, einen fürs ganze Leben treuen Freund. Hier war es, wo der
tianische Gesandte Sagredo ihn kennen lernte und noch in demselben
hre (1592) seine Berufung an die Universität Padua bewirkte. Soweit
tte er es bisher gebracht, daß Salviati ihn gen Pisa mit der nöthigsten
eidung und Wäsche versehen mußte! Man sieht: die Wahrheit sagen
ngt nichts ein — nur große Naturen sind dazu fähig, sie zu ver-
den — trotz alledem und alledem.

In Padua ging's besser als in Pisa. Der Prophet gilt nichts im
terlande. Weniger befeindet, fand er mit seiner außerordentlichen
rfähigkeit offenes Ohr und setzte dabei seine mathematischen, mecha-
chen und physikalischen Untersuchungen fort, fand Vieles, worauf später
Newton, Lagrange und Laplace ihre Systeme bauten, erfand (um
03) das Thermometer, lehrte die Kraft des Magnets vergrößern, war
ister in der Lehre der militairischen Kunst des Befestigens u. dgl.,
bachtete die Sterne und kämpfte ritterlich gegen die alten Zunft-
ehrten. Er war weltberühmt. Aus allen Ländern zog man gen Padua,
lilei zu hören. Tycho de Brahe und Mästlin suchten und fanden
e persönliche Bekanntschaft, und durch sie kam denn auch Keppler mit
in dauernde Verbindung. Ueber zwei tausend Zuhörer pflegten sich
der Zeit seines Höhepunktes um ihn zu sammeln: Gustav Adolph
als Jüngling zu seinen Füßen. Dabei war Galilei Meister der
prache, Kenner der Literatur — nur Schriftsteller war er nicht, so gern
auch wissenschaftliche Briefe nach allen Seiten hin schrieb.

Im Juni 1609 — er war gerade bei Sagredo in Venedig zu Besuch
vernahm Galilei, daß man in Holland Instrumente verfertige, durch
lche man sehr entfernte Dinge als nahe betrachten könne. Galilei
lte hin, und nach sechs Tagen trat er schon wieder bei Sagredo mit
n ersten fertigen Fernrohr ein. Vom Thurme schauten die Senatoren
aunt hindurch nach ihren Schiffen auf der See, und Allen war das
lgenreiche dieser Erfindung klar. Galilei verehrte das Glas mit einer
nschrift dem Senate. Er ward dafür lebenslänglich angestellt und
n Gehalt auf tausend Thaler erhöht. Der Triumph war groß, aber
war nur dessen Anfang.

Galilei machte ein zweites Fernrohr mit verstärkter Wirkung. Dies
htete er nach dem Himmel. Welche Entdeckungen! Ganze Heerschaaren
er Sterne traten vor sein Auge, ein heiliger Schauer fuhr durch seine
ele! Der Mond zeigte seine Berge und Thäler, seine Kugelgestalt —
auch seine Rotationsverhältnisse, — das allbekannte Siebengestirn
rd zu einem Heer von Sternen. Ein freudiger Schrecken ging durch die
nnende Welt. Am 7. Januar 1610 fand er drei, am 13. den vierten

Mond des Jupiter, die sich als solche durch ihre Bewegungen als
erwiesen; er sah die Sichelgestalt d. h. die wechselnden Lichtgestalten
Venus und des Mars; er zeigte die Sonnenflecken, — eine Entdeck
jagte die andere: jede war ein neuer Triumph, jede ein neuer Be
ür das kopernikanisch-kepplersche Weltsystem. Galilei gab einen „Stern
herold" heraus, der dies Alles der Welt verkündete.

Das war in dem persönlichen Schicksal Galilei's sein Culminatio
punkt; sein Glück ward auch sein Unglück. Der junge Großherzog
Toskana, Galilei's Schüler, wollte um jeden Preis den gefeierten Ma
nach Toskana zurückhaben. Man lud ihn ein, besuchsweise hinüber
kommen und den neuen Himmel zu zeigen. Galilei ging und kehrte
belohnt zurück. Aber man hatte ihn gewonnen. Man sicherte ihm
Lebenszeit tausend Scudi Gehalt, man nahm ihm die Last des Lehr
ab; er sollte ganz freie Muße für seine Forschungen haben, er s
deshalb auch seinen Wohnsitz in Pisa, Florenz oder wo er sonst in Toska
wolle, nehmen. Das war freilich eine große Lockung, und es schien
im Interesse seiner Forschungen selbst, ihr zu folgen. Er that's. Sch
im September 1610 wohnte Galilei zu Florenz und war gefeiert
Hofe. Die Freunde aber hatten ihn gewarnt. Der alte treue Sagredo,
Morgenlande auf Reisen, war erschrocken über die Berufung und ste
ihm Alles dagegen vor, namentlich daß die Jesuiten am Hofe des jung
Fürsten regierten und er in ihre Schlingen fallen würde. Paol
Sarpi, der berühmte Geschichtsschreiber des Tridentiner Concils, sel
auch ein guter Mathematiker und dadurch Freund Galilei's, drang eb
falls in ihn: er sah und sagte ihm, daß seine Wissenschaft ihn not
wendig in Streit mit der das Gegentheil lehrenden Kirche bringen müss
und daß er in diesem Kampfe unterliegen, vielleicht mit seinem Leb
büßen müsse. Sarpi sprach aus eigener Erfahrung, aber — umson
Galilei ging, und es schien, als habe er nichts zu fürchten.

In diese Zeit fällt nun auch Keppler's große Entdeckung. Sei
neue oder physische Astronomie erschien ja im Jahre 1609. Als nu
1610 die Kunde von Galilei's Entdeckungen kam, kann man denken, wi
sehr Keppler den Besitz eines Fernrohrs ersehnte. Keppler schrieb a
Galilei und beide gleichgesinnten Freunde blieben seitdem im Verkehr
Erst im August erhielt Keppler ein Fernrohr. Die Frucht seine
eifrigen Beschäftigung damit war seine Lehre der „Dioptrik", welch
1611 erschien, und Verbesserungen des Fernrohrs zu astronomischen
Gebrauch, daher man galileische und kepplersche Fernröhre unterscheidet
die in ihrer Construction verschieden sind. — So trägt und fördert ei
Geist den andern, wie in der ganzen Natur eine Kraft durch die ander

…, und schaffen einen neuen Himmel und eine neue Erde, während die Massen den Götzen der neuen Welt anbeten.

Sarpi's Vermuthung war indeß richtig. Theils die Zopfgelehrten ..er Zeit — die Aristoteliker — theils die Theologen, allmächtig durch ..e Jesuiten, empörten sich mehr und mehr gegen den Neuerer und die „deutschen Ketzer" (Kopernikus und Keppler). Indessen ihre Angriffe waren zu plump, als daß Galilei sie nicht leicht besiegt hätte. Im Jahre 1611 reiste er nach Rom und setzte diese Stadt durch seine Vorträge und Aufzeigungen der himmlischen Erscheinungen völlig in Staunen. Der Cardinal Bellarmin, der Jesuit, rechtfertigte ihn selbst, und der Cardinal del Monte schrieb dem Herzog von Toskana, wie er glaube, daß wenn die alte Republik noch stünde, man diesem Manne ein Standbild auf dem Capitol setzen werde. Rom war gewonnen, die Feinde waren besiegt.

Allein ein doppelter Feind blieb: die Dummheit, „gegen welche Götter selbst vergeblich streiten", und die Bosheit, welcher jedes Mittel zum Zweck gerecht ist. In ersterer Hinsicht hatte er den gelehrten und ungelehrten Pöbel zu fürchten, auf deren Massenkraft die feindliche Kirche beruhte. Und er hatte ja Gelegenheit genug gehabt, die Naturgeschichte dieser Wesen zu studiren, dieser blinden Menge, dieser gelehrten Herren, die nicht das Fernrohr ansetzen wollten, um nicht die „teuflische Lüge", wie sie den entdeckten Himmel nannten, sehen zu müssen, — die das Fernrohr selbst für eine Erfindung des Satans erklärten!! Der Geistliche Caccini hatte aus der Himmelfahrtsgeschichte einst den Text gewählt: „Ihr galliläischen Männer, was stehet ihr und schauet gen Himmel" (Apostelgesch. 1, 11), und hatte danach eine Donnerpredigt gegen die galileischen Ketzer gehalten, die den Glauben an Bibel und Kirche untergrüben — genau, wie man dergleichen zu aller Zeit von hundert Kanzeln hört. Kein Zweifel war, daß die gescheiteren unter den Pfaffen sehr wohl einsahen, daß es sich darum handele, ob Natur oder Offenbarung, ob Bibel oder Vernunft, ob Kirchenthum oder Menschenthum gelten, ob Galilei oder sie selbst Ambos oder Hammer sein sollten: es war die Lebensfrage der Kirche, es war die Grenze, wo alte und neue Welt um ihre Principien in Kampf gerathen mußten. Sarpi hatte das eingesehen und Galilei gewarnt. Dieser verließ sich auf die Wahrheit. Von Anfang an hatte er klug und sorgfältig vermieden, den Streit zu einem kirchlich-religiösen werden zu lassen. Er bekannte sich nicht offen zum kopernikanischen Systeme und wich allem theologischen Streite aus. Man legte ihm das methodisch als Feigheit aus. Das reizte die heftige Natur Galilei's. In einer Gelehrtenversammlung des Herzogs brach sein ungestümer Geist durch, er bekannte sich zu Kopernikus' System und

deutete die bekannte Bibelstelle Josua 10, 12 ff. so, daß sie damit im Einklange stand. Eine heftige, für ihn siegreiche Disputation folgte. Das war das Signal.

Die Jesuiten wußten sich einen Brief zu verschaffen, in welchem Galilei den ganzen Vorgang selbst erzählt. Alsbald wurde er vor das Inquisitionstribunal in Rom geladen (1616). Die Dominikaner verfolgten die Sache eifrig, und Caccini selbst versäumte nicht nach Rom zu gehen und, während er Galilei Versöhnung und Freundschaft in das Gesicht heuchelte, salamanderartig gegen ihn zu intriguiren. Galilei, von Freunden wohl berathen, trat bescheiden vor dem heiligen Gerichtshof auf, nicht als der Mann, der sie belehren konnte, sondern als Einer der den Rath der Väter als gehorsamer Sohn der Kirche zu hören hat. Das war eine harte Demüthigung, aber der einzige Weg zu seiner Freisprechung. Die Kirche verbot ihm, dem Mathematiker und Philosophen sich mit Auslegen der Bibel zu befassen und den ketzerischen Glauben zu haben, als sei die Sonne ein Firstern und die Erde ein Planet. Der Pabst Paul V. empfing ihn freundlich, versicherte ihm Schutz, so lange er lebe — und hatte mit Bellarmin doch sich dahin verständigt daß die Meinung des Galilei „ketzerisch“ sei.

Galilei kehrte heim, unzufrieden mit sich selbst, daß er glauben und lehren solle, wie die Bibel sagt, die Erde sei das feststehende Firmament Sonne wie Mond bewegten sich um sie. Die befreundeten Cardinäle hatten ihm geradezu gerathen, die Bibellehre vorzutragen, für sich könne man ja dieser oder jener Speculation huldigen! Galilei aber haßte die Heuchelei. Hierdurch und durch sonstige Widerwärtigkeiten, welche die allmächtigen Jesuiten, namentlich am spanischen Hofe, ihm bereiteten ward er veranlaßt, sich in Florenz ganz zurückzuziehen und seine Wissenschaft und seine Entdeckungen nun förmlich zu bearbeiten und — in protestantische Ausland zu senden, damit sie nach seinem Tode gedruckt würden!

Aus dieser stilleren Beschäftigung rief ihn 1618 ein Komet. Die Kirche predigte Angesichts dieser „Zuchtruthe Gottes“ Buße, und schob alles Unheil, das er verkünde, — den ungläubigen Ketzern in die Schuhe. Galilei bekümmerte sich nicht um des Pöbels Geschrei, sondern beobachtete den Komet und schrieb eine Schrift darüber. Da erschien in demselben Jahre ein zweiter Komet: die Furcht, die Erbitterung — jede Leidensch... ...tten, und der Hof selbst wünschte eine öffentliche Schrift zur Aufklärung ... Beruhigung. Galilei schien dazu der Mann. Aber Galilei schrie... ...ur in engeren Kreisen gab er seine Ansichten kund. Endli... ...er ein, daß die Schrift unter dem Namen eines Andern, de... ...ei den Beobachtungen geholfen hatte, M. Guiducci, 1619 wirklic...

schien. Der Jesuit Grassi, welcher eine ähnliche Schrift hatte ausgehen ssen, wurde darin mitgenommen. Dieser witterte den wahren Urheber r Schrift leicht heraus und schrieb nun dagegen unter dem Namen arsi von Sigensano 1620 eine „astronomische Wagschale", welche voll ift und Galle war. So wurde der ganze Orden gegen Galilei aufbracht, und dieser um so mehr bloßgestellt, als 1621 auch der Großrzog Cosmus II., sein Beschützer, starb.

In diese Gewitterschwüle hinein sandte Galilei selbst mit kühnem uthe den zündenden Blitz. Im Jahre 1623 erschien seine „Goldwage", ne Streitschrift, die noch jetzt als die vorzüglichste der nzen italienischen Literatur gepriesen wird. In klassischer rache, mit feinem Witz, mit rücksichtslosem Freimuth tritt er hier als rtheidiger der Naturwissenschaft zum entscheidenden Kampfe hervor. as Schlimmste war zu fürchten, — doch es kam anders. Der Cardinal rberini, Verehrer Galilei's, war als Urban VIII. Pabst geworden und ßte ihn zu schützen, ja der Großherzog schickte Galilei als Gesandten ihn, und in dem Antwortschreiben sagte dieser Pabst, daß, so lange r Jupiter mit vier Monden vom Himmel leuchte, so lange werde auch alilei das Lob seines Jahrhunderts zum steten Begleiter haben! Neu muthigt, obwohl schon kränklich und schwerhörig, bat Galilei den Pabst Erlaubniß, ein Werk drucken zu lassen, in welchem er die beiden eltsysteme mit gerechter Wage abwägen wolle. Der Pabst ermuthigte dazu, indem er als selbstverständlich voraussetzte, daß er dem kopernischen System nur eine Wahrscheinlichkeit beilegen werde, denn anders e die Kirche es nicht zu. Galilei machte sich an das Werk, aber lose Schwierigkeiten, unter denen die durch die Jesuiten bewirkte mälige Umstimmung des Pabstes nicht die geringste war, verzögerten Druck von Jahr zu Jahr. Endlich, 1632, erschien das Werk: Dialogen über die beiden Weltsysteme, das kopernikanische und ptoleische." Mit großem Geschick hatte Galilei die Namen seiner Freunde grebo und Salviati und einen Ungenannten, der nach den Büchern Simplicius ihre neuere Ansicht bestritten hatte, zu den drei redenden rsonen dieses Buchs gewählt. Der Gang ist nun der, daß Simplicius allen Gründen der Wissenschaft in die Enge getrieben wird, zuletzt r stets mit religiös-kirchlichen Gründen dagegen ficht und — Recht lt. So wird das Buch zu einer Apologie der wahren ltanschauung und zugleich zu einer Satyre auf die bibelubigen Gegner.

Je größer der Triumph auf der einen Seite, desto bitterer ward Haß auf der andern. Die Geistlichkeit schwieg; die kirchliche Ernniß zum Druck des Werkes machte sie stumm. Aber sie sann auf

Rache. Ein Nichtgeistlicher schrieb eine Gegenschrift, in welcher di Rolle des Simplicius als absichtlich lächerliche dargestellt wurde. Di Jesuiten Grassi, Schreiner u. a. machten ein Komplott, dessen Zielpun vor Allem völlige Gewinnung des Pabstes war. Man beobachtete ei auffallendes Schweigen, so oft die Rede auf die große Tagesfrage ka und nachdem die päbstliche Neugier hinreichend gesteigert war, entdeck man ihr des Räthsels Lösung: Simplicius — das sei er selbst — da Haupt der Christenheit; den gelehrten Barberini habe dieser Galil persiflirt. Das zündete. Urban VIII. glaubte sich von Galilei be trogen, und war es von den Jesuiten. Alle seine Leidenschaften forderte Rache. Damit aber der Pabst nicht persönlich beleidigt erschei und deshalb etwa gar vom Prozeß abstünde, hob man nun in Galilei Buche Alles hervor, was als eine Versündigung an der Kirche und ihr Lehre erschien. So versicherte man sich des Pabstes, und kein Gro herzog von Florenz, kein französischer Gesandter, kein befreundeter Ca dinal vermochte mehr, etwas zu ändern: Der Pabst war in de Händen der Jesuiten, sie richteten durch ihn über Galilei.

Am 30. Januar 1633 reiste Galilei von Florenz ab, gichtbelade halb blind. In Toskana herrschte die Pest; er mußte vierzehn Ta Quarantaine halten. Der toskanische Gesandte Niccolini wend wenigstens den Kerker von ihm ab, erwirkte, daß er im Gesandtschaft hause wohnen (d. h. Hausarrest haben) durfte, und schickte ihm eine Sänf entgegen, um ihn einzuholen. Am 13. Februar traf er in Rom ei Den 18. trat er in das siebenzigste Jahr!

Zwei Monate dauerte die Voruntersuchung. Sie bestand wesentli darin, daß ein Commissar mit ihm ausfuhr und dabei seine Gesinnung abhorchte. Galilei's Erklärungen genügten nicht. Den 18. April wur er vor die Inquisition geführt. Er sollte bekennen, daß er durch je Schrift die Kirche habe lächerlich machen wollen u. s. w. Man wa ihn zwei Wochen in den Kerker, man ließ ihn im Gesandtschaftsha wieder gesunden, um ihn von Neuem inquiriren zu können. Am 22. Ju wurde er wieder vorgeladen und sollte bekennen, daß er die Absi gehabt, den kirchlichen Glauben an das Feststehen der Erde und an di Bewegung der Sonne um die Erde lächerlich zu machen: umsonst. Da schritt man zu dem Examen rigorosum, d. h. zur Anwendung der Folte Freilich ist diese Thatsache nicht ausdrücklich bezeugt; denn Galilei's Mund schwieg; furchtbare Eide legten ihm Schweigen auf über Alles Inquisition vorging, aber am andern Tage litt er an einem hen Eingeweidebruch, der häufigen Folge der Folterqualen. hen nach dem Uebergang zum „Examen rigorosum", der uck für Inquisition durch Folter, in Folge einer Ve

mmelung (!) eine Lücke. Zu Napoleon's Zeit wurden diese Acten funden, diese Angaben bestätigt, aber — gestohlen (!), ehe sie gedruckt rden konnten!! — — — Galilei's Kraft war durch das Glieder=rrenken vollends gebrochen, er hatte ohne Zweifel bekannt, was die Väter Jesu" und der „heilige Vater" gewollt.

Am folgenden Tage, dem 23. Juni 1633, brachte man den gepeinigten nken Mann in die Kirche des Klosters alla Minerva (!). Da stand barfuß, im Hemde, vor den versammelten Cardinälen, Mönchen und dern geistlichen Herrn, mußte niederknieen, und, die Linke auf das angelium gelegt, schwören: „Ich, Galilei, der ich in meinem siebenzig=n Jahre mich persönlich vor dem Gericht eingefunden, auf den Knieen gend, und die Augen auf das heilige Evangelium gerichtet, welches ich it meinen Händen berühre, schwöre ab, verfluche und verwünsche mit lichem Herzen und wahrem Glauben die Ungereimtheit, Falschheit und ẞerei der Lehre von der Bewegung der Erde". Außerdem wurde der glückliche verurtheilt zu lebenslänglichem Inquisitionsgefängniß und chentlichem Beten der sieben Bußpsalmen. Hier war es, wo er, voll grimm aufstehend, die berühmt gewordenen Worte in den Bart ge=rochen haben soll: „Und sie (die Erde) bewegt sich doch". Nachdem r Märtyrer das Schreckliche dieses Urtheils empfunden, machte man n mit seiner Begnadigung bekannt, welche ihm gestattete, in völliger rückgezogenheit in einem geistlichen Hause des Großherzogthums nach ener Wahl zu leben. Er wählte den Erzbischof Piccolomini in Siena, d nach sechs Monaten gräßlicher Qual in Rom, das ihn einst bewundert tte, reiste er unter Inquisitoriatsbedeckung dorthin ab. Die Kirchen aber llten wieder von der Buße des reuigen Sünders, und die Diener des angeliums frohlockten über ihren Sieg.

Auch die letzte Lebensperiode Galilei's, die hiermit begonnen hat, ßt noch tiefe Blicke in die Seele dieses Mannes und in die seiner it thun. In der Verbannung aus der Gesellschaft, in der Stellung ter polizeiliche, d. h. geistliche Aufsicht, verblieb er bis an seinen Tod; ch milderte sich seine Lage, besonders durch den Einfluß des Groß=rzogs. Anfangs verfuhr man so hart mit ihm, daß man ihm nicht stattete, seine in der Sehnsucht nach ihm sterbende Tochter zu besuchen! rlich, Galilei war ja nicht verheirathet gewesen. Er hatte es vor=zogen, sein Herz einer liebenswürdigen Griechin in freier Liebe zu ihen, treu — wie es je nur in einer Ehe geschehen kann. Drei Töchter d ein Sohn waren aus dieser freien Ehe erblüht. Wäre er ein Fürst, Geistlicher, ein Gläubiger nur gewesen, so hätte damals Niemand stoß daran genommen, denn — für Geld war der Dispens zu haben. aber ließ man den Verstoßenen auch dies empfinden: die Tochter

starb, ohne den Vater wiederzusehen. Am Sohne erlebte er wenig Freu
die beiden andern Töchter aber — gingen ins Kloster, vielleicht, um
den Himmel und die Erde mit ihrem geliebten Vater zu versöhnen.

Die friedliche Stille der Natur wirkte übrigens wohlthuend
Galilei's Geist und Körper ein; er durfte Blumen pflegen und Mu
treiben, die er leidenschaftlich liebte; freilich nur geistliche, denn jede and
war streng verboten. Bald aber wurde ihm gestattet, nach Arceti
Florenz, auf ein Schloß des Fürsten, überzusiedeln. Hier ward s
Geist wieder heiter, sein Mund beredt, seine Leiden erträglich.
Neuem widmete er sich seinen Studien, Toricelli und Viviani wur
hier seine Schüler und Freunde, er entdeckte die Schwankungen d
Mondes, er schrieb Verschiedenes, besonders aber ein Werk: „Math
matische Gespräche und Demonstrationen über zwei neue Wissenschaft
der Mechanik", die durch Vermittelung des französischen Gesandten,
auch den Pabst endlich günstiger zu stimmen wußte, in Holland zu Leid
gedruckt wurden. So ließ die rastlose Thätigkeit und geistige Energi
den Greis seine immer härter werdenden Leiden doch weniger empfinde
Nicht wenig trug dazu sein „letzter Schüler", — wie dieser sich selb
mit Stolz nannte, — Viviani bei, der mit treuer Hingebung und eben
so hoher Bewunderung an dem ehrwürdigen Greise hing, ihn pflegte,
mit ihm forschte, von ihm lernte, mit ihm scherzte, mit ihm duldete,
sein Eins und Alles wurde. Als seine Leiden wuchsen, ward es seinen
Töchtern — im Kloster des Orts — vergönnt, ihrem Vater beizustehen.
Die Gicht nahm nun völlig überhand, auch das zweite Auge war erblindet;
Schlaf kam fast nicht mehr in seine Augen, und ein zehrendes Fieber
stellte sich ein. Am 8. Januar 1642 starb er in Viviani's Armen. Man
sprach es laut aus, daß des Ketzers Leiche auf ungeweihter Stätte zu
begraben sei: aus Gnade wurde er, aber ohne alle Feier, in der Kreuzkirche beigesetzt.

So schied dieser gewaltige Geist. Das Christenthum dieser Erde sah in ihm seinen Todfeind und griff mit eiserner Faust in sein Lebensgeschick. Aber Galilei's großer Geist stählte sich in der Arbeit zu heroischem Widerstande und baute, mit den Waffen in der Hand, am neuen Tempel eines bessern Zeitalters, wo sein Name leuchtet unter den großen Propheten, denen die dankbare Nachwelt ihre bewundernde Liebe zollt, und aus deren Vorbild Kraft zum Weiterbau schöpft.

Viviani hatte mit fleißiger Pietät und feinem Tact die werthvollsten Beiträge zum „Leben Galilei's" gesammelt. Seine Anstellung als florentinischer Baumeister ließ ihm nicht Muße zur sofortigen Ausführung. Der Herzog selbst wollte diese Sammlung veranstalten und wünschte dazu Viviani's Hülfe. Unter dem Druck der Censur und der Verhältnisse

ein ganz verstümmeltes Werk zu Stande. Eine wahrheitgetreue
derung und eine Menge gesammelter Schriftstücke verbarg Viviani
ner Grube seines Hauses, um sie den Klauen der Jesuiten zu ent=
ı. Er starb aber, ehe er sie benutzen konnte. Erst 1739 wurden
ıfällig aufgefunden und gerettet: erst 1821 wurden sie vollständig
ısgegeben!!!

Am Tage, da Michel Angelo starb, ward Galilei geboren. Im
'e da Galilei starb, trat Newton in die Welt. Die Propheten
:n nicht aus.

XVII. Giordano Bruno.

1550?—18. Februar 1600.

Die großen Geister sind die brennenden Lichter! Es ist entsetzlich, daß wir da draußen über den Bergen nicht alle Lichter auslöschen können, denn sie tauchen jetzt zu Hunderten aus dem großen Sumpfe auf. Wir haben nicht bona-notte (Lichtstürzen) genug, nicht genüglich lange Stangen, um bis zu allen Kronleuchtern hinaufzureichen, welche sich die Großen nun selbst in ihre Säle hängen. Blase sie Gott aus vom Himmel! Aber am fürchterlichsten ist uns ein italienisches Licht! Denn das leuchtet Italien, weil ihm Italien glaubt, weil es ein heimathliches Licht ist! Darum müssen wir den Giordano Bruno haben, den die Welt das größte Licht nennt, dessen Schein der ganzen Welt erst ihre *eigene* Farbe giebt, das sie selbstständig erscheinen läßt, und jeden Menschen als einen selbstständigen, unsterblichen göttlichen Geist! *Es ist Alles aus, wenn dieser Mann aufkommt.*

Der päbstl. Nuntius bei L. *Schefer*,
„Göttliche Komödie in Rom."

Filoteo Giordano Bruno, zu Nola in Italien in der Mitte
.6. Jahrhunderts geboren, der „Genius Italiens", sei jetzt der Mann,
ı Geist uns erquicke, dessen Namen wir feiern wollen.

Wie die duftende Rose von Schiras im Thau der Morgenröthe, so
ɜt dieser herrliche Geist: die duftende Weisheit, die blühende Poesie,
ıeilige Liebe, die Freude Aller, die sie schauen.

So geistig ist seine Natur, so einladend, in sie einzugehen, daß wir
'eußeren seines Jugendlebens, das uns ohnedies fast ganz unbekannt
›esto eher entrathen können.

Zu Nola bei Neapel, in jenen Feldern, wo die Römer einst Hannibal besiegten, in jenen Bergen, die den Vesuv umkränzen, wo Bruno geboren, verfloß auch seine glückliche Jugend.

Das Erste, wodurch sich Bruno der Welt bekannt machte, wa eine Komödie. Die Poesie war nämlich damals in Italien bereit ihrem Verfall, und namentlich die erste Hälfte des 16. Jahrhun war durch die wahre Ausgeburt eines geistreichen Poeten bezeichnet: P Aretino, der Lustspieldichter, der Alles in den Schmutz zog, den K und Päbste reich belohnten, weil sie ihn fürchteten, und der ihnen d die Denkmünze verehrte, die er auf sich selbst hatte schlagen lassen, der Inschrift: „Peter Aretin, der Göttliche, die Geißel der Fürs Bruno, der das Genie des Aretin in jeder Hinsicht, aber nicht Gemeinheit besaß, schrieb ein Lustspiel: „der Leuchter", eine Satyre die Verkehrtheit seiner Zeit. Die falschen Sitten, die alberne Ge samkeit, die heuchlerische Frömmigkeit, der götzendienerische Abergl die lüderliche Gemeinheit, die Alchymie, Alles wird schonungslos d gehechelt. Dieser Spiegel für seine Zeit zeigt nicht nur des Dic reiche Begabung, sondern seinen freien, über den Vorurtheilen der erhabenen Standpunkt, den er schon in frühen Jahren errungen haben

Lassen Sie mich daher kurz zusammenfassen, worin Bruno war und wie er es geworden.

Zuerst, wie wir eben sahen, ist er Dichter. Er ist es aber blos, weil er gute Satyren und treffliche Hymnen schrieb, so weil seine ganze geistige Natur lauter Poesie ist. Durch die S entfernt er geistig aus sich, was häßlich ist, und die Welt, sofern sie eine schöne ist, spiegelt sich in seiner Anschauung, bildet die Schö seines Characters. Zu dieser poetischen Durchbildung — war Brun außer durch den eigenen Genius, — besonders durch das Studium classischen Alterthums und die neuerwachte Poesie Italiens gekom Griechen und Römer waren ja, und mit ihnen die Poesie überhaupt Zeitalter der Mediceer wieder auferstanden: Dante hatte seine „gött Komödie", Petrarca seine „Lieder", Boccaccio seine „Novel gedichtet: da konnte ein Genius wie Bruno nicht anders, als durch durch Poesie sein, wenn auch seine größten Schöpfungen nicht der D kunst im engeren Sinne angehören.

Denn viel mehr noch war Bruno Philosoph, er wird vorz weise „der philosophische Genius Italiens" genannt. Zunächst beschäf ihn die Methode der Gedankenverbindung, welche damals auf eine hanisch-künstliche Weise (die Lullische Kunst) geübt w Kind seiner Zeit, indem er dieser Methode huldigte und aber er vertiefte und vergeistigte sie, und während sie

ꝛen Geistern die gelehrte Maske war, hinter der sie ihr Nichts ver-
gen, wurde sie ihm das A B C, das man nicht mehr buchstabirt, wenn
ı lesen kann, und so las er durch sie in den Tiefen der Weisheit.
war vertraut mit den Denkern alter und neuer Zeit, aber es war
ıt ein Wissen wie bei Jenen, die so oft den fremden Geist sich äußerlich
ignen, weil's an eignem ihnen gebricht; er bewahrte seine Selbstständig-
, denn es war in ihm ein gewaltiger, ein schöpferischer Geist. Dem
chsten, dem Idealen zugewendet mit der Kraft des Genies, fand er
große Lücke der philosophischen Bildung seiner Zeit: die Versöhnung
: der wirklichen Welt, und deshalb baute er nicht auf luftige Philo-
heme, sondern wandte sich der Erkenntniß der Natur zu: Kopernikus
) Paracelsus, die schöpferischen Forscher der Natur, waren seine Leute,
) so erarbeitete er sich einen philosophischen Standpunkt, der im Wesent-
en derselbe ist, auf dem wir heute stehen, und den wir kurz die
heitliche Weltanschauung nennen. Die unendliche, ewige Welt, all-
kend in sich selbst, unerschöpflich in ihrer Offenbarung, Ein Geist in
m Lebendigen, Ein Gott in dem, durch den, zu dem Alles ist, und
es All gespiegelt im bewußtgewordenen Menschen, der zu sich selbst
mmen, bei sich sein und bleiben muß, um in seiner wahren Heimath,
in Gott zu sein: das sind die Grundgedanken, die seinem Geiste
gegangen, die sein Leben gestalteten, seinen Charakter bildeten, seine
esie ihm verliehen, sein — Schicksal ihm bestimmten, ihn hoch über
niedere Gesinnung der Menschen erhoben und unter allen Trübsalen
t Frieden und göttliche Kraft verliehen. Denn:

„Würdige Liebe des Schönen und feuriger Trieb für das Gute,
Göttlicher Wahrheit Reiz und echten Lebens Erstrebung
Hat mich hin zu dem Ziele gebracht, wo nimmer mir etwas
Gilt des Pöbels Geschrei und die Zeit, die stürmische, trübe!"

Weil er aber ein echter Philosoph war, darum wurde er auch
formator. Weil er sich in Gott, Gott in sich wußte, weil ihm
Leben, das All etwas Einheitliches war, darum war für ihn jene
ꝛidung unmöglich, welche Religion und Philosophie mechanisch trennt,
sie Gott und Welt, Leib und Seele in der Vorstellung auch scheidet.
war er aber in frühen Jahren schon Dominikaner-Mönch. Der
ellste Conflict also zwischen ihm, dem freien, selbstbewußten Menschen
der Kirche, war unvermeidlich. Daher geißelte er, wie schon be-
t, in seiner ersten Schrift den Aberglauben und die Scheinheiligkeit;
: ward sein ganzes Leben ein Kampf gegen die Irrthümer der Kirche,
daher kam, wie wir sehen werden, das tragische Ende, welches die
e auch diesem geistigen Heros bereitete.

Aber eben weil Bruno, nicht wie Luther oder Andere, mit der Aen-

derung und Verbesserung dieses oder jenes Stücks im Ausbau des he schenden Christenthums sich befaßte, sondern weil er die Grundlagen kirchlichen Anschauung als irrig erkannt, weil er in einer höhern Wa heit, auf richtigeren Principien fußte, darum war er vorzugsweise Prophet einer neuen Zeit, in deren Morgenröthe wir leben: er war nicht wie Luther etwa durch ungeheure Folgen, die sein kühnes Begin hatte, sondern er war es durch den Geist an sich und durch den Sa seines Geistes, der aufgeht, nachdem das specifische Lutherthum in „Altlutheranern" bereits verkommen ist. So ist die Größe eines Man nicht zu messen nach dem augenblicklichen Erfolge, — diesen hat oft am meisten, der Irrthum und Aberglauben am naivsten, am klüg oder am fanatischesten zu benutzen versteht, — sondern nach der Tr weite der Kraft, die in seiner Wahrheit liegt.

Dichter und Philosoph, Reformator und Prophet, das ist der vierfa Glanz, in dem sein Name den Jahrhunderten leuchtet, das sind die vi Farbentöne seines geistigen Strahlenbildes, das aus der Geschichte eb wie aus den feinen edlen Zügen seines Antlitzes, aus dem Feuerbl seines schwärmerischen Auges, aus der tiefsinnenden Milde seines Wese zu uns herüberspricht.

Weil nun die Einheit des Geistes sein Evangelium war, so er er auch Anspruch auf Alles was ist, um es erkennend zu genießen. D Wort von Paulus: „Alles ist Euer" hätte können sein Motto je Umgekehrt aber gehörte Alles was er hatte, der Welt, und sein Bes der Welt zu geben, das war ihm Religion. Darum haßte und geiße er jene superklugen Selbstsüchtlinge, die von der Heuchelei leben, und da meinen, die Wahrheit sei nur für sie, aber nicht für das Vo Kurz: seine Wahrheit, seine Religion der Welt zu geben, so viel i möglich, dafür glühete er, und dies bestimmte den äußeren Verla seines Lebens.

Daß ein Geist wie Bruno in den engen Schranken des Klost lebens nicht lange Befriedigung finden konnte, versteht sich von se Die Wüstheit und Heuchelei des Mönchthums stießen ihn ab; umso versuchte man, ihn mit in den Strudel und „von der Freiheit der Tug in die Knechtschaft der Heuchelei" zu ziehen. Endlich klagte man der Ketzerei an, weil er die christliche Lehre von der Verwandlung Brodes in den Leib Christi und die von der unbefleckten Empfäng der Jungfrau Maria geleugnet habe. Bruno verließ Kloster und L und begann seine geistige Ritterfahrt. Wir finden ihn zuerst in Ge von 1580—82 wirkte. Allein der engherzige Calvinismus bi ar keine Heimath für die freien Gedanken dieses Mannes; on, Toulouse, Paris, wo er die pedantische aristotelische Phi

hie bekämpfen half, und nach London. Der fahrende Ritter, der
vall Schriften herausgab, und in Disputationen, nach der Sitte jener
it, philosophisch-theologische Lanzen brach, rühmt das Wohlwollen, mit
n er überall von Edlen und Einsichtsvollen aufgenommen worden,
d satyrisirt die Dummheit der Beschränkten, die er bekämpfte, und
en Verfolgungswuth ihn von Ort zu Ort trieb.

Diese Erprobung der berühmtesten Autoritäten der Wissenschaft
nte nur dazu dienen, seine Selbständigkeit zu vollenden. Nur das
nbar in sich selbst Gewisse war der Grund, auf welchem er sein
rgebäude errichtete, und es ist schön zu sehen, wie die sclavische Ver-
ung gegen solche, die neue Wahrheiten lehren, bei ihm zur freien
e derselben sich gestaltet. Mit Recht hebt daher ein neuerer Schrift-
ler hervor, was Bruno über Kopernikus sagt:

„Hier begrüßen wir Dich, Du mit herrlichem Sinne Begabter,
Dessen erhabenen Geist ein ruhmlos dunkeler Zeitstrom
Nimmer bedeckt, deß Stimme der Thoren dumpfes Gemurmel
Freudig und frisch durchschallt, hochedler Kopernikus, dessen
Mahnendes Wort an der Pforte der Jünglingsseele mir pochte,
Da ich noch mit Sinn und Verstand ein Anderes meinte,
Als ich jetzo gefunden es hab' und greife mit Händen!
Siehe, da öffnete sich die lautere Quelle der Wahrheit,
Wie Dein Stab sie berührt, und hell aufglänzte die Schönheit
Nun mir der Welt, — denn es hat im Wendepunkte der Zeiten
Gott zum Diener auch mich des bessern Tages erkoren.
Und wie, was ich erschaut, nun tausend Gründe geheiligt,
Wie die Mutter Natur das lebendige Herz mir erschlossen,
Da nun ward mir vergönnt, auch Deiner klaren Berechnung
Mich zu erfreun, der Du den Sinn des Pythagoras wieder
Wie des Timäus ergriffst, den Hegesias wie den Nizetes.

So steht Bruno vollkommen frei da. Die alte Weltanschauung
für ihn bereits in Trümmern. Der scheinbare Himmel ist auf-
t ins unendliche All, darin die Erde und der Mensch nur ein Atom.
selbstgeschaffene Götterbild, das die Menschen anbeten, es ist zer-
en vor seinem Blick wie Nebel vor der Sonne. Vor ihm liegt ein
r Himmel und eine neue Erde, voll der Gottheit, die im Menschen
schönsten Tempel hat. Der kindliche Glaube ist aufgegangen in
liches Wissen, das als neue Religion sein Herz beseligt, seinen Geist
ammt.

„Dem engen, dunklen Kerker nun entronnen,
Wo lange mich der Irrthum hielt gebunden,
Daß ich die Kette jetzt, die mich umwunden,
Da ich die süße Freiheit mir gewonnen.

14*

Nun athm' ich in des neuen Lichtes Aera,
Denn der den Python schlug mit edlem Muthe,
Und der das Meer gefärbt mit dessen Blute,
Er hat auch mir verscheuchet die Megära.

Dir weih' ich all mein Herz, erhabnes Wesen,
Die kranke Seele lässest Du genesen,
Dir will ich lauschen, meine holde Stimme,

Du rufest, daß dem Abgrund ich entklimme;
Dir dank' ich, göttlich Licht, Du meine Sonne,
Die Du mich führest in das Haus der Wonne!"

Im Jahre 1586 kam Bruno nach Marburg, verließ es aber rüstet, da der Rector der Universität ihm die Erlaubniß zu öffentl Vorträgen verweigerte. Er ging nach Wittenberg, und rühmte nach das Wohlwollen, mit dem ihm an dieser Universität entgegengekom Zwei schöne glückliche Jahre hat er hier gelebt und gewirkt, denn Widerwärtige und Häßliche war für ihn nur Material zu dem F in dem seine Liebe, seine Begeisterung reiner und höher flammte. Uebri ist Bruno von tiefer Verehrung des deutschen Genius durchdrungen, vor allen Völkern giebt er dem deutschen eine große Zukunft! L preiset er hoch, obwohl er nicht seine Dogmen theilt, denn er sei Herkules, der über die Pforten der Hölle triumphirt und den „mit dreifachen Krone geschmückten dreiköpfigen Höllenhund aus der Tiefe vorgezogen und gezwungen habe, seinen Geifer auszuspeien." Sei Unterhalt erwarb er sich durch Unterricht, und da sein Geist dazu genug war, fand er als Verbannter überall das große Vaterland.

Im Jahre 1588 begab sich Bruno nach Prag, 1589 nach Br schweig, wo Herzog Julius ihm eine philosophische Professur in Helm verlieh. Hier war Bruno zum Protestantismus übergegangen, den im Gegensatz zu der Sclaverei des Pabstthums aufrichtig, ja mit geisterung pries. Aber er pries im Grunde eben nur den protestiren forschenden, freien Geist, der ihn aus dem damaligen Protestantis anwehte, und nicht das todte irrthumvolle Lehr- und Cultusgebäude, welchem der Protestantismus damals sich zu versteinern begann. D kam er auch über die Bestandtheile dieses letzteren mit den protestantis Pfaffen in Krieg. Diese exkommunizirten ihn und vertrieben ihn ri von [illegible]dt. Bruno mußte fliehen; dem lorbeertragenden Ge

ht schwer, einem polternden Hauptpastor aus dem W

ging nach Frankfurt, und neue Werke schuf er, die sei Denker und Dichter verm[illegible]hren. Da rief irgend ein Umst ch mitten aus seiner Arbeit hinweg nach Padua. Er

eahnt und es ausgesprochen, welches Schicksal ihm bevorstände; hier sich's erfüllen.

Die Inquisition bemächtigte sich Bruno's sofort und warf ihn in :erker Venedigs. Das war im Jahre 1592. Man verlangte seine eferung nach Rom, denn er sei nicht nur Ketzer sondern Ketzerfürst, Urheber ketzerischer Lehren! Erst nach Jahren erfolgte sie; denn Jahre saß unser Held in den Kerkern der damaligen Kirche, dieser che Mensch in den Klauen des höllischen Ungeheuers. Unter den glichsten Ketzereien werden aufgeführt, daß Christus kein Gott sondern usgezeichneter Magiker gewesen sei, daß Moses seine Gesetze selbst cht und die Lehre von den heiligen Büchern ein Traum sei, daß Welt ewig sei, daß der heilige Geist die Weltseele sei u. a. m. s lange Jahre trotzte Bruno allen Schrecknissen des Kerkers und Inquisition, dann noch zwei Jahre ebenso in Rom. Man bot Alles ihn zu bekehren, oder doch zum Widerruf zu bringen. Es war nst. Bald machte er dazu einmal Hoffnung, bald nachher aber eidigte er seine Sache mit gewohnter Energie und Ironie. Endlich, Alles umsonst war, wurde ihm am 9. Februar 1600 das Urtheil net. Im Inquisitionspalaste auf den Knieen liegend hörte er es s an. Man sagte ihm hier, daß er aller bekehrenden Liebe der uisition nur Trotz und Gottlosigkeit entgegengesetzt, degradirte und mmunicirte ihn und überlieferte ihn der weltlichen Macht, damit ihn „ohne Blutvergießen“ so gelind als möglich bestrafe. Die che dürstet nicht nach Blut“ und vergießt keines — sie läßt ihre r verbrennen. Bruno stand auf und sprach: „Ihr fällt vielht mit größerer Furcht das Urtheil, als ich es empfange!“ jori forsan tum timore sententiam in me fertis, quam ego accipiam.“ Diener führten ihn in den Kerker zurück. Man ließ ihn erforschen, b nicht der Tod ihn erweiche und zum Widerruf bereit mache. nst. Am 17. Februar leuchteten die Flammen eines Scheiterhaufens dem Campo de fiori zu Rom. In ihnen starb Bruno. Als er Verscheiden nahe war, hielt man ihm ein Crucifix vor. Bruno es mit trotzigem Blick zurück — und starb.

Bruno starb, dem Gläubigen zum Aergerniß, mit einer unerschütter- r Ruhe des Gemüths und mit einer Kraft, die auch von den nen im Sterben nicht gebrochen ward. Sein Tod ist fast ohne hen. Um so mehr ist er's, wenn man bedenkt, was es heißen vorher acht Jahre in den Kerkern und Martern der uisition aushalten! So ist sein Tod ein heiliges Siegel unter hohe Lied seines Lebens, und ein herrliches Zeugniß für die Thoren, e schreien, die neue Religion gebe nicht Kraft im Leben, nicht Trost

im Sterben. Wer sie nicht hat, dem kann sie das freilich nicht ... wer sie aber hat, dem ist sie das Ein und Alles seines Lebens, ... Höchstes, Heiligstes, wie sie es dem Bruno gewesen.

Und welches ist der Kern dieser Religionstheorie, die Bruno so ... emporgetragen?

Es ist ein einziges Wesen, ewig, allwirkend, in Stein und Pfl... in Menschen und Sternen, immer dasselbe, die Natur, der Geist, ... Substanz aller Dinge: Gott.

Der Stoff der Dinge ist nicht dem Geist entgegengesetzt oder ... nothwendig: Stoff und Geist sind Eins. Die „Natur", die Welt ... daher göttlich: in Allem was ist lebt göttliche Kraft; in Allem of... bart sich Gottheit.

„Von Gott, in Gott, zu Gott sind alle Dinge." Denn er ist ... Ursache alles Werdens, alles Bestehens, alles Vergehens. Was ei... vergeht nicht, es geht in Gott zurück. Es giebt keinen wesentlichen ...

Alles Endliche ist Offenbarung des Unendlichen, Gottes. ... Endliche vergeht. Alle Formen zerbrechen. Was im Endlichen unen... war, das Wesen, schafft neue Formen seines Daseins. Die Welt ... das ewige Leben Gottes.

Gott ist nicht Einer unter Andern oder neben etwas Ande... er ist das Eine, was allein ewig ist und Alles in sich begreift, u... Auge ist sein Auge, unser Denken sein Denken, unser Wesen sein We... Er ist das Sein, das Positive, die Güte; außer ihm ist — Ni... das Nichtsein. Das Negative, das Böse, hat nicht wesentliche Exi... Er ist die Macht, die Güte u. s. w., das Endliche nur, z. B. ... Mensch, ist mächtig, gütig u. s. w. im Verhältniß zu anderem Endli...

Gott ist Geist, ist Wissen, ist Weisheit, ist Alles in Allem. ... er ist es nicht in endlicher Weise — wie der Mensch — sonder... unendlicher. Vorsehung ist also Freiheit und Nothwendigkeit zugl... Er „wählt" nicht. Alles geschieht „ohne Wahl" d. h. vollko... nothwendig.

Diese Einheitslehre greift nun hindurch in alle Enden menschli... Denkens und Seins, und kehrt die bisherige „Frömmigkeit" um. ... es bisher „fromm", Gott im Tempel und im Allerheiligsten zu su... oder ihn zu denken auf himmlischem Throne, engelumsungen, oder ... in Bußen und Opfern zu dienen, so war dies nur abgöttisch, und fr... heißt nun: Gott in sich, sich in Gott wissen, jauchzend Gott sch... als die Seele der lebendigen Welt; in ihm aufzugehen und durch ... Alles zu sein, zu vermögen, zu leben, zu sterben — wie Bruno — ... ist die höchste Frömmigkeit der neuen Religion.

Es leuchtet von selbst ein, daß der Plunder des Aberglaubens, ...

...chlich den keimfähigen Kern der alten Religion umhüllt, vom Bewußt... des großen Nolaners völlig abfiel, wie welkes Unterholz von dem ...chsenden Baume. Befangenere Geister, denen sonst der persönliche ...uth dazu nicht fehlt, reißen diesen Plunder ab, vielleicht auch gesundes ...olz, und „reformiren"; aber der wirkliche Genius läßt dies der natür...chen Verwesung anheimfallen: das Wachsthum ins Grüne hinaus, die ...rucht des Gewesenen, die Voraussetzung des Künftigen ist seine Sache. ...o Bruno.

Bei diesem Streben ist natürlich, daß er seine Religion als die Blüthe ...es Christenthums betrachtete und die wesentlichen Formen desselben für ...n Vorstellen und Denken beibehielt, obwohl er diese Formen mit neuem ...eiste erfüllte. Z. B. Gott faßt er als dreieinigen Geist. Gott nämlich, ...e Alles umfassende, in Allem seiende Weisheit der Welt, sofern sie ...höpferisch ist, nennt er Vater, sofern sie in den Dingen wesende ...raft ist, Sohn, sofern sie die Liebe ist, die im Erblicken und Er...men des Schönen das Einzelne geistig zu Gott zurückführt, heiligen ...eist. Man sieht noch die zarten Hüllen, aus denen die neue Blüthe ...en hindurchbrechen will. Bruno würde weniger mißverstanden sein, ...enn er diese Formen seiner Darstellung mit unabhängigeren ver...auscht hätte.

Bei alledem ist Bruno's in der neuen Weltanschauung mit klarstem Bewußtsein wurzelnde Lehre so original, so voll unendlichen Inhaltes wie das All selbst, und so in ihrem Princip bestimmt, daß die Philo...ophie seitdem nichts Höheres hat thun können als — bewußt oder unbewußt — diese Weisheitslehre weiter zu entfalten oder anzuwenden. Der Anfang aller Weisheit, die Mutter aller Erkenntniß war für Bruno der **Zweifel**, denn nur er befreit vom Glauben, vom blinden Gehor...sam gegen Autoritäten: durch den Zweifel hindurch aber setzte Bruno kühn seine eigenen Ideen, wie sie aus der göttlichen Welt ihm entgegen...traten. Diesen Standpunkt nahm nachmals zuerst Cartesius ein, der alle Autoritäten leugnete und als den Anfangspunkt alles Denkens setzte: „Ich denke, also bin ich."

Bruno's Princip war die Welteinheit, und dieses Eins in Allem war ihm Gott. Nach ihm kam Spinoza und bildete diesen Satz mit der ganzen Consequenz eines Mathematikers aus, und bestimmte den Begriff des Göttlichen schärfer, als es in Bruno's poetischer Verkündigung geschehen war. Aus den tiefsten Gedanken dieser Männer aber fließt anerkanntermaßen der heilige Strom der modernen Weisheitslehre.

Worin er aber dem Spinoza am meisten gleicht, ist dies, daß ihm seine Philosophie eben nicht blos Philosophie, nicht blos Wissen, Liebe zum Wissen war, sondern vollkommene Religion, d. h. das Princip seines

ganzen Lebens. Daher hat ihre Religion diese beiden Männer zu herrlichen, göttlichen Charakteren verklärt; daher ist Bruno's Leiden u Tod eben so sittlich groß und schön als andererseits qualvoll und gräßli

„Führte ich den Pflug," schreibt er einmal, „weidete ich ei Heerde, bauete ich einen Garten, besserte ich ein Kleid aus, dann wü Niemand mich beargwöhnen, Einige würden mich beachten, Wenige m tadeln und leicht könnte ich Allen gefallen. Da ich aber das Feld Natur vorziehe, besorgt bin für die Weide der Seele, Lust habe der Pflege des Geistes, ein Dädalus bin für die Gewänder der V nunft, — siehe, wer mich nur anschaut, der droht mir, wer mich obachtet, der greift mich an, wer mich erreicht, beißt mich, wer m ergreift, zerreißt mich, und das ist nicht Einer, das sind nicht Weni es sind Viele, sind fast Alle." Trotz alledem verbitterte es seine Li nicht, und seine Harfe war nicht verstimmt: er schlug sie mit hoher Ku alle Dissonanzen löste er für seinen Geist in Harmonieen, und was gesungen, das hat er auch gethan. Darum sitzt er wie ein Sän auf hohem Fels: bald sendet er wie Apollo tödtliche Pfeile aus, b lauschen ihm, dem neuen Orpheus, die Creaturen; und nicht auf d spielenden Wellen des Meeres, wo die Empfindungen der Menschen h und her fluthen, nicht in dem bunten Reich der Phantasie fand er G nüge: er war der Sänger des Gedankens. Drum sehen wi ihn, den Denker, das sturmvolle Leben überhörend, forschen und lauschen i den heiligen Tiefen der Natur, des Geistes, der Gottheit: da ging ih klar wie die Morgensonne, der Gedanke der Welteinheit auf, und e sang ihn aus voller Brust hinaus in die Welt, hinaus in die Zukunft Und hinab stieg er in den Kampfplatz, wo die Geister ringen, er zo durch die Länder, unbekümmert, was er essen und trinken werde, wen er nur in die Sitze der Weisheit dringen und die Häupter der falsche Lehre bekämpfen konnte, der Sieg war ihm gewiß, und das war se süßer Lohn. So ward er der Prophet. Folgt man seinen tiefsten Ge danken nach in das heilige Reich, wie es in seinem Geiste stand, so ist's wie stilles Morgenglockengeläute einer neuen Welt: man hört, sieht fühlt das Alte dahinfallen, ohne Schmerz, ohne Unglück, und einen neuen Tag friedenvollen schönen Lebens hereinbrechen.

Viele Schriftsteller haben sich an dem berühmten Nolaner versuch der rechte Dolmetscher, der sein Denken und Leben uns Deutschen vor zuführen vermöchte, scheint noch zu fehlen. Seine zahlreichen, zum Theil lateinisch, zum Theil italienisch verfaßten Schriften, sind nur theilweise erhalten, und in seinem Leben ist noch sehr Vieles unerforscht. Falkson, Steffens, Carriere schrieben über ihn, ohne ihre Aufgabe zu erschöpfen; das in seiner Art Beste ist wieder eines Dichters Werk

eopold Schefer's treffliche Novelle: „Göttliche Komödie in Rom“, in elcher Bruno's Leben und Tod gefeiert wird. Diese lese, wer sich in en Geist Bruno's und seiner Zeit weiter versetzen will.

„Es war ein heller, blauer Frühlingstag — die Erde blühte — — Cartesius war schon ein Kind von vier Jahren, Vanini ein Knabe von wölf; Keppler und Bacon blühten, Cervantes schrieb seinen Don Quirote, Jacob Böhme dichtete seine Aurora; Spinoza's Mutter lag in er Wiege als ein frommes schönes Kind; Graf Spee, der Bekämpfer er Herenverbrennungen, war schon voll Eifer, und Gustav Adolph ahnte hon sein Werk“ — — da loderten die Flammen des Scheiterhaufens uf dem römischen Marktplatz, und Bruno's Mütze und Haar verbrannten. Da nahte ihm ein Geistlicher vorsichtig, streckte ihm das Crucifir hin m Kuß und fragte ihn: „„Willst Du zum Ruhme der heiligen Kirche gen: Ich bin ein Christ, — so wirst Du geschwind noch erwürgt, ehe u lebendig verbrennst. Erkenne die Gnade!““ Da rief Bruno: „Hebe Dich weg von mir, Satan!““ Nach einiger Zeit rief eine rbende Stimme aus den Flammen: „Gott, Du bist stark. Du erwindest die Welt. Ziehe Dein Auge ein, wie die Schnecke.“ Er rb ohne Klagegeschrei. Das Volk aber jauchzte, und die Priester sangen: „Herr Gott, Dich loben wir ꝛc.“

XVIII. Lucilio Vanini.

1585 — 9. Februar 1619.

Die ewige Wahrheit wirkt auf unsere Seele
Wie Sonnenlicht auf ein Geschöpf der Nacht.
Tasso.

Unsere Propheten sind keine Heiligen. Heilige giebt's nur für den tenden Glauben. In Wirklichkeit sind sie Alle Menschen, die mehr r minder durch Charakter, Talent, Genie oder das, was man Schick= e nennt, hervorragen, und dadurch zu Leuchten ihrer Zeit und der kunft werden, wenn auch im Lichte derselben zugleich ihre eigenen wächen offenbar werden. Oft lernen wir aus den schwachen Seiten r als aus den starken, denn in beiden spiegelt sich die Zeit, deren der solche hervorragende Geister waren, und die menschliche Natur,

in der wir uns selbst wiedererkennen. Diese Bemerkungen mußte ich vorausschicken, damit Niemand den Geist und Sinn verkenne, der mich treibt, einen andern Stern aus dunklen Zeiten, die uns doch nahe liegen, vorzuführen, einen Stern, der allerdings in wildem Feuer brennt, aber nicht weniger Bedeutung hat als alle ähnlichen Zeichen des Himmels, auf die wir doch gern Acht haben.

Vanini heißt dieser Mann, Lucilio Vanini. Von seinem greisen Vater, Giovanni Battista Vanini, einem tüchtigen Magistratsbeamten, scheint er den Verstand, von seiner jungen Mutter, Beatrice Lopez de Noguera, die glühende Leidenschaft geerbt zu haben. Er war 1585 zu Taurisano, einer Stadt Unteritaliens, geboren und fand dort seine erste Erziehung. Später studirte er in Rom, Neapel und Padua Theologie, Philosophie und Medizin, dem großen arabischen Lehrer Averrhoes ähnlich, dessen Anhänger ihn zuerst mit den Wissenschaften bekannt gemacht hatten. Mit großer Schnelligkeit sammelte er sich in diesem Bereiche die vorzüglichsten Kenntnisse, mit äußerster Gewandtheit lernte er die Sprachen und die philosophische Kunst handhaben, und mit Besorgniß erregender Leidenschaft suchte er seinen Lebenszweck in dem Erforschen und Verbreiten der Wahrheit in einer Weise, daß oftmals eben nur die Leidenschaft ihn zu beherrschen schien, durch die er in ein ungeregeltes Leben stürzte. Die Philosophie trieb er im Geiste des Aristoteles, den er hoch verehrte; die Theologie studirte er, um sie bald zu bekämpfen; der Medizin ergab er sich, weil sie damals die Hauptform der Naturwissenschaft war, durch die Vanini sich außerordentlich angezogen fühlte. Später trieb ihn seine Wißbegierde und bald auch Bekehrungseifer nach Deutschland, Niederland, England, Frankreich und in die Schweiz. Ueberall im Gewande des Katholicismus die Atheisten bekämpfend, fand er Gelegenheit, nach damaliger Sitte zahlreiche öffentliche Disputationen mit den gewandtesten Köpfen zu halten, erwarb sich bald einen berühmten Namen und mußte freilich in England seinen katholischen Eifer 1614 auch einmal mit ein paar Monaten Gefängniß büßen.

Vanini hat mancherlei geschrieben. Seine wichtigsten Werke sind: aus der früheren Zeit das „Amphitheater der göttlichen Vorsehung“, und aus der späteren das Buch „über die Geheimnisse der Natur“. Sein eben erwähnter Eifer für die katholische Kirche, der ihn in England in den Kerker brachte, zeigt sich auch in einer „Vertheidigung der Tridentiner Kirchenversammlung“, dreizehn Bücher voller Schmähungen gegen Luther und die Protestanten. In diesen Schriften kämpft er gegen die Atheisten, deren Gründe für [illegible]verfung des Christenthums er weitläufig und auf das Schärf[illegible]eln pflegt, um sie dann mit Gegengründen

zu Gunsten der Kirche zu schlagen, so daß die Sachen mit Approbation der Kirche gedruckt wurden. Auf diese Weise wußte Vanini seine Ansichten in die Welt einzuführen. In dem zweiten Werke über die Geheimnisse der Natur, für welches die Form der Unterredung gewählt ist, ging Vanini viel unverhohlener zu Werke. Ein Vorspiel Voltaire'scher Satyre ist das Werk, ein Hohn auf das Kirchenthum. „Was hältst Du von der Unsterblichkeit der Seele?“ „Ich bitte Dich, entschuldige mich.“ „Warum das?“ „Ich habe Gott gelobt, diese Frage nicht zu behandeln, ehe ich ein alter Mann, reich, und ein Deutscher geworden bin.“ In dieser Weise satyrisirt er Alles, was er bekämpfen will. In Betreff der Wunder, welche Pharao's Zauberer verrichten, sagt er geradezu, daß die Philosophen die Fabeln der Juden verachteten; aber auch von Moses sagt er, daß er sich in einen Abgrund gestürzt, um als gen Himmel Gefahrener zu gelten; die Auferweckung des Lazarus schreibt er dem Monde zu, und über noch andere Dinge spricht er in einer Weise, welche ich wiederzugeben außer Stande bin.

Das aber ist eben das Lehrreiche! In dem ersten entschiedenen Gegensatz gegen eine Religionsform, die man für absurd hält, geräth der Mensch leicht weit ab von gerechter Würdigung des Gewesenen und von dessen Entstehen, und verliert wohl selbst den eigenen sittlichen Haltpunkt, wenn der neue Geist nicht schon in geläuterter Weise den Ersatz dafür bietet. So scheint es bei Vanini gewesen zu sein. Im wilden Kampf gegen den Aberglauben wird er frivol, im Gefühl seines diese thörichte Welt meistens weit überstrahlenden Wissens wird er eitel. Ein stärkerer Charakter würde davor sich bewahrt haben, aber was ist „stark“? Ist die Stärke nicht eben bedingt durch die Zeit und die Verhältnisse, in denen ein Charakter erwächst? Uebrigens war er bei alledem ein feiner Mann, den die vornehme Welt nicht nur gern sah, sondern dem sie auch ihre Kinder anvertraute. Aber sein unsteter Wandel und seine Gleichgültigkeit gegen die Schätze der Erde ließen ihn arm sein, er fror lieber im Winter „unter dünnem Mäntelchen“, als daß er die Kosten für wärmere Kleidung seinen Studien entzogen! Als Philosoph konnte er die Theologie so gut als die Güter der Erde entbehren: seine Reisen namentlich machte er als Arzt und schuf sich durch seine Praxis, vorzüglich aber durch Unterrichtgeben, seinen Unterhalt.

Gehen wir nun auf den Grund seiner Weltansicht, so werden einige Punkte hinreichen, um seinen Standpunkt im Allgemeinen klar hinzustellen.

Das Entscheidende ist in allen solchen Fragen die Ansicht über die Gottheit. Vor Allem widerlegt Vanini den hergebrachten sogenannten Beweis für das Dasein Gottes, welcher sagt, daß die bewegte Welt eine erste bewegende Ursache voraussetze, und diese sei Gott. Vanini sah

ein, daß dies nur die Welt gleichsam aus der Gottheit emancipiren, die thörichte Annahme eines Gottes ohne Welt zulassen, und überhaupt die ewige Frage nach dem Wesen der Welt zu einer Zeitfrage degradiren heißen würde. Das Dasein der Gottheit läßt sich überhaupt nicht beweisen wie etwa das Dasein eines vermutheten Sternes. Denn die Gottheit ist nicht etwas Einzelnes, etwas von der Welt gar Getrenntes, sondern sie ist das Wesen aller Dinge. Um in die Erkenntniß Gottes einzuführen, erinnert Vanini gern an die Begriffe des Endlichen und Unendlichen. Alle Dinge, Menschen, Bäume, Sterne u. s. w., kurz alle einzelnen Wesen sind endliche Wesen, das folgt aus ihrer Natur; als solche vergehen sie auch alle und sind also weder einzeln noch in Summa die Gottheit. Aber alle Dinge sind aus Etwas geworden und lösen sich in Etwas auf; dieses, was da bleibt, ist ihm Gott. Gott schafft daher Alles aus sich, er selbst ist nicht blos in Allem, sondern auch das eigentliche Wesen in Allem. Er ist kein einzelnes Wesen, sondern die Wesenheit, ebenso ist er kein Weiser sondern die Weisheit, nicht ein Allmächtiger sondern die Allmacht u. s. w., er ist überall ganz, ohne von den Dingen eingeschlossen zu sein, er ist über allen Dingen, ohne von den Dingen ausgeschlossen zu sein; er ist Alles über Allem, außer Allem, in Allem, vor Allem, nach Allem, Alles als er selbst. Er berathschlagt, wählt, vorherbestimmt gar Nichts: das Vergangene ist ihm nicht vergangen, das Kommende nicht künftig, Zeit giebt's nur für das Endliche, für das Unendliche nur Ewigkeit; darum ist Alles göttliche Wirklichkeit, und die „Vorsehung" ist die Kraft der Gottheit, die stets gegenwärtig, Alles von innen werden läßt. Der Gott, der fern von der Welt wäre, ohne sich um sie zu kümmern, wäre ein Feuer, das nicht brennt. Der wirkliche Gott ist die Seele in Allem, die ewige That, das allein ewige Leben, während alle Dinge zur Ruhe kommen in ihrem Tode.

Auf diesen Gedanken über Gott erbaute Vanini nun seine Ansicht vom Menschen. Das Wesen des Menschen ist mithin göttliches Wesen, eine Seligkeit besteht in der bewußten Theilnahme am Leben der Gottheit, das Erkennen der Wahrheit ist dazu der Weg. Eben weil Gott im Menschen ist, vermag der Mensch an der Gottseligkeit Theil zu nehmen: er hat freien Willen. Allein als endliches Wesen ist der Mensch auch im Zusammenhang des Alls dem Einfluß aller Dinge, insbesondere der Sonnenwelt preisgegeben, obwohl der menschliche Geist diesem Einfluß widerstehen kann, wenn er will. Widersteht er nicht, so entsteht die Sünde. Der Mensch hat im Allgemeinen eine schwache, zur Sünde geneigte Natur, damit er durch die freie Bestimmung zum Göttlichen Tugend

Je länger je mehr wurde Vanini durch seine naturwissenschaftlichen ıdien sowohl, als durch den Gegensatz zu den herrschenden Ansichten der Richtung obiger Grundsätze entschieden.

Versteht man unter Natur nicht die Menge einzelner Naturdinge, dern das in den Dingen waltende wunderbare Wesen und Leben, so die Natur Gott. Der Stoff der Dinge ist ewig, wird weder ver= hrt noch vermindert, und Gott ist nicht ohne Stoff, Stoff nicht ohne ott, Alles ist, abgesehen von der Form seiner Erscheinung, im Grunde nes Wesens Eines, Gott. So wurde für Vanini die Welt ein einziges ebtes Ganzes und alles Einzelne in ihr ein, wenn auch noch so un= einbarer, doch aber ein Träger eines und desselben Geistes. Gott aucht keine Engel, keine Sterngeister, die Welt zu bewegen und in ih= nen Willen zu thun: er selbst ist Alles in Allem. Wie das Meer bet und fluthet durch eigene Wesenheit der Natur, so bewegen sich alle äfte des Himmels durch sich selbst. Die Schöpfung ist eine ewig fort= hende. Das Feuer, sagt er, sei kein eigenes Element, es sei bewegte ft, die zur Flamme werde, — so nahe war er der Erkenntniß, daß ht nur die sogenannten vier Elemente sich in viele andere nachweislich legen lassen, sondern daß diesen allen wieder ein Gemeinsames zu unde liege, welches er ahnend Gott nennt. Wüßte ich, was es wäre, wäre ich selbst Gott, meint er, und erinnert an Paulus, wo er t: „Wer weiß denn, was im Menschen ist, außer der Geist des nschen? Also auch weiß niemand, was in Gott ist, außer der Geist, in Gott ist."

So war ihm also die Natur vom Geiste beseelt, wenn er auch in h so verschiedener Form sich zeigt, und Pflanzen ziehen sich an und hen sich ab, lieben und hassen sich eben so gut wie Magnet und Eisen alle Kräfte der Natur. So ist ihm auch des Menschen Seele im nzen menschlichen Körper verbreitet, wie schon die Alten gelehrt; sie der Nervengeist, der als des Körpers feinstes und höchstes Sinnenleben darstellt, sie ist ihm die von innen sich entwickelnde Lebensform. e eine Fackel an der andern sich anzünden läßt, ohne daß diese auf= zu sein was sie war, so zeuget eine Seele die andere, ohne sich selbst theilen. Aber wie das Samenkorn der Erde Mutterschooß bedarf und , Sonne und alle die andern Elemente, um die innewohnende Lebens= ft zu entfalten, und wie es, je nach den verschiedenen Elementen, die ihn in Berührung kommen, verschieden artet, so auch der Mensch. Blut aber, aus dem wir stammen, die Luft, die wir athmen, die ise, die wir genießen, das Klima, in dem wir leben, Alles wirkt mit, Art des Seelenlebens in uns zu bestimmen, obwohl das Grund= n aller Seelen dasselbe ist. Die Seele in der gesteigerten Form des

bewußten Lebens ist der vollendete Mensch. Alles, was auf die Seele mitwirkt, wirkt also auch auf den Geist, auf seine Vorstellungen, Denkkräfte, auf Tugend und Laster. Der ganze Mensch ist ein Gewächs der Erde, aber das Höchste oder, wie er sagt, die „Mitte des Lebens", in welchem Himmlisches und Irdisches in der Einheit erscheint.

Es ist mir dunkel geblieben, inwieweit er dieser Natur gegenüber dem Geiste eine selbstständige Freiheit zuspricht; die Naturseite scheint, wie bei ihm selbst, so in seinen Ansichten überwogen zu haben. Daher mag es denn auch kommen, daß er sogar manchen astrologischen Vorstellungen noch zugänglich war, sofern nämlich natürliche Einflüsse der Gestirne auf das Erdenleben zu Grunde liegen, und daß er geneigt war, die Wunder, welche die alten Religionen berichten, wenigstens theilweise natürlich zu erklären, während er von andern nur sagt, daß die Alten sie für Fabel und Priestertrug erklärt hätten. Denn klüglich wußte er sich den Schein christlicher Ansichten zu geben, so daß in der Regel nur die Klügeren seinen wirklichen Sinn verstanden, wie er denn auch in seinen Dialogen Einen sagen läßt: „Die Welt ist ein Narrenhaus, Fürsten und Päbste nehme ich aus!"

Es wird Niemandem entgehen, wie weit ein solcher Geist vom katholischen sowohl als vom protestantischen Christenthum entfernt war, und wie sehr solche Ansichten also in jener noch so dunkeln Zeit das gläubige Europa überall, wo sie zu Tage traten, electrisiren mußten, sei es, daß sie verwandte Gedanken weckten zu Bundesgenossen, sei es, daß sie die gegentheiligen zum Kampfe riefen. Hier handelte es sich im Grunde schon nicht mehr um Verbesserung dieser und jener aus Fundamentalsätzen des herrschenden Christenthums abgeleiteten Lehren und religiösen Gebräuche: es handelte sich um die Fundamentalsätze selbst, um eine neue Weltanschauung, die diesem ahnenden Geiste aufgegangen. Aber eben weil diese neuen Ansichten erst zum Durchbruch kamen, waren sie auch noch unvollständig, ungeläutert, ausschweifend, und entbehrten jener marmorreinen festen Grundlage, auf welcher die Wissenschaft sie nachmals zurückgeführt und ausgeführt hat. Eben darum ist Vanini aber für uns, die wir das Glück haben, einer fortgeschrittenen Zeit anzugehören, ein Meteor, das Weg und Irrweg in die damalige Zukunft uns sich erkennen und unsere Theilnahme ihm zollen läßt. So giebt es aber zu allen Zeiten strebende Geister, die über den Horizont der Zeitgenossen hinausschauen, und von diesen in ihrer Kurzsichtigkeit gekreuzigt oder nachmals noch verurtheilt werden, weil sie dabei irrten und fehlten.

Vanini liebt zwar, wie wir oben bemerkten, die feurigen Genüsse des Lebens, aber sein höchster Genuß war trotz alledem, womöglich die Welt zu seinen Ueberzeugungen zu bekehren. Es mag immerhin ein

lkeit sein, daß er sich die Vornamen Julius Cäsar später selbst gab, er sich vorgenommen, Frankreich für seine Wahrheit zu erobern, Julius Cäsar einst Gallien mit dem Schwerte unterwarf. Er mag bei diesem Vornehmen seine Kräfte überschätzt oder — seine Zeit kannt haben; aber war es wirklich tadelnswerth, daß er seine Auf-be im Leben sich so hoch gestellt, und dürfen die ihn tadeln, deren ben vielleicht in egoistischer Unbedeutendheit dahin fließt? Und hat er ht dasselbe sich vorgenommen, was die gefeiertsten Apostel und Missionäre ler Religionen in ihrer Weise gethan? Er hat es gethan, und hat es it seinem Tode besiegelt, nicht in falscher Begier nach jenseitigem Lohn er nach der Märtyrerglorie, sondern weil das Christenthum ihm den nausweichlichen Tod bereitete. Hören wir!

Auf Frankreich hatte Vanini, wenn ich so sagen darf, es zunächst bgesehen, wohl weil er hier den Boden für den günstigsten halten ochte. War er ja doch schon lange in diesem Lande gewesen, vielleicht uch weil sein Naturell und die weltgewandte Feinheit der Sitten, die an ihm nachrühmt, außer in das Vaterland, wo ja der Prophet nichts u gelten pflegt, — am meisten ihn hierhin zogen. Er ging nach Toulouse, em berühmten Sitz des strengsten Katholicismus, Toulouse, das stolz arauf war, daß, obgleich die Reformirten durch das Edict von Nantes 1598) in Frankreich anerkannt waren, doch noch nie seine Mauern urch solch' einen Ketzer verunreinigt worden seien. Dorthin ging Vanini. r lebte eine Zeit lang verborgen, seine gewöhnlichen Beschäftigungen eibend. Bekannter geworden, fand er jüngere Leute mit empfänglichen erzen, die den Neuerer gern hörten und bald seine Lehre theilten, urch welche die Geheimnisse des Christenthums erst in ihrer Nichtigkeit rgestellt, dann verspottet wurden. Durch die Bewunderung geschmeichelt, ng Vanini bald kühner vor, und alsbald traf ihn die Anklage, daß als Ketzer die Jugend verderbe. Im Kerker soll er nun als guten atholiken sich gezeigt und behauptet haben, so daß sein Prozeß sich nicht r hinzog, sondern die Sache schon auf den Punkt gediehen war, daß gänzlich frei gesprochen werden sollte. Man legt ihm dies als Feig-it und Verstellung aus. Von anderer Seite wird aber berichtet, daß nini im Hause des Präsidenten des Gerichts selbst, Lemazurier, wohl-litten war, dessen Kinder unterrichtete, und durch sein schönes Latein, rch seine Belesenheit in den Alten und durch sein ganzes Wesen Freunde worden. Würde es also auch nicht ausdrücklich versichert, so wäre es ohl natürlicher, anzunehmen, daß die Gunst des Präsidenten seinen zeß verzögert, so lange solche Verzögerung ihm etwas Wünschenswerthes mußte. Endlich aber — fand sich ein vornehmer Edelmann, Namens ncon, der sich als Zeuge dafür erbot, daß Vanini gegen ihn das

Dasein Gottes geleugnet und die christlichen Geheimnisse öfters verlach habe. Da ward der Prozeß von Neuem mit Eifer begonnen, Vani mit Francon confrontirt und gefragt: was er von Gott glaube? Vani antwortete, daß er in der Dreieinigkeit Einen Gott, wie ihn die recht gläubige Kirche anbete, verehre; die Natur selbst sei der Beweis, d Gott sei. Hierbei hob er einen Halm von der Erde auf, zeigte ihn de Richtern hin und sprach das berühmt gewordene Wort: „Dieser Stroh halm nöthigt mich an Gott zu glauben.“ Vanini führte weiter a wie und in welchem Sinne die Natur selbst ihn nöthige, den Glaub an Gott, wie wir ihn oben angedeutet, zu theilen. Es war umson Umsonst war es auch, den ganzen Prozeß dem weltlichen Gericht zu e ziehen und ihn vor die geistliche Inquisition zu spielen, wo er ein milde Urtheil zu erwarten gehabt hätte. Einer der Richter, ein Herr von Cat der den Prozeß zu instruiren hatte, suchte Vanini zu verderben. E stellte die Anklage nicht auf „Ketzerei“, weil über solche nur das geis liche Gericht kompetent gewesen wäre, sondern, — wie die noch vorh denen Acten bezeugen, auf „Atheismus, Lästerung, Irreligiosität u andere im Prozeß ertheilte Verbrechen.“ Am 9. Februar 1619 erstatt Herr von Catel seinen Bericht, und das Parlament erklärte ihn der obig Anklage schuldig, und verurtheilte ihn dazu „in einer Wanne nach d Stephanskirche geschleift zu werden; dort bis auf das Hemd entklei eine brennende Fackel in den Händen, einen Strick um den Hals, v dem großen Thore der Kirche niederknieend, sollte er Gott, den Köni das Gericht um Verzeihung bitten, und von da auf dem gewöhnlich Wege nach dem Platz Salin geführt werden, wo er auf einen Pfa gesetzt, die Zunge ihm abgeschnitten, er erdrosselt, und sein Leib verbran werden sollte.“ Dieser Urtheilsspruch war von Lemazurier und de Cat unterzeichnet und ward sogleich vollstreckt.

Vanini starb nach den glaubwürdigsten Nachrichten mit der Sta haftigkeit und Resignation eines Philosophen, wie sonst die Märtyr des Glaubens. Er bat nicht um Gnade, und ging mit den Worten a dem Kerker: „Gehen wir heiter zum Tode als Philosoph!“ Er betracht den Tod als den Befreier aus seinen Leiden. Schmerz und Haß mög dabei ihm manches harte Wort entrungen haben, denn nach Ande schäumte sein Mund und seine Augen blitzten wie [illegible]ihende Kohl Sein Charakter wie seine Persönlichkeit erklären dies; letztere wird den Akten als die eines Mannes von guter Gestalt, etwas hager, d Haar kastanienbraun, lange gebogene Nase, Augen glänzend, Wuchs ho geschildert. Hören wir noch, wie ein Erzfeind der Ketzer, der Geschicht [illegible]ber Grammond, seinen Tod erzählt. „Als man Vanini auf ein en zum Richtplatz führte, spottete er des Franziskaners, der sich be

ete, den Trotz dieser hartnäckigen Seele zu brechen. Er stieß das zifix zurück und insultirte den Heiland mit den Worten: „ihm brach er letzten Stunde der Angstschweiß aus, ich sterbe unerschrocken.“ sagte falsch, denn wir sahen ihn, wie seine Seele niedergeschlagen , wie er die Philosophie, die er lehrte, Lügen strafte. Im letzten genblicke war er wild und schrecklich anzusehen, sein Geist voll Unruhe, e Rede in Verwirrung, und wiewohl er von Zeit zu Zeit schrie, daß als Philosoph sterbe, so ist er doch gestorben wie ein Thier. Ehe n das Feuer an den Scheiterhaufen legte, hieß man ihn seine gottesterliche Zunge dem Messer überliefern. Er verweigerte das. Man ßte Zangen anwenden, um sie herauszuziehen, und als das Messer des nkers sie abgeschnitten, hörte man einen Schrei, wie man einen schreckheren nie gehört. Man hätte glauben sollen, das Brüllen eines Ochsen hören, den man tödtet. Das Feuer verschlang den Rest, seine Asche urde in den Wind zerstreut.“

So triumphirt die Kirche über ihre Gegner. Was aber ist schauderfter, Vanini's Tod oder Grammond's Wohlgefühl, mit dem er ihn zählt?

Ziehen wir den Schleier über dies furchtbare Bild.

Noch heute sieht man auf dem Stadthause von Toulouse eine Büste it einer lateinischen Unterschrift in goldenen Buchstaben, welche sagt, ß dies „Wilhelm von Catel ist, schon dadurch allein des Andenkens erth, weil auf seinen Bericht, der alle Richter gewann, der berühmte ottesleugner Lucilio Vanini zum Feuertode verurtheilt wurde.“

So wandeln Inschriften des Ruhmes sich in Denkmale der Schmach it der fortschreitenden Bildung ganz von selber um!

Erfreulich ist es, daß der Italiener Vanini, der in Frankreich dies rchtbare Ende fand, von einem Deutschen zuerst seinen Namen wenigns gerettet erhielt: Peter Friedrich Arpe, Jurist in Kiel, schrieb 1712 erst eine Rechtfertigungsschrift Vanini's, und bahnte den Weg zu einer rechteren Beurtheilung.

Große Lehren giebt auch uns dieser Mann, größere sein Schicksal. urch manchen Irrweg ist er gegangen, aber welcher Sterbliche vollendet Lebensbahn, ohne je zu irren? Auch seine Irrthümer können uns ren! Tiefer aber ist der Blick seines Geistes, der unmittelbar zu eichen suchte, was später der mühevolle Fleiß der Forscher erst erwies: ätte das grausame Christenthum ihm ein längeres Leben gegönnt — starb im vierunddreißigsten Jahre — sein Charakter und seine Mission rden uns dann gewiß in einem volleren, reineren Lichte leuchten! — würde die Fackel geworden sein, die das Feuer entzündet hätte, in

welchem der ketzermörderische Wahn der Christen seinen Tod mußte.

Scheiden wir von ihm mit dankbarer Erinnerung an seinen l müthigen Kampf für die Wahrheit, so werden wir, in dieser F Erben seines Hasses und seiner Liebe, mit den schwachen Seiten unglücklichen und doch großen Todten uns leichter versöhnen, we aus seinem berühmten Hymnus an die Gottheit, mit dem er sein „Y theater" schließt, einige Strophen hören:

Beseelt von Gottes heiligem Lebenshauch
Reißt mir der Wille mächtig den Geist empor,
Daß er auf unbetretnen Bahnen
Kühn mit dädalischen Schwingen fliehe;

Das unaussprechlich Große, das Himmlische
Zu fassen wage, Gottes erhabnes Sein,
Daß er das End- und Anfangslose
Faß' in dem Ringe des kleinen Liedes.

Urquell und Ende jeglichen Dinges ist
Urquell und Schöpfer ewig Er seiner selbst,
Sein End' und Anfang, aber nimmer
Endigend, nimmer zuerst beginnend.

Er überall ganz; ruhend in jedem Ort
Zu allen Zeiten, in die Lebendigen
Rings ausgegossen, allbelebend,
Doch ungetheilet in jedem Theile.

Sein Will' ist Allmacht; was er gebeut, es steht
Ein unzerbrüchlich Werk auf der Stelle da;
Und seine Größ' ist unermeßlich,
Ist unergründlich wie seine Güte.

Das All durchschauend blickt er auf Jegliches,
Eins in ihm selber, Alles ist Er allein;
Was ist, was sein wird, was gewesen,
Hat Er in einiger, ewiger Dauer.

O zu Dir flehe ich! Schaue mich gnädig an!
Mit diamantener Kette verknüpfe mich
Und Dich! Ja dies allein verleiht mir
Himmlische Wonne des sel'gen Lebens.

Du fehlest Keinem, welcher nur Dein bedarf,
Freiwillig beutst Du jedem ein Jegliches,
Du giebst Dich selber hin, o Vater,
Alles für Alle zu sein in Liebe;

Des Arbeitsamen immer gestählte Kraft,
Der sichere Hafen jeglicher Meerfahrt,
Der klare Born lebend'gen Wassers,
Dran sich ein menschlich Herz erquicke!

Du, unserer Seelen Ruh' und Zufriedenheit!
Du süßer Friede, liebliche Stille Du,
Du, aller Dinge Maaß und Regel,
Ordnend umfassende liebe Form Du!

Gewicht und Zahl und Maaß und der prangende
An Ehren reiche Schmuck und der Liebe Glück,
Du Sehen, Leben, Himmelswonne,
Die mit Ambrosia labt und Nectar!

Der tiefen Weisheit bist Du der wahre Quell,
Du wahres Licht, ehrwürdiges Weltgesetz,
Der Geist des Alls, der immer wache,
Sicheres Hoffen und Weg und Wahrheit!

Du, Preis und Ruhm und lieblichen Lichtes Glanz,
Wohlthätig unverlöschlichen Lichtes Glanz,
Du Allvollender, Erst- und Letzter,
Größester, Herrlichster, Ewigeiner!

XIX. Thomaso Campanella.

5. September 1568—21. Mai 1639.

„Vernunft, o Mensch, und Wille sind die Waffen
Dein Glück zu schaffen!"

Campanella.

Es liegt etwas großartig Tragisches in dem Kampfe, durch welchen alte Weltanschauung in die neue sich umstaltet, und ich wüßte wenige schen, in deren Charakter und Leben sich dieser Uebergang concentrirter gelte, als Thomaso Campanella, den Landsmann und Zeitgenossen ini's.

Am 5. September 1568 zu Stilo in Calabrien geboren, soll er als sechsjähriger Knabe einen ungewöhnlich gebildeten Geist, schnelle Fassungsgabe, treffliches Gedächtniß und feurige Seele gezeigt haben. was sagen wir dazu, daß er im dreizehnten Jahre schon des inischen mächtig war, bald darauf nach Neapel ging, die Rechte zu ren, aber durch seine Begeisterung für die berühmten Theologen Albert Große und Thomas von Aquino schon im sechszehnten Jahr als nikanermönch sein Gelübde ablegte und im Kloster Morgentia in bruzzen Philosophie studirte? Nur eine italienische Natur scheint

uns dieses frühe Feuer entwickeln zu können, ohne daß es der Kraft de späteren Jahre Eintrag gethan hätte. Ein Riesengeist wächst in den Jüngling empor. Seine Lehrer verstummten bald vor seinen Einwürfen und Fragen, das Wissen seiner Zeit concentrirte sich bald in seinem Kopf, in den alten griechischen Philosophen fand er bald die verwund- baren Stellen, die Natur that ihr Wunderbuch vor ihm auf, und, Her der Geister seiner Zeit, dämmerte ein neuer Himmel und eine neue Erde in seiner Weltanschauung auf.

Sein Ruhm ging bald durch Italien. Lernend und lehrend leb er vorübergehend an vielen Orten seines Vaterlandes, feierte Siege i den öffentlichen Disputationen, und keinen Zweig des Wissens gab e in welchem dieses Universalgenie nicht — nach dem Maaßstabe seiner Ze gemessen — Ausgezeichnetes geleistet, ja Unerhörtes erforscht und behaupt hätte; ja man klagte ihn sogar der Zauberei an, weil er in Dinge die er nie studirt habe, so großes Wissen besessen!!

Die Weltanschauung Campanella's war jener Vanini's sehr ähnli nur noch durchgebildeter, allseitiger, scharfsinniger, obwohl auch pha tastischer, theils durch beibehaltene Träume der alten Welt, theils du neue Illusionen, die er ihnen hinzufügte. Das Ganze hat er in se vielen Schriften dargelegt; wir würden deren noch mehr besitzen, w er nicht oft um seine Manuscripte betrogen worden.

Sein Princip ist die Einheit Gottes und der Welt. Die Gott ist ihm nicht Eines unter Andern, sie ist ihm das Eine in Allem. Da ist das Erkennen zwar der Weg zu Gott, aber nur der reine Ge vermag dies, denn Gott ist's eigentlich, der im Menschen s selbst erkennt. Hier scheint mir der Punkt zu liegen, wo in Campanell Wesen gleichsam eine doppelte Natur, in seiner Wissenschaft eine dopp Methode, in seinen Resultaten eine doppelte Welt sich spiegelt.

Einmal nämlich geht er beim Erforschen der Dinge wie Bruno v Zweifel aus, von der Natur des menschlichen Geistes, von der Nothwen keit des Denkens, und baut auf diesem Grunde eine Philosophie auf, welcher die neueren Weltweisen ihre Lehrgebäude gezimmert haben. N dieser Seite hin liegen auch alle seine Versuche, die Kenntniß der Na zur wirklichen Wissenschaft im neueren Sinne des Wortes zu erhe sowie die Sprache, die Poesie und alle geistigen Thätigkeiten der Men nach dem Gesetz einer inneren Nothwendigkeit zu regeneriren. Ande seits macht er einen Sprung in die Wirklichkeit der Welt und Go um von da aus das Einzelne zu begreifen und zu erklären. Also das von Autorität und Selbstgewißheit war es, um den es si delt, jenes das Princip der alten Welt, im religiösen Ausb barung; dies der Grundsatz der neuen Welt, im gewöhnl

sdruck: die Vernunft. Dieser Gegensatz, damals ein Wunder, war er zu solcher Klarheit gekommen, daß er eine völlige Neugestaltung der Wissenschaften nicht nur voraussah, sondern ich selbst unternahm. Hierdurch ist er der entscheidende Proet der neuen Welt geworden. Denn wie in der wirklichen Welt lles sich beugen muß unter das ewige Gesetz der Natur, oder richtiger sagt, wie die ganze Natur durch innere Nothwendigkeit ihr ewiges Leben tfaltet und der beobachtende Mensch daraus die „Gesetze“ der Natur h abnimmt, so beugt sich auch der Irrthum der Menschen vor der rkenntniß der Natur in dem Maaße, als diese Erkenntniß sich vollendet. Darum ist die Wissenschaft in unsern Tagen bereits zum einzigen Evanelium geworden, das alle Fragen, früher oder später, entscheidet, und n einziges Experiment ist im Stande, alle Bibeln der alten Welt endültig zu widerlegen. Daß dies so kommen mußte, und daß die menschchen Verhältnisse dadurch vollkommen andere werden müssen, stand klar er Campanella's Geiste.

Aber wie die Sonne, wenn sie aufgeht, im feuchteren Norden oft nge, oft Tage lang mit den Dünsten der Erde zu kämpfen hat, ehe iese befruchtend hingehen woher sie kamen, und der milde Strahl des ichts die Erde küßt und ihr schönes Leben weckt und schmückt, so hatte er neue Geist, der in Campanella sich ankündigte, in seiner Seele noch nen mächtigen Kampf mit dem Nebel und Dunst der vergehenden Nacht. Daher die sonderbarsten Widersprüche in seinen Lehren, daß er zum Beispiel noch immer aus den Kirchenvätern Beweise für wirkliche oder geblich Wahrheiten der Natur sucht, daß er der Magie und Astrologie ch vollkommen und grundsätzlich ergeben ist, weil ihm alle Dinge dualistisch beseelte Wesen sind und dergleichen mehr. Hier sieht man, wie r, ein geistiger Laokoon, vergeblich ringt mit den Schlangen des Wahnes, it denen die alte Welt ihn umspannt hält: aber um so erhabener ist ne Größe, um so tragischer sein geistiger Lebenskampf für den, der aus r heiteren Höhe der gegenwärtigen Bildung auf ihn und seine Zeit zuschaut. Campanella ging grundsätzlich schon von der wirklichen Natur s, aber Experiment und Kritik waren für ihn noch nicht da. So wird e Naturanschauung noch eine völlige poetische Einbildung: Wärme und lte sind ihm zwar elementare Naturkräfte, die Stoff und Dinge ergen, aber wie ihm die Blumen dualistisch beseelt sind, so sind es auch die rne und Alles; sie alle folgen freiwillig dem weltregierenden Willen, er dieser, die Gottheit, sendet seine Engel, daß sie die Gestirne wie die cksale der irdischen Wesen zu dem von Gott bestimmten Ziele führen. hat Judas in Freiheit seinen Verrath am Heiland geübt, aber Gott ßte es vorher, ließ es jedoch zu um der Seligkeit willen, die durch

die Folgen seiner That, durch den Tod Jesu, der Welt gegeben wurde. Es ist klar, daß Campanella auf dieser zum Theil ganz phantastischen Seiten noch ganz den Anschauungen der alten Welt angehörte.

Diese seine Stellung an der Grenzscheide der alten und neuen Welt, welche in allem seinem Streben durchleuchtet, möchte ich noch in zwei Punkten besonders hervorheben, nämlich in Bezug auf Christenthum und Sozialismus.

Was das erste anlangt, so sehen wir ihn in einer scheinbar schwankenden Stellung, wenn er, der freie Geist, das Lutherthum gründlich haßte und bekämpfte. Was hätte ihn aber auch zu Luther hinziehen sollen, ihn, den Philosophen, zu Luther, dem vollendeten Gegentheil eines Philosophen? Oder hätte ihn das soziale Streben der Reformation gewinnen können? Unmöglich. War doch Luther selbst diesem Versuch entgegengetreten, und der Bauernkrieg durch die Gewalt niedergeschlagen. Campanella's soziale Pläne waren aber größer und ganz anderer Natur, wie wir unten sehen werden, um mit der Gewaltthat der Häretiker etwas gemein haben zu können. So war denn Campanella ein Feind der Reformation, und zu seiner Zeit sogar ein Günstling des Pabstes. Also sollte man wohl meinen, daß er ein guter Katholik gewesen sei?! Hören wir, ob er überhaupt „Christ" war!

Die Christenheit bekennt bis heute sich zu dem dreipersönlichen Gott, wie ihn das athanasische Symbol deutlich bezeichnet, und schließt als Nichtchristen Jeden von sich aus, der ihn „nicht ganz und rein", nicht „fest und treulich" also bekennt, wie dort ausführlich geschrieben steht.

Campanella lehrt auch eine Dreieinigkeit Gottes, aber — drei Strahlen derselben alles durchleuchtenden Wesenheit und heißen Macht, Weisheit und Liebe. Er zeigt ausführlich, wie die Gottheit, die Seele der Welt, dieses Dreies zugleich und ewig ist, aber von einer Dreipersönlichkeit ist nicht die Rede. Nur diese weltbewegenden Gedanken ergriffen auch seine Seele, und wie er seine Religion überhaupt in hochpoetischen Liedern und Gesängen niedergelegt, so ruft er auch in dieser Beziehung:

„Drei Uebel zu bestehn bin ich geboren:
Tyrannenthum, Sophistik, Heuchelei;
Drum hab ich Euch die Seele froh und frei,
Macht, Weisheit, Liebe zugeschworen.
Als ew'ge Säulen hab' ich mir erkoren
Der neuen, großen Lehre diese drei,
Daß gegen jene nun gewonnen sei
Ein Heil der Welt, die sich in Nacht verloren!"

Wenn sein Glaube in der Wurzel so verschieden vom Christenthum ist, — obwohl er selbst sich für einen echten Christen hielt, — so muß

:mm und Zweige, Laub und Frucht nicht minder sein. Drum, ıd die ganze Christenheit predigt von der Erbsünde des Menschen iner Unfähigkeit zum Guten, während sie den heiligen Geist erst des Sacramentes Zauber ihm verleihen will, singt Campanella erhabenen Hymnus von des Menschen Hoheit, den er mit den n schließt:

„Vernunft, o Mensch, und Wille sind die Waffen
Dein Glück zu schaffen."

Das war die nothwendige Folge seines Gottesglaubens. Wenn das herrschende Christenthum unzweifelhaft die Menschheit aus-¦lich an den Quell der Offenbarung einladet, um Wahrheit und keit zu finden, so war's ganz folgerichtig, wenn Campanella singt:

„Die Welt ist's Buch, drinn seines Sinns Ideen
Der Ew'ge schrieb; ist ein lebendger Tempel,
Darin nach seinem Bildniß und Exempel
Lebendge Säulen rings und Bilder stehen.
Da könnt Ihr alle Macht und Kunst ersehen
Und sagen — wenn Euch ziert des Geistes Stempel: —
Die Welt erfüll' ich, meiner Seele Tempel,
Und fühl' in Allem Gottes Odem wehen.
Doch todte Bücher, irrig abgeschrieben,
Und Menschenwerk, dem wir uns thöricht weihen —
Trifft vor so großem Meister unsre Wahl.
So werden wir auf falschen Weg getrieben,
In Noth, Unwissenheit und Zänkereien.
O kommt doch mit mir zum Original!

Ein Christ, der so der Natur wie seinem Gott in die Arme eilt, in Christ mehr im Sinne der Kirche, und wenn Campanella übrigens Christ sich zeigt und für das Christenthum mit der ganzen Gewalt erhabenen Geistes kämpft, so ist das Alles eben nur der Beweis Doppelstellung zu einer untergehenden und zu einer werdenden :eligion, die er nicht zufällig erhielt, sondern die er vor vielen Andern erschuf, somit den Fuß schon setzte in den Tempel der neuen Welt, Gott bereits sein Gott war.

Der zweite Punkt, welcher Campanella's Weltstellung und Charakter deutlich zeigt, ist sein Verhältniß zu der Frage, welches die beste ung der menschlichen Gesellschaft ist, d. h. zum Sozialismus. :l stand damals unter Herrschaft des mächtigen Spanien, und ıanella war der Meinung, daß Spanien, oder genauer, daß durch ien das Christenthum zur Weltherrschaft kommen müsse, wie sein „über die spanische Monarchie" näher ausführt. Der Gedanke Losung war: erst die Einheit, dann die Freiheit! Er sieht die

Völker schon sich als Theile eines Ganzen erkennen: Mona
oder Republiken, gleichviel, denn in beiden kann Vernunft, in
Tyrannei sein, aber die Zukunft des Gottesreichs wird nur die Ty
stürzen, und die Vernunft statt des Kriegs, die Friedensrichteri
Welt werden. Konstantin und Karl der Große strebten danach, Sp
wird's erfüllen, und zuletzt der Pabst mit geistlichem und weltl
Schwert über Alles triumphiren, und dann wird das Reich Gottes ko

Der Gedanke des Universalismus also bewegte Campan
Geist, und ihn fand er in seinem Christenthum. Daß er bei der A
über die Mission Spaniens und den Pabst ein Feind des Protestanti
sein mußte, wie wir oben bemerkten, ist klar; der Protestanti
kämpfte ja gerade gegen sein Ideal. Zugleich aber erfüllte ih
andere Gedanke, daß die Trennung von geistlicher und weltlicher G
von Religion und Leben u. s. w. Unnatur ist, also aufgehoben n
muß. Dieser Satz folgt aus Campanella's Princip von der E
Gottes und der Welt, und consequent durchgeführt, kommt er zu
Welt, in der es keine Priester mehr giebt, weil Gott und die Se
nicht mehr jenseits gesucht sondern diesseits gefunden werden
sehen, wie sehr Grundsatz und Folge Campanella's auch hier
der neuen Welt angehören.

Aber wie ist nun das Gottesreich auf Erden? Welches si
Quellen des Uebels, das sein Kommen verhindert? Der Wel
Menschenkenner antwortet darauf: Die Habsucht (Luther übersetzt
Geiz) ist die Wurzel alles Uebels. Die Ursache der Habsucht
Das Mein und Dein, sagt man. Also muß man das Eigenthu
heben, sagt man, um die Habsucht, den Egoismus zu tödten, d
das Reich Gottes sofort da, oder das goldene Zeitalter, wie
Dichter nennen. Diese Denkweise war nicht neu. Die ersten Gem
der Christen hatten ja das Eigenthum aufgehoben und diese Lehr
„gemeinsamen Leben" (Communismus) hatte sich hoher Gönner un
alten Lehrern des Christenthums erfreut, denn selbst Chrisostomu
ja in seinen Predigten: Niemand möge Etwas sein eigen nennen
wir Alles von Gott hätten, und Mein und Dein nur Worte de
seien. Das Beispiel der Mönche, der Wiedertäufer, Plato und Au
Anselm von Canterbury und Duns Scotus lehrten dieselben Gru
von denen vornehme Unwissende unserer Tage oft meinen, sie sei
Straßenläufer und Habenichtse. Campanella,
er alles Wissen auf das Leben anwendete,
reformatorischen Drange die Lehre vom gemei
zen, so fest war er überzeugt, daß die Thatsa
sein der Menschen die Ursache alles Unglücks s

inem „Sonnenstaate" entwirft er, wie Plato und Thomas Moore ethan, sein Ideal eines künftigen Gottesreichs auf Erden. Ein Schiffer kommt nach einer fernen indischen Insel und findet dort den Sonnenstaat in voller Blüthe: Einer steht an der Spitze, Drei (Macht, Weisheit, Liebe) ihm zur Seite. Ein glückliches Volk folgt willig ihren Lehren. Armuth und Reichthum giebt es nicht, noch die Verbrechen, die daraus fließen. Die Arbeit, auf ein richtiges Maß zurückgeführt, hat ihre wahre Natur wiedererhalten: sie erhält Leib und Geist gesund und ist, nach Neigung gewählt, den Menschen eine Freude: Die alte Mönchsregel, laborare est orare (Arbeit ist Gebet) ist zur Staatsregel geworden. Jeder gilt, was er werth ist, Widerspenstige werden verbannt oder selbst durch Prügelstrafe genöthigt, Vernunft anzunehmen. Alles Leben ist gemeinsam, auch die Ehe ist aufgelöst in freie Neigung und naturgemäße Vernünftigkeit. Ich verzichte darauf, dies Bild weiter auszuführen. Wenn es wirklich wahr wäre, daß mit dem Eigenthum aller Egoismus aufhörte, möchten wir weiter prüfen, ob dies Mittel das rechte sei, um das ideale Reich zu schaffen. Da es aber in der menschlichen Natur liegt, Neigungen und Triebe zu entwickeln, welche zu leiblicher und geistiger Genußsucht und Habsucht hinleiten, so ist — jene Theorie falsch. Campanella lehrt das auch unwillkürlich selbst, wenn er trotzdem, daß es im Sonnenstaate kein Eigenthum giebt, eines langen Strafregisters mit Kirchenbann und Stockprügeln bedarf, um den Menschen das, was sie unglücklich macht, auszutreiben. Der wirkliche Grund des Uebels liegt also im Menschen selbst, näher: in seiner Unwissenheit und Unsittlichkeit. In dem Maaße als diese schwinden, wird auch das gemeinsame Leben sich umgestalten und zum Guten wenden. Campanella gehörte aber auch nicht zu den Thoren, welche das ideale Leben auf Gewaltwegen und durch Raub des Eigenthums etwa hätte ausführen wollen; er sah ein, daß eine solche That, in sich unsittlich, auch fortzeugend nur Böses schaffen könne. Dagegen lag in seinem ganzen System von der Wiedergeburt der Wissenschaft und ihrer nahen glorreichen Zukunft, daß sie alle Welt erleuchten und dadurch zu einer vernünftigeren Oekonomik, Politik u. s. w. führen werde. Diesen Zweck haben alle seine auf den Sonnenstaat bezüglichen Anstrengungen, die neben dem Phantastischen an trefflichen Wahrheiten reich sind wie der ganze Mann. Auch hier also sehen wir noch einmal Campanella's Stellung zwischen zwei Welten; aus der alten brachte er seinen Eifer für das Pabstthum als den Weg zum Messiasreiche mit, in die neue ragt er nicht nur mit den Weissagungen der Alten von einem nahenden besseren Reich auf Erden, sondern mit vielerlei Lehren, die den neueren Sozialisten Anstoß und Stoff für ihre Bestrebungen gaben, jenes große Räthsel zu lösen, vor dem die

Menschen noch heute wie vor der geheimnißvollen, menschenverderbenden Sphinx stehen.

Es bleibt mir nach diesen Andeutungen noch übrig, durch das Schicksal Campanella's zu zeigen, wie sehr es ihm Ernst mit seiner Reform war, wie vollkommen sie ihm zur Religion geworden.

Die traurigen politischen Verhältnisse Italiens, in die er schon immer mit Schrift und Wort, den alten Propheten ähnlich, sich eingemischt, hatten, wie es schien, 1599 ihre höchste Höhe erreicht. Innere Zerrüttung, äußere Gefahren, verheerende Naturereignisse, Erdbeben und Pest, Alles schien — nach altem Glauben — den jüngsten Tag zu verkünden. Campanella, wie wir gesehen, den mystischen, magischen und astrologischen Träumereien selbst noch ergeben, aber andererseits der Mann der That und des umfassenden Verstandes, und sich selbst zum Reformator berufen glaubend, griff nun in die Verhältnisse kühner ein. Er deutete dem Volk die Zeichen der Zeit, und gab ihm Antwort auf die Frage: „was will das werden?“ Da wurde — 1599 — der Volkstribun plötzlich von der Regierung gefangen gesetzt und, wie selbst ein ihm feindseliger Zeitgenosse schreibt: „nachdem er mit mehr als spartanischem Seelenadel die grausame Tortur ausgehalten, ohne zu bekennen, wurde er durch den Spruch des Vicekönigs zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt.“

„Ohne zu bekennen?“ Was sollte er bekennen? Man gab ihm Schuld, er habe, nachdem alle Mittel fehlgeschlagen, den neuen Staat nach seiner Idee zu gründen, mit den Türken conspirirt. Cotrone am tarentinischen Meerbusen sollte ihrer Flotte in die Hände gespielt, von dort Calabrien genommen und der neue Religionsstaat von ihm wie von einem zweiten Moses gegründet werden. Der Verrath habe das abenteuerliche Unternehmen gehindert. Allerdings war Campanella in jeder Hinsicht der Mann zu solchem Unternehmen, und das mochte die Fabel glaubhaft machen. Wir wissen ja, wie leicht Denunciationen Glauben finden. Mit dem Geist seiner Schriften steht jenes Unternehmen im Widerspruch, aber klar geht aus dem Ganzen hervor, daß er, ein Mann des Volkes, der Regierung gefährlich ward und deshalb in Neapels berüchtigte Kerker geworfen wurde.

Hier im Kerker offenbart sich Campanella's Charaktergröße. Statt gebeugt zu werden, erstarkte er und war der Trost der Andern. Hier duldete er lange und grausame Qualen mit Seelenruhe und arbeitete dazwischen seine philosophischen und historischen Gedanken zu festeren Systeme durch, ja hier sang er seine schönsten Lieder mit prophetischem Geist, Alles aus innerer Gewißheit, mitten in einer Welt, deren Acker für die Ernte, nach der er sich sehnte, erst noch zu bestellen war.

Gegentheil seiner göttlichen Dreieinigkeit, die wir oben kennen lernten, :hm Tyrannenthum, Sophistik und Heuchelei, die er unter dem Bilde Wölfe, Füchs' und Krähen einzuführen pflegt:

War einst das goldne Alter aufgegangen
Zum Wohl der Welt, so kann es auch geschehen,
Daß neubelebt wir das Begrabne sehen,
Anlangend dort, wo wir einst ausgegangen.

Zwar kommen listig mit geheimem Bangen
Und sagen „Nein!" die Wölfe, Füchs' und Krähen,
Doch will es Gott, die Himmel die sich drehen,
Prophetenwort und allgemein Verlangen.

Ist nur befreit die Welt von Mein und Dein,
Kommt zu Genuß und That in ew'ger Klarheit
Das Paradies uns, das verlorne, wieder,
Dann wird die blinde Liebe sehend sein,
Aus Lug und Irrthum wird lebend'ge Wahrheit,
Aus Herrn und Knechten freie, gleiche Brüder.

So sang er in seinem Kerker. Und welcher Kerker! „Ich werde Prometheus im Kaukasus festgehalten, weil ich eine Fackel angezündet" chreibt er — — „ich, der ich schon in funfzig Kerker eingeschlossen siebenmal auf der schärfsten Folter verhört wurde. Das letztemal rte es vierzig Stunden; ich war mit Stricken geknebelt, die mir bis die Knochen einschnitten, ich hing mit rückwärtsgebundenen Händen einem äußerst scharfen Holz, das mir anderthalb Pfund meines sches am Gesäß zerstörte, und zehn Pfund meines Blutes trank die e. Endlich nach sechs Monaten durch Gottes Hülfe genesen, wurde in eine tiefe unterirdische Grube geworfen." Dann schildert er seine höre und was man ihm Alles Schuld gegeben. Z. B., Frage: „Wer z eine Wissenschaft, ohne sie gelernt zu haben? Stehst Du also nicht einem bösen Geiste im Bunde?" — „Da gab ich zur Antwort: ich : mehr Oel als sie Wein verbraucht, und als ich die Weihen empfangen, sei mir gesagt worden: nimm hin den heiligen Geist; von diesem seien doch gewiß, daß er Alles lehre. Woher ich aber einen bösen Geist nnen, das sei ihnen ungewiß, und Thoren seien diejenigen, die in den heiligen Geist nicht fühlen und seine Gaben bei Andern leugnen Alles Andere Gott zuschreiben, aber die Weisheit dem Teufel!" So er zum Richter — wer fühlt es nicht? — und die Richter zu Verteilten. Aber, „wer die Macht hat, hat das Recht". „Sie machten endlich zum Hochverräther," fährt Campanella fort, — „und warfen nackt und bloß in einen unterirdischen Pfuhl, wo nicht Luft noch , aber Gestank und Feuchtigkeit, Nacht und Winter immerdar!" d niemals floh ich aus diesem Stall zu Türken oder Ketzern, ob ich

es auch gekonnt hätte," schreibt er in Bezug auf den ihm schuld gegeben Vaterlandsverrath. „Wäre ich auch kein Christ," fährt er fort, „so wür ich doch von Natur Gott und Italien lieben, für das ich Vieles th und schrieb. Aber Schriften und Thaten glauben sie nicht, sondern de Worten eines um das Brod der Unbilligkeit und um den Sold der Lü verkauften Geschlechts. Das ist mein Trost, daß ich dem Gekreuzigte nicht den Kreuzigern ähnlich bin." Je größer und länger dieses Mann Leiden, desto größer und gewaltiger scheint sein Geist zu werden. Im Dunkel der Nacht geht ihm das Licht des Lebens auf, im Plan der Vo sehung, wie er sie schauet, muß Alles zum Besten dienen. Carriere, d sein Andenken in neues verdientes Licht gestellt, citirt Naudäus, Camp nella's Zeitgenossen, welcher sagt: „Campanella war im Vaterland d Parmenides, Philolaus und Zeno geboren; er war wie ein Mutius u Regulus im Gefängniß. Damit die Richter in Erforschung der Wahrh geistreich erschienen, und er, der ja Vielen den Tod habe bringen woll vielfach umkäme, ward er absichtlich so vieler Gefängnisse Bewohner, d er in sechsundzwanzig Jahren Richter hatte. Sie machten dies einer neuen Art von Folter, und stießen ihn bald in modrige grau Höhlen, bedeckt mit ewiger Finsterniß, bald saß er in altem Gemäu das nur vom Leichengesang des Käuzchens wiederhallte, dann in Gewölbe wo Mäuse in seine Klagen einstimmten. Sie versenkten ihn in Gruf unter dem Meeresspiegel, wo er Schlangen und Gewürm zu Gespiel hatte, ein entsetzlicher Gestank ihn peinigte, die Last der Ketten drückte, das Fasten ihn schwächte, die Augen ihm stumpf wurden; wachte wie auf dem Martergaul, er schlief wie im Grabe. Da meint die Richter mit stärkern Mitteln vorschreiten zu müssen: sie reckten ih durch angespannte Stricke die Glieder auseinander, sie steckten ihn den Fußblock, sie schlugen ihn mit Ruthen, sie brannten ihn mit glühend Blechen. Vergebens. Da kamen sie denn zum Gipfel der Grausamk welche die Gesetze gestatten, banden ihm die Hände auf den Rücken, zog ihn an einem Seil in die Höhe und schnellten plötzlich sein Gesäß a einen scharfkantigen Balken herab, damit sie, durch das Zerfleischen sein Glieder, die bewunderungswürdige Stärke seines Geistes brächen, dam sie, die niemals dem Mund oder der Zunge des Unschuldigen ein G ständniß entpressen konnten, solches den Lippen der Wunden entlockten. Soweit Naudäus.

Nach solchen Martern ward seine Gefangenschaft leichter. Wa man es müde? Wähnte man seine Kraft geknickt, seinen Charakter g agt? Namentlich auf dem Fort St. Elmo zu Neapel erhielt er endli cher, durfte ruhig arbeiten, auch Besuche erhalten. Falsche Freun gen ihn hier, wie schon früher oft, um seine Manuscripte. Zw

utsche Edelleute aber, die den Orient bereisten, gewann er zu treuen reunden, Adami und von Bünau, deren Ersterer seine Werke mit dem uhme seines Namens verbreitete. Campanella's dankbare Seele preist yn in einem Liede als den barmherzigen Samariter. Politische Vor=ommnisse verschlimmerten indessen seine Haft wieder, bis endlich Pabst lrban VIII. bei Philipp IV. seine Befreiung durchsetzte. Am 15. Mai 1626 verließ er den Kerker, in welchem er seit 1599 ununter=rochen geduldet hatte. „Gott hat mich aus dem Kerker durch ein rößeres Wunderwerk befreit, als jene listige That war, durch welche Odysseus der Höhle Polyphem's entrann." Bis 1629 blieb er noch Ge=fangener der Inquisition, d. h. in scheinbarer Gefangenschaft. 1629 wurde er und seine Schriften freigegeben: Aber, „die Martern der Gefangen=schaft hatten seinen Körper hart angegriffen; er litt an Leistenbruch, Schlagflüssen, fallender Sucht, Lähmungen, Gliederschmerzen und Lethargie, doch die erhabene Kraft seiner Seele und sein unausgesetzter Eifer im Arbeiten hielten ihn aufrecht."

Von Rom, wo er ein päbstliches Jahrgehalt empfing, mußte er wegen spanischer Intrigue bald weichen. Er floh mit Hülfe des fran=zösischen Gesandten und kam 1634 nach Marseille. Endlich fand er Ruhe, erst bei Freunden in Aix, dann in Paris, wo Richelieu ihm 2000 Franken Gehalt erwirkte und des Königs Wohlwollen ihn schützte. Er bewohnte hier ein Dominikaner=Kloster, erfreute sich des Umganges der berühmtesten Gelehrten, arbeitete immer fort, und wurde in politischen Angelegenheiten oft zu Rathe gezogen. Am 21. Mai 1639 starb er an einem heftigen Fieber.

Fast ein Menschenalter hindurch lebendig begraben, hatte diese un=ermeßliche Natur einundsiebzig Jahre dem Tode getrotzt, und wo Tausende würden der Verzweiflung unterlegen sein, hatten sein hoher Geist, seine göttliche Zuversicht, seine enorme Arbeitskraft ihn gerettet, der Welt zum Heil. Und dennoch, wie viel mehr hätte dieser Geist leisten können, wenn er die sechsundzwanzig Jahre, die Blüthezeit seines Lebens, hätte frei unter Menschen leben können?

Aber so war das Schicksal der Propheten einer neuen Zeit von je her. Die unwissenden Zeitgenossen verfolgten ihn, meinten, sie thäten sich und Gott einen Dienst damit, und die Wissenden, von Eigensucht be=herrscht, suchten ihn zu vernichten.

Campanella steht namentlich an sittlicher Erhabenheit weit höher als Vanini: aber ich frage, wem hat die Christenheit ein schauerlicheres Loos bereitet? Was möchte ein Sterblicher eher über sich nehmen: Vanini's Tod oder Campanella's Leben?

Scheiden wir für jetzt von seinem erhabenen Bilde. Aber noch einmal töne aus Neapels dumpfen Kerkern sein heiliges Lied, mit dem er sich an die Völker der Erde wendet:

„Bewohner dieser Welt, erhebt die Blicke
Voll Zuversicht zum ersten ew'gen Geist!
Ob Tyrannei im Purpurmantel gleißt, —
Ihr Trachten ist, wie sie Euch niederdrücke.

Dann seht und staunt, wie sich als Haß und Tücke
Die Heiligkeit der Heuchelei erweist,
Hört der Sophisten Lied zum Hohn dem Geist
Des Herrn, vor dem allein das Haupt ich bücke.

Ein Socrates bekämpft die Lugsophisten,
Tyrannen tilgt die Macht aus Cato's Händen,
Heuchler ein Strahl vom ew'gen Licht der Christen.
Doch um die Noth und Qual der Welt zu enden,
Was frommt's, daß wir zum Opfertod uns rüsten,
Sofern nicht Alle zu dem Geist sich wenden?!

XX. Baruch Spinoza.

24. November 1632—21. Februar 1677.

Der erste Philosoph! . . .
Schelling.

Ein Weiser, ein Philosoph im höheren Sinne des Worts, war und ist mit Recht nur der zu nennen, der mit einer tiefen Einsicht in das Wesen der Dinge und mit seiner Liebe zur Wahrheit auch den entsprechenden Charakter verbindet. Die Weisheit ist fromm. Die Philosophie ist die Liebe zur Weisheit. Es ist klar, daß hiernach jedes Menschen Aufgabe ist, ein Philosoph, ein Weisheitsliebender zu sein, und ebenso, daß nur wenige darin zu einer gewissen Vollendung gelangen werden.

Denn im engern heutzutage üblichen Sinne ist Philosophie Wissenschaft, ja, die Seele aller Wissenschaft, indem sie auf dem Wege des Denkens Alles in seinen Gründen erforschen will und die Ergebnisse ihres Strebens zu regelrechten Lehrgebäuden oder philosophischen Systemen verbindet. Auch in diesem Sinne ist die Philosophie eine kühne Ent-

[...]rin, die in die unbekannte Welt steuert und reicher an Entdeckungen [...]kehrt. Aber die Philosophie ist in Mißcredit gekommen, nicht nur [...] den Offenbarungsgläubigen, die entweder nichts von der Philosophie [...]ssen wollen oder die sie als „Magd der Theologie“ nur zu ihren [...]ecken mißbrauchen, sondern auch bei andern denkenden Menschen. Je [...]ehr nämlich ein „Philosoph“ ohne Kenntniß der wirklichen Welt ist, [...] weniger er sich um die leitende Hand der Natur bekümmert, oder auch [...] mehr er an einzelnen noch irrigen Auffassungen der Natur leidet, desto [...]ehr führen ihn seine Gedankengänge von der Wahrheit ab und ver[...]eiten und befestigen Irrthümer um so mehr, je bestechender das feine [...]ewand ist, der Schein der Wahrheit, in welches man seine Meinungen [...]kleidet hat. Daher kommt es, daß die philosophischen Lehrgebäude [...] so oft verdrängt haben, und daß einzelne derselben eine so große [...]d lange Herrschaft über die Welt üben konnten. Indessen ist das Alles [...]r Beweis von der Schwierigkeit und Wichtigkeit der Philosophie, und [...] Philosophen, so viel sie auch geirrt, sie sind doch die kühnen und [...]klichen Argonauten, welche das goldene Vließ der Erkenntniß, die [...]ltweisheit erobern.

Diese höchste menschliche Wissenschaft, diese unüberwindliche refor[...]atorische Kraft müssen wir nothwendig in der Reihe historischer Skizzen [...]ch einmal rein und ausdrücklich repräsentirt sehen, in denen ich biographisch [...] Grenzscheide der alten und neuen Welt anzudeuten suche.

Und auf dieser Schwelle zweier Weltalter finden wir auch den [...]ann, der in jedem rühmlichen Sinne „der Philosoph“ heißen kann: [...]ser Mann ist Baruch Spinoza.

Die niederländische Republik gab im 17. Jahrhundert nicht nur [...]s glänzende Beispiel kriegerischen Heldenmuthes, den es zur See, [...]mentlich gegen das überlegene England, siegreich bewährte, sondern auch [...]s des freien geistigen Aufschwunges. Amsterdam war die Zufluchts[...]tte der ausgezeichnetsten anderwärts vertriebenen Köpfe, und besonders [...]ßen sich die in der pyrenäischen Halbinsel vertriebenen Juden hier [...]der, die gewöhnlich die „portugiesischen“ genannt werden, und auch [...]s Deutschland sammelten sich viele dort. Sie brachten Reichthum und [...]dung mit, gründeten große Handelshäuser, und die Pinto's und Costa's [...]ren die ersten Geldmänner jener Zeit. Zu diesen reichen Familien [...]hörte auch der Herr de Espinosa, dessen Gattin die Sage zu einer [...]riskin macht, d. h. zu einer Christin maurischer Abstammung. Es [...]eint aber, daß jene furchtbaren Glaubensverfolgungen, welche nichts [...]nten, die Spanien in kurzer Zeit um eine halbe Million Menschen [...]er machten und ganze Landstriche verödeten, auch die Familie de Espinosa, [...]er Spinoza wie sie sich später nennt, um ihre Glücksgüter brachten.

Es ist über diese Verhältnisse zu wenig bekannt. Wir hören nur, Spinoza in beschränkten Verhältnissen lebte, Kaufmann war und Kinder hatte, Rebecca, Baruch und Miriam.

Baruch war am 24. November 1632 zu Amsterdam geboren. war schwächlichen Körpers, mittlerer Statur, in seinen Zügen sprach heitere Ruhe und Bescheidenheit aus, seinen dunklen Teint erklärte i mit Recht oder Unrecht aus seiner moriskischen Abstammung.

Seine glücklichen Geistesanlagen, verbunden vielleicht mit dem zur gekommenen Wohlstand der Familie, bestimmten den Vater, ihm eine ziehung zum Rabbi geben zu lassen. Bei großem Fleiß machte er rasche Fortschritte, daß er im vierzehnten Jahre seine Lehrer bereits d forschende Fragen in Verlegenheit setzte. Die nun beginnenden talm schen Studien befriedigten seine Wißbegierde nicht, aber die Art, wi getrieben wurden, scheinen wesentlich zur gymnastischen Ausbildung se Geistes beigetragen zu haben.

Man sollte meinen, daß ein so hart verfolgtes Judenthum wie damalige mild und duldsam gegen seine eigenen Angehörigen gewo sein müsse. Aber im Gegentheil! Aller wirkliche Offenbarun glaube treibt zur Unduldsamkeit und die Verfolgung steig den Glauben leicht zum Fanatismus. Der grasse Abergl und das endlose Ceremoniell des Judenthums stießen Spinoza frühz so sehr ab, daß er sich gegen den äußeren Cultus gleichgültig verhielt seine ganze Innerlichkeit der geistigen Forschung zuwandte. Nach a beobachtete er eine damals sehr nöthige kluge Zurückhaltung. Fals Freunden gelang es aber, ihn auszuhorchen und als Ketzer und Verä des mosaischen Gesetzes zu denunciren. Die Excommunication w ihm angedroht. Spinoza wich in Nichts zurück. Man zögerte ind mit der Ausführung, denn man hoffte ein so großes Talent für die S der jüdischen Orthodoxie zu gewinnen.

Das Beispiel Uriel Acosta's hätte Spinoza warnen können. Di aus jüdischem Stamme, aber christlich erzogen, war auch nach Amster gekommen, war jedoch hier zum Judenthum zurückgetreten. Abe Verwerfung des sinnlosen Rituals sowie seine philosophisch freien sichten brachten ihn in Conflict mit den jüdischen Autoritäten. Er i als Atheist verklagt, verlor dadurch sein Vermögen, gerieth in si jährigen Bann, mußte in der Synagoge die schimpflichsten Strafen du und zur Verzweiflung getrieben machte er 1647 seinem Leben selbs Ende.*) Spinoza fühlte sich auch durch dies Beispiel gewarnt, ab

*) Vergl. Gutzkow's Novelle im Morgenblatt 1834: „Der Sabb ...msterdam."

tte keine anderen Wirkungen auf ihn als etwa die Hinrichtung des ufers Johannes auf Jesus.

Spinoza fuhr fort, seine Kenntnisse in Philosophie, Mathematik und aturkunde zu erweitern. Hebräisch, Holländisch, Spanisch, Portugiesisch, talienisch, Flämisch, das waren die Sprachen, die er sich aneignete; er h aber bald, daß er vorzüglich das Latein nicht entbehren könne, um e Ergebnisse bisherigen Forschens sich mit Leichtigkeit anzueignen, denn tein war ja ausschließlich die Sprache der Gelehrten. Er lernte auch es und selbst Griechisch, was damals noch wenig geschah.

So besaß er denn die Mittel, die Geister aller Zeiten vor sich zu iren und mit ihnen zu forschen über die höchsten Dinge. Er lebte bei, obwohl er ein angenehmer Gesellschafter sein konnte, höchst einfach, ärmlich. Nach seines Vaters Tode, wo er ganz selbstständig für sich ohnte, kam er wochenlang fast nicht von seiner Klause, und ein paar Stüber reichten zu seinem täglichen Unterhalte hin. Seine beiden Schwäger thielten ihm sein kleines väterliches Erbe vor, und als Baruch sie durch chtsmittel zur Anerkennung seines Rechtes gebracht, schenkte er ihnen s Ganze. Die persönliche Unabhängigkeit ging ihm über Alles. Wohlbende Freunde boten ihm wiederholt auf die zarteste Weise Geld, mentlich um Reisen zu machen, aber er verschmähte es stets und bemerkte, ß man, um zu der wahren Weltanschauung zu gelangen, nicht nöthig be, weit zu reisen.

Unter den Freunden, mit denen er persönlichen Umgang hatte, scheint r christliche Arzt van Ende eine Zeit lang am einflußreichsten gewesen sein. Spinoza lernte bei ihm Latein; aber der Arzt, durch seine issenschaft weit über den Aberglauben aller Confessionen hinausgerückt, hrte ihn auch tiefer in das Studium der Natur ein. Die klassisch bildete Tochter vertrat zuweilen des Vaters Stelle, und so entwickelte ch zwischen Beiden, wider Spinozas Willen, ein Verhältniß hoher geistiger d bräutlicher Liebe, welches indeß, besonders durch fremde Einflüsse stört, damit endete, daß Spinoza einen Andern sich vorgezogen sah. er Philosoph erhob sich auch über diese Täuschung, und sein Geist beugte h nicht zum zweiten Male den Fesseln der Liebe.

Gerade diese Liebe zu Fräulein van Ende brachte ihm aber auch ßere Widerwärtigkeiten. Sie wurde natürlich bekannt und steigerte en Glaubenshaß gegen ihn, denn die Ehe zwischen Juden und Christen ar ja damals ein entsetzlicher Gedanke.

Auf seine Armuth bauend, hoffte man Spinoza bestechen zu können. Die Juden boten ihm eine Sinecure mit 1000 Gulden Gehalt unter der Bedingung, daß er sich als Jude zeige und zuweilen die Synagoge besuche. Spinoza schlug es aus. Mußte nicht die Religionsgemeinschaft,

die zu solchen Mitteln greift, ihm nur noch verächtlicher werden? [illegible] Mordversuch, der von jüdischer Seite auf ihn gemacht wurde, mißl[illegible] ebenfalls, denn Spinoza, der den Dolch in der Hand eines ihm auf [illegible] Straße begegnenden Hauptgegners bemerkt hatte, parirte den Stoß n[illegible] so glücklich, daß der Dolch nur seine Kleider auf der Brust durchsti[illegible] aber ihn nicht einmal verletzte.

Endlich, da Spinoza immer mehr sich von der Synagoge zurü[illegible] zog, christlichen Umgang hielt, und keine Aussicht seiner Gewinnung blie[illegible] wurde im Jahre 1655 der „große Bann" über ihn ausgesprochen. [illegible] schauerliche Verhandlung geschah in der Synagoge, und Spinoza se[illegible] Allem kalte, kühne Ueberzeugungstreue, ja, wie man sagt, sogar sar[illegible] stischen Spott entgegen. Die lange Verwünschungsformel der Juden r[illegible] alle Plagen und alles Verderben auf den Schuldigen, Gottes Segen a[illegible] über den Verfluchenden!!!

So war der edle freie Denker denn ausgestoßen aus dem „V[illegible] Gottes", und der unversöhnlich hassende Rabbinismus wußte es auch [illegible] der weltlichen Behörde durchzusetzen, daß Spinoza aus der Stadt [illegible] bannt wurde. Fluchbeladen verließ Spinoza seinen Geburtsort und l[illegible] von da ab in Rhynsburg, Voorburg und zuletzt in Haag. Er hatte [illegible] Ruhe vor den Laurern, lebte ausschließlich der Wissenschaft und sc[illegible] seine Forschungen nieder.

Wenn man glauben sollte, daß die Trennung und Ausstoßung [illegible] Judenthume etwa eine Annäherung oder Aufnahme in das Christent[illegible] zur Folge gehabt, so wäre das ein großer Irrthum. Spinoza wan[illegible] zwar seinen jüdischen Vornamen Baruch in den entsprechenden christli[illegible] „Benedictus" um, nicht aber aus christlicher Sympathie, sondern [illegible] latinisirenden Gebrauch seiner Zeit folgend. Dem Christenthum [illegible] und blieb er so fremd als dem Judenthum, oder wenn man lieber [illegible] er stand zu beiden in gleichem Verhältniß: er faßte sie auf als ge[illegible] liche Erscheinungen, über die hinaus sein Denken ihn geführt hatte[illegible] nährt von ihren besten Ideen, schuf er sich seine eigene Weltansch[illegible] und in ihr seine eigene Religion; er war zu wahrhaft, als daß [illegible] „Bekenntniß" hätte theilen sollen, dem sein Geist entfremdet worden[illegible] eben hierdurch ist er ein Vorläufer, ja ein bis in den Tod getreu[illegible] leuchtendes Vorbild der freien Religion geworden, die erst in unseren [illegible] wieder gemeinschaftbildend aufgetreten ist.

Diese Vorbildlichkeit Spinoza's liegt aber vorzüglich darin, [illegible] all sein Streben und alle Ergebnisse seines Forschens unmittelba[illegible] sich selbst anwendete; sein Leben war ihm eine Selbsterziehun[illegible] Weisheit, sein Wissen war ihm Religion. **Philosophen giebt's** **in der Welt, aber wenig Weise.** Bei [illegible] kann eine gro[illegible]

ɔischen Wissen und Leben, und ist es leider nur zu oft, bei diesen s nicht der Fall, und darum sind sie religiös.

s kostete Spinoza Kampf genug, dieses Ziel zu erreichen. Er fand h, daß das Unglück der Menschen in dem Mangel an Kenntniß chsten Gutes liegt. Drei Dinge sehen sie gewöhnlich als solches eichthum, Ehre, Wollust. Spinoza entwand sich ihrer Macht all= Denn er sah, wie Viele im Streben nach diesen drei Dingen t deren Genuß sich unglücklich machen: der Reichthum, statt Be= ung zu gewähren, macht unersättlich; die Ehrsucht macht zum en der menschlichen Meinungen, von denen das, was für „Ehre" bhängig ist; die Sinnenlust ist etwas Vorübergehendes und hat iß und Reue von selbst zur heilsamen Folge. Wer diese drei im Leben als Zweck sucht, der verehrt darin seine Götzen, der ist klave. Wer sie als Mittel zum Zweck braucht, thut recht, aber r muß auf der Hut sein, daß er nicht in die Schlingen fällt. za wußte das nicht nur, er that danach. Es war bei ihm also aune oder thörichter Eigensinn, Stolz und dergleichen, daß er den hum und die Ehrenstellen, die ihm wiederholt geboten waren und leicht in der ganzen Welt hätte finden können, zurückwies, ja, daß er nach einer trüben Erfahrung die Liebe im engeren Sinne ver= te: es war Grundsatz; und ebenso war ein Umstand, den ich ch nachzuholen habe, nicht etwa Folge unglücklicher Verhältnisse, n freier Willensact eines bewußten Geistes. Spinoza erwählte sich h neben seinem geistigen Beruf eine Hantirung, die ihm den nöthigen Unterhalt gewähre, d. h. ihn äußerlich unabhängig mache.*) te schon in Amsterdam das Schleifen optischer Gläser, wie sie zu n, Fernröhren u. dergl. gebraucht werden, und lebte davon. Natür= ar es ein höchst spärlicher Erwerbszweig, und das Schlucken des [illegible] soll überdem seiner ohnedies schwachen Gesundheit sehr nach= geworden sein.

Welches war denn nun die eigentliche Religion dieses seltenen s? Oder hatte er vielleicht gar keine, da er, weder Christ noch [illegible] unter ihnen als ein Verfluchter lebte? Noch heute giebt [illegible], die seine Religion als eine Religion überhaupt nicht aner= [illegible] ihn als Atheisten verdammen; Philosophen sogar, die auf

*) [illegible] in seinem Spinoza II, 48, führt dabei einen [illegible] Aus= [illegible] an, der Spinoza [illegible] habe: „Schön ist [illegible], verbunden mit einem bürgerlichen Gewerbe: beiden [illegible] vergessen; das Studium ohne Arbeit ist am Ende [illegible]."

Spinoza's Kosten ihren eigenen Ruhm erhöhen zu können meinten. Ab[er] was ist Religion? Es ist die gottinnige Liebe des Menschengeistes, [die] allmälig zum völligen Selbstbewußtsein sich verklärt, und deren Reinhe[it,] Seligkeit und Kraft daher abhängt wie von dem Feuer der eigenen Se[ele,] so von der Anschauung der ganzen Welt um uns her. Wie war's n[un] in Spinoza?

Die Welt des alten christlichen wie jüdischen Glaubens, das Ph[an]tasiebild, welches man über Himmel und Erde sich gemacht und je[nem] Glauben zu Grunde gelegt, war vor seinen Augen wie eine Seifenbl[ase] zersprungen. An die Stelle des Himmels mit seinen Engeln trat i[hm] der unendliche Weltenraum und der Reigen der Gestirne; die Hölle [mit] ihren Teufeln ging auf in den Schooß der Erde, die im Weltall ein[st] entstanden, wie etwa die Blume vor unsern Augen entsteht; die Schöpfu[ng,] wie sie die Bibel erzählt, löst sich ihm auf in ein ewiges Werden a[ller] Dinge, so daß sie heute gerade so gut vor sich geht, wie vor Myria[den] von Jahrtausenden. Wo aber, fragt man, bleibt da der Gott? Al[ler]dings, jene hergebrachte Vorstellung von ihm geht unter, aber „er sel[bst] bleibet, wie er ist." Und wie ist er denn? Nicht ein persönlic[hes] Wesen nach Menschenart, das wäre Zeit und Raum unterworfen, e[ine] endliche Creatur wie wir selbst; nicht ein persönlicher Wille nach Mensch[en]art, überlegend, beschließend, wählend, bestimmend, — und wenn a[uch] von Ewigkeit — das wäre ebenso endlich und klein wie ein räumlic[hes] Götzenbild. So ist die besser erkannte Welt nicht. Nicht kraft ei[nes] besonderen Beschlusses existiren die Dinge, noch geschieht, was überha[upt] geschieht, durch irgend einen allmächtigen willkürlich lenkenden Wil[len,] sondern Alles ist durch Nothwendigkeit der eigenen Natur, das Ganz[e] durch sich selbst und in sich selbst ewig. Nichts ist nach Zwecken [vor]handen, — etwa die Rose, damit sie dufte, das Gehirn, daß der Me[nsch] denke, der Mond, damit er die Nacht erhelle u. s. w., alles ist nur [aus] Gründen, nicht nach Zwecken, und diese Gründe liegen in Allem sel[bst,] liegen im All selbst. So sind die Dinge auch weder gut noch böse, we[der] schön noch häßlich, weder nützlich noch schädlich, — denn das Alles sind [nur] Beziehungen, die der menschliche Geist in denselben findet und sie da[nach] beurtheilt. Alles ist nur, ist nothwendig, ist aus sich selbst [und] offenbart seine eigene Natur. Was ist also Gott? Er ist „[das] absolut unendliche Wesen", die freie Nothwendigkeit, der Grund und [das] Wesen aller Dinge, mit unendlichen Attributen,*) namentlich der [Ausdeh]nung und des Denkens. „Ich sage nicht, ich erkenne Gott ga[nz]

*) „Attribut" heißt bei Spinoza alles, was der Mensch als Eigenschaft, [als] Wesen der Substanz oder Gottheit ausmachend, erkennt.

sondern ich **habe nur** Einsicht von einigen seiner Attribute, nicht aber von allen, **noch von** dem größten Theile derselben, und gewiß ist es, daß das **Nichtwissen um** die meisten nicht die Erkenntniß einiger hindert."

Unter **der „Ausdehnung"** versteht nun Spinoza das, was wir die wesentliche **Allgegenwart"** Gottes nennen, so daß alle Dinge nur als die endlichen **Formen** des unendlichen göttlichen Inhalts erscheinen, im Gegensatz zu **jenen** Meinungen, die Gott räumliche Ausdehnung absprechen und ihn nur **der Kraft** oder Wirkung nach zum „Urheber" aller Dinge, nicht aber zu **deren** Wesen machen. Die Folge dieses Satzes ist, daß das All — **lebendig ist**, und das Allebendige im Gegensatz zu der vergänglichen Form **ist die** Gottheit.

Das **zweite Attribut** Gottes, d. h. also die zweite unter den übrigen (uns **unbekannten**) nothwendigen Eigenschaften Gottes ist die Denkkraft. Gott ist **ein denkendes** Wesen." „Was ist dies Denken?" Vor Allem nicht das **menschliche** Denken. „Gott dürfen von uns die Eigenschaften, **welche zu** den höchsten Vorzügen, ja zur Vollkommenheit der menschlichen **Natur** gehören, so wenig beigelegt werden, als wir, was den Elephanten **und** Esel auszeichnet, uns selbst beilegen." Die Gottheit ist nicht nach **der Menschheit** zu messen, sonst würde jedes Wesen die Gottheit sich so **denken**, wie es selbst ist. Das Dreieck, könnte es denken, würde Gott **als vollkommenes** Dreieck, der Zirkel ihn als vollkommenen Zirkel denken. **„Um daher** die göttliche Natur nicht mit der menschlichen zu vermengen, **lege ich** Gott menschliche Attribute, wie Wille, Verstand u. s. w. **nicht bei."** Das Attribut des Denkens ist also die unendliche Eigenschaft **Gottes**, aus der alles wirkliche Denken hervorgeht; das Denken Gottes zeigt **sich** also im Menschen, — nicht als ob es sich im menschlichen Denken **erschöpfe**, — sondern das menschliche Denken ist nur eine Offenbarung **davon** unter unendlich vielen andern.

Zu **dieser Anschauung** war Spinoza wohl durch den damals eben berühmt **gewordenen** französischen Denker Cartesius veranlaßt, welcher, der **herkömmlichen** Meinung folgend, Geist und Materie annahm, jenem das Denken, **dieser** die Ausdehnung zuschrieb und Gott zu einem äußerlichen **Vermittler** derselben machte. Spinoza faßte das Dreies von vorn herein **als eine innere Einheit auf**, und so wurde er der Urheber, der doch **in jenen** Zeiten der tiefste Begründer derjenigen Religion und Religions**philosophie**, welche die Gottheit als die Einheit von Geist und Stoff **erkennt**, **und** sie, die Wesenheit der Welt, wiederfindet in Allem, was ist.

So **tritt** Spinoza also in entschiedenen Gegensatz zu Cartesius, der **natürlich auch** in einer Menge von Folgesätzen wieder zeigen muß: ich erinnere **hier** nur an den der Freiheit und Nothwendigkeit. Wenn

Cartesius meint, daß Gott, eben weil er keine Schranke habe, Alles könne, auch das Entgegengesetzte, kurz, wenn er ihn (anthropomorphisirend) zur absoluten Willkür erhob, so gelangte Spinoza zur Erkenntniß des Gegentheils, daß eben die absolute Vollkommenheit das Entgegengesetzte ausschließe, daß also Alles nothwendig sei. Aber, und dies ist wesentlich, — die Nothwendigkeit ist nicht ein Gesetz außer ihm, ein Fremdes, dem er unterworfen, ein Fatum etwa, dem die Götter selbst gehorchen müßten, sondern sie ist seine eigene Natur und Wesenheit, daher die Begriffe von Freiheit und Nothwendigkeit in ihm Eines sind. Die herkömmlichen anthropopatischen Vorstellungen von Gott hängen damit genau zusammen, denn wenn Spinoza den „Willen Gottes“ die „Zuflucht der Unwissenheit“ nennt, wenn er sagt: Gott liebt niemanden, und niemand darf Anspruch machen, von ihm geliebt zu werden, — so zieht er damit den Begriff der Gottheit nur aus dem Kreise kleinlicher menschlicher Vorstellungen heraus, um ihn aus „Einem unter Anderen“ zu dem Einen in Allem zu erheben. Was Wunder, daß die Unwissenden ihn nicht verstanden und deshalb ihm fluchten?

Wem zum ersten Male solche Ansichten begegnen, pflegt davor ein Grauen zu empfinden, als würde dadurch alles Heilige ihm geraubt, im besten Falle pflegt er zu beklagen, daß die Natur „entgöttert“, aller Poesie verlustig gehe. Natürlich. Der Gefangene, der aus finsterem Kerker endlich hinaus in den Sonnenschein tritt, kann nicht sehen, seine Augen schmerzen. Wird er deshalb zurück in den Kerker gehen? Nein, eine kurze Gewöhnung, Uebung — und die sonnenstrahlende Welt liegt sichtbar vor seinen entzückten Blicken.

Spinoza's Welt, d. h. die wirkliche Welt wie sie Spinoza betrachtete, ist leer von Göttern, Geistern, Gespenstern, leer von jener Allregiererei, Wunder und Plunder, welche die Menschen hineingedichtet, — aber Alles was ist, ist göttlicher Natur, der „Geist“ ist in Allem, Alles in seiner Art vollkommen. Insbesondere ist es der Mensch. Seele und Leib sind Ein Individuum, Eine Natur, nur im ersten Falle (als Seele) nach dem Attribut des Denkens, im andern (als Leib) nach dem der Ausdehnung betrachtet. Es liegt auf der Hand, wie hierdurch diejenige Lehre vom Menschen angebahnt wurde, die ich als die meinige anderwärts ausführlich dargelegt habe.*) Der Geist, sofern er dem Ewigen sich zuwendet, ist ihm selbst ein Ewiges. Es giebt für ihn keinen Tod. Daher hat der Weise, als solcher, keine Gemüthsbewegungen, sondern

*) Alte und neue Weltanschauung, Band II: das Menschenleben, besonders Vortrag 1—5. Genauer in: Gott, Welt und Mensch; Grundlinien der Religionswissenschaft.

ner selbst, Gottes- und der Weltkraft ewigen Nothwendigkeit bewußt, rt er nicht auf zu sein, und besitzt volle Seelenruhe." So war pinoza selbst ohne Furcht vor dem Tode und vor den Qualen, die m die Menschen verhießen; er war ohne Hoffnung auf die Güter, die ele Menschen sich nach dem Tode versprechen; er war frei geworden im igen Geiste und sprach: „Ein freier Mensch denkt an Alles mehr als n den Tod, seine Weisheit sind nicht Todes- sondern Lebensgedanken."

Auf solchen Grundsätzen erbaute sich Spinoza's Religion, und es chtet von selbst ein, daß auf so neuem Boden auch eine neue Sitten- re erwachsen mußte. So lange der Mensch sich selbst als Zweck der höpfung, und alles Andere neben ihm als nur seinetwillen geschaffen trachtete, so lange, lehrt Spinoza, mußte er auch Alles nach sich selbst essen, und es je nach dem Nutzen oder Schaden, den es dem Menschen ingt, gut oder schlecht, vollkommen oder unvollkommen, schön oder häß- h, warm oder kalt u. s. w. nennen. Danach bemaß er denn Lob d Tadel, Tugend und Sünde und Alles, was Sitte heißt. Mit der kenntniß jenes Grundirrthums wird aber klar, daß dies Alles nur bstgebildete Sitten sind, veränderlich, irrthumsfähig, wie sie sich auch s solche erwiesen haben.

Spinoza lehrte dagegen, daß man nur das „gut" nennen dürfe, was sere Einsicht fördert, und „böse", was sie hindert, denn der Geist handelt r (ist nur zurechnungsfähig), sofern er erkennt. Das Erkennen ist und und Ziel der Tugend. „Das höchste Gut des Geistes ist daher e Erkenntniß Gottes, und die höchste Tugend des Geistes ist: Gott- kennen. Diese Erkenntniß ist im Gemüth des Menschen Freude, Friede, ebe, Seligkeit, je tiefer desto reiner. Nicht, weil man Begierden d Leidenschaften besiegt, wird man selig, sondern um- kehrt: weil und sofern man selig ist, hat man die Macht ine Begierden zu beherrschen: sie legen sich nieder und zerfließen e Nebel vor der Sonne." Diese Selbstvollendung, dieses Göttlich- nntsein leuchtet aber nicht aus Spinoza's Worten nur, sondern aus nem ganzen Leben, das durch sein Wort nur erklärt wird. Geht man Einzelnen diese erhabene Ethik durch, so wird man bei jedem Schritt rascht durch die reinsten Ideen, die hier an der Schnur nothwendiger gerung angereiht erscheinen. Man wird froh, wie wenn man ein radies durchwandelt, denn man fühlt sich durch die Erkenntniß zur eiheit gelangend, man fühlt sich göttlich unter Göttlichem, man weiß h in Gott.

Der Glaubenseifer sprach und spricht zwar über den erkennenden pinoza seinen Fluch heute wie damals, aber wo er nicht vollkommen blindet ist, beugt er sich vor den sittlichen Wahrheiten seines Werkes

und Lebens, heute wie damals. Spinoza steht hierin vorbildlich da; [illegible] wo ist seines Gleichen?

Mit dem Haß und der Verfolgung wuchs aber auch der Ruhm, [illegible] Spinoza's Name bei den Tieferblickenden fand. Die französischen F[illegible] herren, welche in den siebziger Jahren in den Niederlanden Krieg führ[illegible] ehrten seinen Namen, und Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, be[illegible] ihn 1673 als Professor der Philosophie nach Heidelberg mit dem a[illegible] drücklichen Beding, daß er da frei philosophiren könne. Spinoza le[illegible] es ab, da andererseits Bedingung war, die bestehende Religi[illegible] nicht anzugreifen. Den Irrthum nicht angreifen dürfen — [illegible] allein schon war für Spinoza ein entsetzlicher, sein ganzes geistiges W[illegible] durchschneidender Gedanke. Er zog das stille, unabhängige Leben [illegible] das kleinste Zimmer ward ja von selbst zum Katheder, von dem au[illegible] die Welt unterwies!

Seine Uneigennützigkeit hatten wir schon oben Gelegenheit zu rühmen. Es ließen sich leicht mehr und größere Beispiele aus sei[illegible] späteren Leben anführen. Mit ebenso großer Befriedigung sehen [illegible] daß der Minister von Witt ihm einen kleinen Jahrgehalt anwies, ebenso sein Freund von Vries, dessen glänzende Anerbietungen er übri[illegible] [illegible] zurückgewiesen. So sehen wir den großen Mann doch erleich[illegible] daß er wenigstens eine Zeitlang sein Leben verlängern und das G[illegible] [illegible] beim Schleifen der Gläser in Gemach vermeiden kann. Zu [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vieles Andere hatte er begonnen, aber ein früher Tod rief ihn aus seiner Arbeit hinweg. Seit zwanzig Jahren schon litt er an der Schwindsucht, und nur seine außerordentliche Mäßigung in Diät und Allem verhütete, daß sein schwächlicher Körper nicht früher unterlag. Dennoch war sein Tod ein unerwarteter. Am 21. Februar 1677 entschlummerte er in Gegenwart seines Arztes. Er starb unerschrocken, als ob es ihm leicht gewesen sein würde, sich selbst zu opfern für seine Feinde, die den Haß gegen ihn entflammt, weil er den Unterschied von Heuchelei und Frömmigkeit in Wort und Leben dargestellt. Am 25. Februar wurde die Leiche bestattet: Spinoza war fünfundvierzig Jahr alt geworden. An seinem Grabe kann man nicht weinen, nur bewundern.

So starb der Mann, dessen Bedeutung ich hier nicht erschöpfend darstellen, nur andeuten wollte, damit diejenigen meiner Leser, welchen dankbare Verehrung der Verdienste der Vorwelt ein Bedürfniß ist, nicht versäumen, den Namen Spinoza in die Walhalla ihres Herzens zu schreiben. Gern werden sie dann Spinoza's Leben in ausgeführterer Weise und im Glanz des poetischen Schmuckes lesen, wie Berthold Auerbach ihn uns trefflich dargestellt. Tiefer Denkende und Forschende aber werden sich vielleicht zu erneutem Studium dieses Weltweisen aufgefordert fühlen, wenn sie mit uns finden, daß Spinoza in der Geschichte der Philosophie den Wendepunkt am bestimmtesten bezeichnet, wo die alte und neue Welt aneinander grenzen, daß er folglich einer der größten Repräsentanten jener Epoche ist, welche zwei Weltalter trennt — oder verbindet, — und die wir durch unsere „neuen Propheten" in kurzen Zügen charakterisirt sehen.

Dies finden wir wieder in Schellings Wort: „Religionen ganzer Völker waren auf jenen Streit zwischen Geist und Materie gegründet, ehe ein glücklicher Genius — der erste Philosoph — die Begriffe fand, in welche alle folgenden Zeitalter die beiden Enden unseres Wissens umfaßten und festhielten. Die größten Denker des Alterthums wagten sich nicht über jenen Gegensatz hinaus. Plato noch stellt die Materie als ein Anderes Gott gegenüber. Der Erste, der Geist und Materie mit vollem Bewußtsein als Eines, Gedanke und Ausdehnung nur als Modificationen desselben Princips ansah, war Spinoza."

Drum, wer mit Spinoza „hindurchschaut in das vollkommene Gesetz der Freiheit und darin beharret", wer folglich selig ist in seinem Thun, der wird auch mit uns eines gefeierten Mannes unserer Zeiten, der wird Schleiermacher's Wort zu dem seinigen machen:

„Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist; das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige ewige Liebe; in

heiliger Unschuld und tiefer Demuth spiegelte er sich in der ewigen Welt, und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war, voller Religion und voll heiligen Geistes, und darum steht er auch da, allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht."

Edler Spinoza, darum schelten dich ja noch heute die Thoren einen Atheisten, d. h. einen Gottlosen, aber die Wissenden, wollend oder nicht, folgen dem Zuge deiner göttlichen Gedanken.

XXI. Isaak Newton.

25. December 1642—20. März 1727.

Die Erkenntniß der Wahrheit ist die höchste Macht.

Noch einmal steige mit mir auf die Höhe, wo die fromme Thorheit und die kluge Frömmigkeit wie Nebel tief unter uns liegen, dorthin, wo große freie Geister ihren Tempel haben, und wir mit ihnen feiern können im Anschauen dessen, was sie vor uns und für uns gewesen, gedacht und gethan! An die Grenze treten wir heute, wo die alte in die neue Weltanschauung völlig übergeht, wo auf ewigen Fundamenten die Säulen des neuen Tempels vor unsern Augen emporsteigen.

Zur Zeit der englischen Republik, den 25. December 1642, wurde in dem Dörfchen Woolsthorpe in der Grafschaft Lincolnshire ärmlichen Landleuten ein Kind geboren — so schwach und klein, daß es kaum für Stunden oder Tage Lebensfähigkeit zu haben schien. Dennoch erreichte dies Kindlein nicht nur ein Alter von mehr denn achtzig Jahren, sondern es erfreute sich einer vorzüglichen Gesundheit und wurde geistig ein Heros, wie es unter den Zeitgenossen keinen zweiten gab, ein Genius, der mächtiger als Könige, nachhaltiger und wohlthätiger als sie, in die Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts eingriff, — das war Isaak Newton (sprich: njuh'ten).

Seine Kindheit ist ziemlich unbekannt. Wir wissen nur, daß sein Vater frühe starb, und daß der kleine Isaak im zwölften Jahre in die Schule der Nachbarstadt Grantham gethan war, wo er jedoch weder durch Fleiß noch durch Fähigkeiten sich auszeichnete. Einst aber wurde er von dem Ersten seiner Klasse gemißhandelt, und da der schwächliche

ine keinen Widerstand leisten konnte, beschloß er geistige Rache, indem dem Gegner durch Fleiß in der Klasse den Rang abzulaufen sich vorzm. Es gelang. Bald saß er als Erster an des Gegners Stelle, d wir übersehen das verzeihliche Motiv um so eher, als er durch das elingen seiner Arbeit eine Freude an ihr haben lernte, die das Außerdentliche in ihm anbahnte. Die Armuth seiner Mutter nöthigte diese dessen, ihn im fünfzehnten Jahre wieder nach Hause zu nehmen, zur esorgung der Wirthschaft. Aber er machte seiner Mutter nichts cht. Fuhr er Getreide mit zur Stadt, so war seine Hauptsache, bei iem befreundeten Apotheker die Bücher durchzuspüren; hütete er die eerde, so verloren sich seine Gedanken im All, und das Vieh fraß indeß e Saaten ab; kurz, der „Träumer" war nicht zu brauchen. Seine ihe Liebe zu Miß Horey, der Tochter eines Arztes, mochte der Mutter enso unpraktisch erscheinen als die spielende Thätigkeit, mit der er ner Freundin allerlei niedliche Sachen aus Holz fabrizirte, unter Anderem ch die berühmte Windmühle, die er bei mangelndem Winde durch eine aus bewegen ließ. So schien die Mutter ihre Hand immer mehr von n abziehen zu wollen, als ein Geistlicher, der ihn mit einem mathematischen uche hinter dem Zaune getroffen, bei näherer Kenntnißnahme sich entloß, ihn auf seine Kosten studiren zu lassen.

Am 5. Juni 1660, also gegen achtzehn Jahre alt, kam Newton auf e Hochschule nach Cambridge (sprich: Kämbritsch), aber ohne die Vorntnisse, welche damals von denen erwartet wurden, die sich der Universität wendeten. Fleiß und Genie ersetzten bald das Fehlende. Dazu kam r glückliche Umstand, daß ein ausgezeichneter Lehrer der Mathematik, arrow, sich seiner vorzüglich annahm. Vier Jahre genügten, ihn auf eiche Linie mit den besten Mathematikern seiner Zeit zu stellen, und ehe vierundzwanzig Jahre zählte, hatte er auf diesem Gebiete drei Dinge leistet, deren jedes allein schon seinen Namen unsterblich machen würde: e höhere Analytik, den Theil der mathematischen Wissenschaft, der am wersten, aber fruchtbarsten für Erforschung kosmischer Verhältnisse zu n scheint; den Beweis der allgemeinen Anziehung der Körper und die tersuchungen über das Licht, worauf wir später zurückkommen müssen.

Im Jahre 1669 wurde Newton Professor der Mathematik in Cambdge an Barrows Stelle, der zu seinen Gunsten entsagte. Volle sechsdzwanzig Jahre verblieb er in dieser Stellung, die ihm nur mäßigen halt brachte, der zur Anschaffung von Büchern, theuern Instrumenten f. w. verwendet ward und das äußere Leben dieses Mannes sehr ftig erscheinen ließ. Er selbst war zu bescheiden, um fort und fort i Zudringlichen zu spielen, und das Bemühen seiner Freunde für ihn r umsonst. Alles, was erlangt wurde, war, daß ihm die Personal-

steuer von einem Schilling die Woche, „im Betracht seiner Dürfti[g]keit," erlassen wurde. „Ganz Europa," sagt Littrow, „war sein[es] Lobes voll, und seine Landsleute priesen ihn als den Stolz Englan[ds], ja, wie später sein Epitaph sagt, als die Zierde des Menschengeschlech[ts]; aber der hochgepriesene Mann war und blieb zugleich ein — arm[er] Mann!"

Diese langen Jahre verflossen für Newton übrigens in Ruhe, au[ßer] daß die Revolution ihn einmal auf den Schauplatz politischer Thätig[keit] rief. Als nämlich König Jacob II. Alles aufbot, das Land katholisch [zu] machen, hatte er auch von der Universität Cambridge verlangt, daß [sie] einen unwissenden Mönch zum Magister machen solle, ohne daß die[ser] den Eid leiste, welcher gegen die katholische Religion gerichtet und n[ach] dem Gesetz erforderlich war. Die Universität weigerte sich trotz [der] Drohungen des Königs, und Newton wurde mit einer Anzahl ande[rer] Professoren die Sache vor dem hohen Gerichtshof zu vertreten be[auf]tragt. Newton that es so nachdrücklich, daß der König sein Vorha[ben] aufgab. Dies und Newton's Ruf führten ihn 1689 als Vertreter [der] Universität in jenes berühmte Parlament, das den Thron Jacob's, [der] bereits nach Frankreich entflohen war, für erledigt erklärte, und [die] Krone mit der „Bill of rights", welche die bürgerliche und relig[iöse] Freiheit gegenüber dem Königthume grundrechtlich feststellt, an Wilhelm [III.] übergab.

Doch sehen wir ab von Newton's äußerem Leben, das an We[ch]fällen arm in gleichem gewöhnlichem Geleise hinlief, und wenden [wir] uns seinem Geiste zu, der desto Größeres schuf! Die Weltanschau[ung], wie sie vor und zu Newton's Zeit herrschte, war die Cartesian[ische]. Des Cartes nämlich, oder wie er lateinisch sich nennt: Cartesius († 16[50]), ein französischer Philosoph und Mathematiker, hatte die Philosophie [neu] zu begründen gewußt und durch den Glanz, vielleicht auch durch die [An]maßung seiner Lehren eine Herrschaft über seine Zeit gewonnen, [die] größer war als sie es verdiente. Seine Verfolgungen und seine G[ünst]lingsstellung — er war Lehrer der Königin Christine von Sch[weden] und der Enkelin Jacob's I., Elisabeth — und die französische Gew[and]heit seines Geistes machten ihn zum Geisteshelden der Zeit. In [ihm] sprach sich nun auch die Ahnung und das Bedürfniß der den[kenden] Geister jener Zeit aus, nämlich das kopernikanische Weltsystem [aus] physischen Gründen zu verstehen und zu erklären. Man kannte die [astrono]mischen Thatsachen der neuen Weltanschauungen, aber nicht ihre [Ur]sachen. Diese waren das neue große Welträthsel, vor dem die Fo[rscher stan]den. Im Jahre 1644 hatte er nun ein Buch, „die Prinzipie[n der Philo]sophie", herausgegeben und mit französischer Schnellfertigkeit

berlieferten Meinungen eine Weltanschauung eigener Art konstruirt, welche ange über Newton's Zeit hinaus an allen Schulen und Universitäten gelehrt wurde. Danach war das All vom Stoff erfüllt, der sich in einer dreifachen (leuchtenden, trüben, finstern) Sphäre durch die Bewegung sondert. Im Centrum der Wirbelbewegung bilden sich aus der einen Stoffart die Sonne, aus der andern der Himmel, aus der dritten die dunklen Körper der Erde, Planeten u. s. w., welche sich im Wirbelstrom um die Sonne befinden und von ihm getragen werden. Ebenso verhielten sich, lehrte er, die Monde zu den Planeten; die Kometen aber hätten „die Freiheit", aus einem Wirbel in den andern überzugehen, und so in Schlangenwindungen die Welt zu durchwandern. Je absurder diese märchenhafte Annahme ist, die mit einem großen Aufwande von Scharfsinn gelehrt wurde, desto mehr sehen wir daraus, wie tief noch die physikalische Erkenntniß stand, wie groß aber der Durst danach war, die neuen astronomischen Entdeckungen physisch zu erklären. So ist es der Philosophie oft gegangen, wenn sie, die realen Erkenntnisse der ewigen Natur verschmähend, ihren eigenen Phantasien sich überließ.

In diese trüben Nebel, von welchen selbst die hellsten Geister umeben waren, trat nun Newton mit der Fackel seines Geistes. Er las as Buch des Cartesius, schrieb immer „Irrthum" an den Rand, und gte es bald ganz aus der Hand. Dagegen hatte sich seit Cromwell's eiten in London mitten unter den politischen Stürmen die erste Vernigung von Gelehrten zu einer Akademie der Wissenschaften gebildet, der die besten Mathematiker und Astronomen gehörten; diese waren ig, daß es eine mechanisch-physikalische Lösung des himmlischen Problems ben müsse, aber den Schlüssel hatte noch keiner gefunden.

Da war es nun eben Newton, der in der analytischen Mathematik überflügelte und, um es mit einem Worte zu sagen, die wahre Ernntniß des Weltsystems, die Gravitation, entdeckte.

Es wird erzählt, daß Newton 1666, als Cambridge von der Pest ngesucht war, einige Zeit in seine Heimath nach Woolsthorpe ging. ter einem Apfelbaume ruhend, habe er den Fall eines Apfels zur Erde bachtet — und darüber nachdenkend gefunden, daß die Kraft, die den fel zur Erde treibe, ja weiter hinausreiche ins All, daß sie dieselbe welche den Mond bewege, daß sie überhaupt eine kosmische Kraft sei, die Schwere, — die „Gravitation". Diese Erzählung entspricht ganz Charakter Newton's, der, wie er einst bei der Heerde schon sich in Gen verloren, nun als Mann unendliche mathematische Reihen denkend rschte wie kein Anderer, oder in sonstige Gedanken sich vertiefte, so er darüber die Außenwelt gänzlich vergaß, wenn er z. B. mitten im

Aufstehen oder Anziehen, wie durch Hüon's Horn verzaubert, reg still saß, während sein Geist den Bau des Weltalls schaute. J jene Erzählung nur dann, wenn sie meint, jener Apfel sei die Urs größten Entdeckung, die es giebt, geworden. Diese war die Fr reife Frucht des Denkens, des menschlichen Geistes überhaupt und N insbesondere, und wenn wir dem Apfel Newton's eine zufällige lassung zum Abschluß der Gedanken, die diesen längst erfüllten, zu so kann er zufrieden sein, denn er bleibt ja doch berühmter als Apfel im Paradiese.

Eine Kraft, die nur augenblicklich einmal auf einen Körper e wie z. B. im Stoß, nennt man eine Tangentialkraft. Die Lehre Bewegung beweist, daß Körper, durch die Tangentialkraft bewegt, ihrer Bewegung geradlinig beharren, wenn und soweit nicht Hi sich ihr entgegenstellen. Eine Kraft hingegen, die andauernd a Körper wirkt und ihn nicht nur in einer bestimmten Richtung, nach einem bestimmten Ort treibt, heißt die Centralkraft, wie sie s im Fall der Körper äußert. Newton's Apfel fiel also gemäß der kraft zur Erde; er würde auf dem höchsten Berge ebenso gefall ein Luftballon, der noch so hoch steigt, fällt, wenn er zerspringt Luftarten sich ausgleichen, ebenso zur Erde. Wie weit hinauf, h das All reicht also die Centralkraft der Erde? Das war die F

Newton fand zunächst, daß der Mond durch Tangential geradliniger Bewegung gehalten, doch durch die Centralkraft z getrieben, und dadurch in einer in sich zurücklaufenden Linie, ewigen Kreislauf erhalten werde. Es liegt der mathematische N hierfür jetzt nicht in meiner Aufgabe, aber jeder Laie oder Schü nur die Anfangselemente der Mathematik begriffen, kann sich he von der Richtigkeit dieser Behauptung leicht Ueberzeugung ver Aber Newton fand die Sache nicht so schnell. Er nahm einmal sei so, und machte nun die Probe. Dies war dadurch möglich, die Abweichung der Bahn des Mondes von der, auf welche die Tan kraft, wenn sie allein wirkte, ihn treiben müßte, in Berechnu d. h. er berechnete die Fallzeit des **Mondes**, und aus dieser fol wie viel Fuß ein Körper auf der **Erde** in einer Secunde fallen Hierbei ist zu bemerken, daß mit der Entfernung die Fallkraft al und zwar im Verhältniß der Quadrate der Entfernung.*) Diese schied ist auf der Oberfläche der Erde zu gering, als daß er

*) Quadrate oder Quadratzahlen sind die, welche man erhält, we eine Zahl mit sich selbst multiplicirt; also das Quadrat von 2 ist 4, v [illegible]

merkbar würde, aber doch so groß, daß ein Körper, der 1 Halbmesser vom Mittelpunkt der Erde in der ersten Secunde 15 Fuß fällt, 60 Halbmesser von demselben (d. h. Mondesweite, 51 800 Meilen) in der ersten Secunde nur den Theil von 15 Fuß fällt, den ich erhalte, wenn ich mit dem Quadrat von 60 in 15 dividire, d. h. (60 mal 60=3600) den 3600sten Theil. Newton machte nun sogleich diese Rechnung und fand, daß wenn seine Annahme richtig wäre, ein Körper auf der Erdoberfläche in der ersten Secunde des Falles 12 Fuß durcheilen müßte. Galilei hatte aber die Lehre vom Fall schon so ausgebildet, daß man genau wußte, daß dieser Secunden-Fall nicht 12 sondern 15 Fuß betrug, und Newton schloß daraus ganz folgerichtig, daß seine Voraussetzung falsch sei. So schien denn der große Gedanke eine bloße Täuschung zu sein. Newton verbarg ihn sogar, um sich nicht spottenden Angriffen auszusetzen, und glaubte, daß wohl noch andere Kräfte (die cartesianischen Wirbel!!?) mitwirken möchten.

Sechszehn Jahre später, als Newton in einen Streit mit dem Mathematiker Hooke (sprich: Huhk) auf neue Untersuchung seiner frühern hierher gehörigen Lehren geführt worden und diese bestätigt gefunden hatte, begab es sich, daß in der Akademie zu London ein Brief verlesen wurde, welcher mittheilte, daß der Franzose Piccard durch neue Meridianmessungen gefunden, daß die Größe der Erde (und mithin die Entfernung des Mondes von der Erde, die durch jene gefunden wird), bisher falsch angenommen sei. Man setzte nämlich den Meridiangrad = 60 englische oder circa 12 deutsche Meilen, während er in Wirklichkeit ungefähr 15 Meilen beträgt, ein Irrthum, der, wie wir gesehen, auf die Gedanken und Thaten des Kolumbus so großen Einfluß hatte. Piccard hatte dies entdeckt. Wie ein Blitz durchzuckte es Newton's Geist, als er dies verlesen hörte. Er notirte das Nöthigste, eilte nach Hause und zog seine alten Berechnungen hervor, und als er dem neuen Resultate rechnend immer näher rückte, wurde er von einer solchen Nervenerregung ergriffen, daß er einen eben eintretenden Freund ersuchen mußte, die Rechnung zu vollenden. Alles stimmte! Nur dadurch, daß der Irrthum über die Erdgröße durch seine Rechnung gegangen, war vor 16 Jahren das Resultat nicht zutreffend gewesen! So dient eine Wahrheit der andern, und mit jeder wächst der siegende Geist, der die Welt erforscht. Solche Augenblicke aber, wie sie hier Newton gegönnt waren, wie sie Keppler feierte, als er auf die Kniee fiel beim ersten Erkennen jener großen Weltgesetze, wie sie Kolumbus erlebte, als er den Fuß auf die „neue Welt“ setzte, das sind Augenblicke der Entzückung, wo der Mensch auf den höchsten Höhen seines Lebens steht, und diese erscheinen uns um so erhabener, wenn sie im Lichte

edler Charaktere wie Newton's, Keppler's und Kolumbus' erglänzen. Da sind die Bergeshöhen und Tempelzinnen, wo der Menschensohn steht un der versuchende Satan weicht und die Engel kommen und dienen ih

Mit dieser einen erwiesenen Thatsache war denn die eigentli Natur der himmlischen Bewegung entdeckt, denn wie nun der Mo sich zur Erde, so verhalten sich die Planeten zur Sonne, so überha alle Körper zu allen Körpern. Was wir gewöhnlich Anziehungskr nennen, ist nichts als die Schwerkraft. Wer aber hätte vor Newt gedacht, daß die Schwerkraft der Erde die Ursache der Bewegung Mondes sei? Wer hätte gedacht, daß Galilei's Studien über den F irdischer Körper gar bald die Schlüssel des Himmelreichs ausliefe würden? Es ist nicht dieses Orts, im Einzelnen die Arbeiten an führen, durch welche es einem Newton'schen Genie möglich wurde, Alles zu vollbringen. Von selbst aber leuchtet ein, daß diese Mech des Himmels den alten Glauben ausschließt; denn während der Gla Gott oder Götter zu willkürlichen Ordnern der Dinge macht, zu Ge gebern, denen alle Dinge gehorchen müssen, machte Newton's Entdec das Weltganze zu einem All nothwendiger Entdeckungen, und hierin li die religiöse Bedeutung Newton's, wenn er auch selbst persönlich nicht die religiösen Consequenzen des wirklichen Weltsystems zog, die diesem liegen. Aber er zog die Consequenzen seines Systems auf wirkliche Welt: er erklärte und berechnete die sogenannten „Störung die ein Himmelskörper auf den andern übt, er bestimmte die Ge der Erde, die Vorrückungen der Tag= und Nachtgleichen, die Bewe der Saturnringe, die Erscheinung von Ebbe und Fluth, die Bahn Kometen um die Sonne und vieles Andere, dessen Erklärung zu tie die Astronomie sich verliert, als daß wir hier des Weiteren davon r könnten. Genug daß sein System, die Ergänzung der Keppler' Gesetze, die absolute Grundlage geworden ist, auf der seitdem die Wi schaft von Himmel und Erde zu einer enormen, immerfort steige Höhe aufgebaut wurde.

Vier Jahre nach seiner großen Entdeckung übergab Newton Londoner Akademie sein großes lateinisch geschriebenes Werk, die „P cipien der natürlichen Philosophie", welches eine Zusam fassung seiner Untersuchungen über das Sonnensystem ist und „ein größten Thaten des menschlichen Geistes".

Newton schrieb noch manches Andere, namentlich eine Optik Lehre vom Licht und den Farben, die durch ihn, wie oben be wurde, eine für alle Zeit gültige wissenschaftliche Grundlage namentlich indem er die Entstehung der Farben aus der Brechun Lichtstrahlen nachwies.

Trotzdem daß Newton so Großes leistete, trotzdem daß er als ein hst gelehrter Mann auch Bewunderung fand, änderte sich seine ver- tnißmäßig ärmliche Stellung, die wir oben schilderten, bis zum Jahre 95 in Nichts. In diesem Jahre wurde Lord Montague (sprich: mnlägju), früherer Schüler Newton's, Kanzler der Schatzkammer, und berief nun Newton zur Regulirung des Münzwesens als Münzwardein ei Jahre später ward er Vorsteher der königlichen Münze mit einem deutenden Gehalt, und blieb es bis an seinen Tod. So war denn r große Mann endlich der äußeren Sorgen enthoben; aber statt deren at ein gewisses inneres Leiden ein.

Schon im Jahre 1693 nämlich, als er noch in Cambridge war, rließ er eines Wintertags sein Zimmer, um in ein anderes Gemach gehen. Sein Hündchen stieß inzwischen das Licht um, welches er nnend auf dem Schreibtische stehen gelassen. Als Newton zurückkehrte, tte das Feuer bereits die Schriften, die auf dem Tische sich befanden, — waren seine wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten — ergriffen und ver- ttet. Der Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust soll so groß gewesen , daß man eine seitdem unverkennbare Schwächung seiner Denkkraft em zuschrieb. Biographen erklären daraus, daß er seitdem nichts eutendes mehr schrieb, ja daß er sich mit einer sehr unerquicklichen lärung der Offenbarung Johannis befaßte. Im Jahre 1703 wurde Präsident der Akademie. Vom Jahre 1707 an wohnte seine Nichte, Barton, die Geliebte und Erbin Lord Montague's und nach dessen mit einem Herrn Conduit verheirathet, in seinem Hause und sorgte die äußeren Bedürfnisse des Greises. In seinem achtzigsten Jahre Newton an den ersten Anfällen der Steinkrankheit, und lebte seitdem nur von Milch- und Pflanzenspeisen. Wiederholte Anfälle, auch nentzündung überstand er glücklich und zog zur Erholung auf das , von wo aus er mit Eifer die Akademie besuchte, deren Präsident blieben war. Bei einer dieser Sitzungen hatte er sich so erkältet aufgeregt, daß ein heftiger Rückfall kam. In der Sänfte wurde er getragen. Die Steinschmerzen erneuerten sich, doch schien er noch l zu überwinden; aber mitten in heiterem Gespräch mit umstehenden den verlor er plötzlich das Bewußtsein, und einige Tage nachher, 20. März 1727, fünfundachtzig Jahre alt, starb er. Nur in den fünf Jahren war er krank gewesen; seine Steinkrankheit hatte er die Regelmäßigkeit seines Lebens sehr gemildert; er hatte auch in ftigsten Schmerzen keine Wehklagen ausgestoßen noch innere Unruhe t.

Sein Leichnam wurde mit fürstlichen Ehren in der Westminsterabtei tzt, wo ein prachtvolles Denkmal seinem Andenken geweiht ist.

Dort, unter Königen, ruht nun seine Asche; aber wenn deren Name verblichen sind, wird der seinige erst an Glanz gewonnen haben: ei Name, den man nach Jahrtausenden nennen wird, um den Beginn eine neuen Culturepoche zu bezeichnen.

„Durch Newton's Entdeckung der Gravitation," sagt Apelt in sein Epochen der Geschichte der Menschheit, „ist die ganze physische Astrono zur Mechanik des Himmels verwandelt worden. Alle Lehrsätze je Wissenschaft wurden Folgesätze eines einzigen mechanischen Theore Die Regel a priori zur Bestimmung der Planetenbahnen, welche Kep vergebens suchte, war gefunden. Die astronomischen Tafeln sind seit einzig auf das Gesetz der Schwere gegründet und entlehnen von den B obachtungen blos die zufälligen Elemente, die auf keinem andern W erlangt werden können. Die Keppler'schen Gesetze ließen sich sogleich größter Strenge aus dem Princip der allgemeinen Anziehung (Gravitat ableiten. Aber dieses Princip leistete noch mehr, als sich selbst kühnste Erwartung davon versprochen hätte. Die Störungen der tischen Planetenbahnen durch die gegenseitigen Einwirkungen dieser Kö auf einander, die verwickelten Anomalien des Mondlaufs, die Beweg der Apsidenlinien, die Veränderung der Excentricitäten und Neigun die Bewegung der Knotenlinien, die Gestalt der Himmelskörper, Spiel der Ebbe und Fluth, — Alles das, — ja, selbst die Wieder gleichung aller Störungen und die Unzerstörbarkeit des Weltgebä durch innere Ursachen ergaben sich mit mathematischer Nothwendi aus dem einzigen Grundsatze der allgemeinen Schwere. Das ganze W lag jetzt offen da. Was die ägyptischen Priester mit ehrfurchts Scheu verehrt hatten, was dem Scharfsinne der griechischen Philos entschlüpft war, das hatte jetzt ein brittischer Mathematiker enträth Der Schleier der Isis war gehoben und das innere Triebwerk der N öffnete sich dem menschlichen Blick. Die magischen Mächte der Astro waren entzaubert und die unheimlichen Schauer zerstreut, welche drohend das Angesicht der Mutter Natur umgaben. Das ganze Ge des Planetensystems, der bewundernswürdige Lauf der Gestirne be auf dem einfachen Spiel natürlicher Kräfte. Ein einziges Natur regierte alle himmlischen Bewegungen. Die größten Mathematiker Eu haben unablässig dieses von Newton begonnene Werk fortgebildet, u giebt gegenwärtig keine einzige astronomische Erscheinung im Planetens mehr, deren Ursachen und Gesetze nicht genau bestimmt wären. La hat mit dem umfassenden Ueberblick seines Geistes diese Theorien tiefsten Geometrie in ihrer größten Vollständigkeit analytisch entwick seinem unsterblichen Meisterwerke: „Mechanik des Himmels", —

erk, welches den Mechanismus des Weltgebäudes bis auf seine kleinsten regelmäßigkeiten erklärt.“

„Newton,“ sagt Mädler, „machte von diesem Gesetze (der Gra- tation) mit Hülfe der gleichfalls von ihm erfundenen Differenzial- chnung sofort Anwendung auf die Planeten-, Kometen- und Monden- ahnen, zeigte, daß jeder Weltkörper sich in einem der drei Kegelschnitte, llipse, Parabel oder Hyperbel bewegen müsse, und daß der Hauptkörper ets im Brennpunkte dieses Systems stehe; entwickelte die Störungen, elche die Körper gegenseitig auf einander ausüben, und die hieraus lgende Veränderlichkeit der Elemente; bestimmte die Massen der Körper . s. w., kurz, er machte eigentlich alle Entdeckungen der heoretischen Astronomie auf Einmal, und seinen Nachfolgern lieb nur übrig, das in allen wesentlichen Theilen festgegründete Ge- ude im Einzelnen weiter auszuführen. **Ein wirklich neues System, lches das Newton'sche beseitigte, kann es nicht geben, und die ronomie ist, was ihre theoretische Grundlage betrifft, wirklich an's el gelangt.** Seine Pendelversuche, seine Theorie des Lichts, seine Ver- erungen der Teleskope sind gleichfalls Arbeiten, die von größter Wichtig- t für die Himmelskunde sind.“

„Ohne Zweifel,“ sagt Whewell (sprich: Ghuill), „wird die Folge Zeiten das von Newton entdeckte Gesetz noch mehr erläutern und st weiter ausdehnen, und vielleicht wird die allgemeine Schwere der- einst als der Ausfluß eines noch höheren Gesetzes erscheinen, oder doch Art, wie jene geheimnißvolle Kraft auf die sichtbare Außenwelt t, uns näher bekannt werden, und Newton selbst hat mit Fragen r Art mehr als einmal gekämpft. Wie dies aber auch sein mag, t wenigstens wird Niemand zweifeln, daß Newton's Ent- ckung in Beziehung auf Ausdehnung und Wichtigkeit, in ziehung auf Allgemeinheit und Tiefe, **allein, ohne Neben- ler und ohne Nachbar steht.**“

So urtheilen competente Zeugen unserer Tage, und leicht ließen ihre Zeugnisse durch viele andere vermehren. Doch wozu dies? würden allesammt uns höchstens dem Dichter Pope Recht geben n, dessen naive Grabschrift auf Newton auf der Marmortafel steht, noch jetzt in dem Häuschen zu Woolsthorpe gezeigt wird, wo er ren war:

Nature and nature's laws lay hid in night;
God said: „Let Newton be“, and all was Light.

Das heißt deutsch etwa:

Als die Natur noch tief in Nächten lag
Sprach Gott: Newton ersteh'! Da ward es Tag!

Alle Nachrichten stimmen übrigens darin überein, daß Newton z[u] dem was er wurde, durch die Ausdauer und die Vertiefung sei[nes] eigenen Geistes gelangte. Er nahm nichts in seine Anschauungen au[f] ehe er nicht den zureichenden Grund erkannt zu haben glaubte; [er] lauschte den aus seinem Innern aufsteigenden Ideen und bewegte sie [so] lange vor seinem Blick, bis sie zu vollstem Lichte sich verklärten. W[ie] er in jungen Jahren sich an Bestimmtheit der Anschauung gewöhnt, al[s] er noch Geräthe, Mühlen, Sonnenuhren, Landkarten und dergleichen ver[-] fertigte, so that er als Mann bis an sein Ende mit den großen ko[s-] mischen Verhältnissen, mit den mathematischen Reihen und Problemen, mit den Gedankenblitzen, die durch seine Seele gingen, und sein alte[r] Diener hatte viel Noth mit ihm, denn stundenlang mußte das Essen au[f] dem Tisch oft warten, wenn der große Meister gerade in einen Gedanke[n] vertieft saß und Alles, Alles um sich her vergaß. Daß ein so ge[-] waltiger Geist — sich selbst beherrschen gelernt, — war nicht seine geringst[e] Tugend, — durch die er, diese schwächliche Natur, seine Gesundheit bis ins achtzigste Jahr ungestört erhielt und seinen Charakter zu jene[r] sittlichen Schönheit ausbildete, welcher alle Zeitgenossen Liebe und Be[-] wunderung zollten. Mild und bescheiden, offen und mittheilsam, edel un[d] fest, wird er als ein musterhaftes Charakterbild geschildert, und da[s] schafft die hohe Befriedigung, die wir empfinden, wenn wir so erhaben[e] Geister in so reinem Glanze des Charakters leuchten sehen.

Wo wir nun so sieghafte Wahrheit von mathematischer Evidenz getragen und von so ausgezeichneter Persönlichkeit ein so langes Leben hindurch verkündigt sehen, da sollte man meinen, müßte diese Wahr[-] heit schnellen Eingang in die Welt gefunden haben. Dem ist aber nicht so.

Zwar das Sprüchwort, „der Prophet gilt nichts im Vaterlande," ward an Newton zu Schanden, denn es bildete sich verhältnißmäßig rasch eine Partei der Newtonianer, welche die neue Lehre an den Universitäten Englands zur Geltung brachte; ja der berühmte Bentley rühmte sie als göttlich von der Kanzel (!) herab!!

Aber im Auslande ging es viel langsamer; die Cartesianischen „Wirbel" hatten Alles in ihren Strudel gezogen, und erst Voltaire machte 1728, also nach Newton's Tode, bei seiner Rückkehr aus England auf dessen neue Entdeckung aufmerksam; er sagt uns auch, daß damals außerhalb Englands es kaum zwanzig Newtonianer gegeben habe. Selbst die gefeiertsten Mathematiker, wie Leibnitz (!) und Andere, verschlossen sich davor. Es entspann sich ein lang dauernder Streit der Newtonianer und Cartesianer, der erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem

usſterben der Carteſianer endete. Wenn das nun am grünen Holze eſchieht, was ſoll am dürren werden? Wenn die Leute der Wiſſenſhaft die Macht der Gewohnheit nicht überwinden konnten, was ſollte as Volk thun? Dürfen wir uns wundern, wenn der große Kampf er neuen Weltanſchauung gegen die alte noch mitten durch unſere Lage geht? Um ſo weniger dürfen wir es, als die Tauſende, welche u Lehrern der höchſten Wahrheit für das Volk beſtellt ſind, noch Prinzipien lehren, die dieſer entgegenſtehen, und von Adam's Apfel weit mehr, ls von dem Newton's zu erzählen wiſſen.

Um ſo größer aber iſt die Bewunderung, die wir dem unſterblichen eiſter zollen, und ſieghaft iſt die Zuverſicht, mit der wir in die Zukunft auen, wo die Reſultate der tiefen Forſchungen immer mehr Gemeint der Gebildeten ſein und die Religion der Menſchen aus der Finſterniß löſen helfen werden, in der ſie zum größten Theile noch heute ruht. ne Bürgſchaft dafür hat die Welt bereits in dem allmählichen aber er umbildenden Einfluſſe, den jene Wiſſenſchaft auf den Aberuben in der Welt bereits geübt hat. Indem wir daher Newton ern, ſteigt unſere Siegesfreude in dem Maaße als dem Glauben bange rd; uns fliegen die Seelen zu, während dem Glauben eine Provinz h der andern verloren geht, ob er auch alle Mächte zu ſeiner Verdigung herauf ruft. Wie das Geſetz der Schwere unerbittlich das ltall durchwaltet und trägt, ſo nothwendig ſind auch die Veränderungen, durch die Erkenntniß dieſer neuen Wahrheit in der Menſchheit hervorracht werden. Je größer ſie ſind, deſto länger dauert es freilich bis ihrem endlichen Siege, aber für ihn auch zum kleinſten Theile nur zuwirken, iſt unſere Freude, und unſer Troſt das alte Wort: „Was nge währt, — wird gut!“

XXII. Chriſtian Thomaſius.

1. Januar 1655—23. September 1728.

Wenn das Licht, das in dir iſt, Finſterniß iſt,
wie groß ſoll dann die Finſterniß ſein?

Jeſus.

Ein anderes Blatt aus Noſtradamus' altem Zauberbuche will ich vor unſerem Blicke aufſchlagen: ſchreckenvoll ſind die Zeichen, aber n die Prophezeihung, die daraus leuchtet.

Jene Nachtseite unserer Geschichte meine ich, welche uns zwar dieselbe schöne freundliche Erde zeigt und die üppigen Fluren und sonnenhellen Rebenhügel insbesondere unseres deutschen Vaterlandes, — die aber in den Menschen, in den Christen, die da wohnen, jene schauervolle Finsterniß, von Gespenstern, Teufeln, Unholden und Hexen belebt, uns schauen läßt — lauter Erzeugnisse eines verirrten phantastischen Glaubens, das gehäufte Erbtheil einer alten, dem Untergange entgegen eilenden Welt. Alle dualistische Religionen verfielen diesem Wahne. Das alte Aegypten hatte Sevech, den Fürsten der bösen Geister, Indien seine Asura's, China seine Schin's, Ahriman mit seinen bösen Engeln wandert aus Persien mit in den jüdischen Glauben ein und Christus treibt die Teufel aus, dem Griechen und Römer lebt Busch und Luft von Erinnyen, Harpyien, Satyrn, Faunen und tausend ähnlichen Gestalten, und der Glaube unserer eigenen Vorfahren, im Munde des Volkes bereits zum Märchen geworden, erzählt noch viel von Frau Holle und dem wilden Heer, von Riesen und Zwergen, von Luft-, Wald-, Wasser- und andern Geistern in Hela's furchtbarem Dienst. Die Weltanschauung des Christenthums stand mit diesem Glauben im Einklange; was Wunder, daß die Phantasien der heidnischen Väter mehr oder minder auf die christlichen Enkel mit forterbten, welche zusammen dann jenen Geister- und Zauberglauben ausmachten, der noch vor einem Jahrhundert herrschte und noch heute in manchem Versteck Zaubersprüche und Wünschelruthe in Bewegung setzt und Geister citirt wie die Hexe von Endor. Ist doch einer unserer zartesten Dichter, Justinus Kerner, berühmt als Geisterseher und Freund jener „Seherin von Prevorst", — ein Beweis, wie sehr noch heute Bildung und Aberglaube sich verschmelzen und im heutigen Spiritismus sich immer neu erzeugen.

Wären nun alle diese Dinge eben nur unschuldige Phantasien, an denen man sich wie an den Rübezahls-Sagen ergötzen könnte, — wären sie schon der Poesie völlig anheim gegeben, so möchte es sein; aber sie waren Sache des Glaubens, und dadurch waren sie entsetzlich in ihren Folgen.

Wie ungeheuer diese Entsetzlichkeit war, zeige uns an Stelle aller ähnlichen Dinge der Hexenprozeß. Die Seele des ganzen Wahnes, mit dem wir es hier zu thun haben, ist der Teufelsglaube. Die Bibel alten und neuen Testaments, — nach christlichem Glauben das „Wort Gottes", lehrt nicht nur das Dasein eines Satans oder Teufels, eines gegengöttlichen Wesens und Reiches, sondern erzählt näher auch Beispiele, daß Menschen im Bunde mit dem Teufel Wunderbares vollbringen (zaubern), gleichwie heilige Männer im Bunde mit Christus und Gott heilige Wunder thun. Das Christenthum bildete diesen Glauben voll-

ständig aus, und zur Zeit der Reformation herrschte dieser Wahn unter Katholiken und Protestanten ebenmäßig als allgemeiner Volksglaube, dem die Lehrer der Kirche, ein Luther an der Spitze, durch Beispiel, Rechtfertigung, Ausbildung und Anwendung auf das Leben Ansehen verliehen.

Der Ausdruck Hexe (althochdeutsch Hagazus, angelsächsisch Hägtesse, mittelhochdeutsch Hägse) bedeutete nun, ehe der christliche Aberglaube die Vorstellung änderte, ein kluges, listiges Weib, eine Wahrsagerin, welche in Verbindung mit der Geisterwelt steht und bei Opfern und Versammlungen weissagt. In diese altdeutsche Mythologie gehört schon der Hexenkessel, — in welchem die Hexen wunderbare Dinge kochen und dann daraus weissagen. Nach dem Hinzutritt des christlichen Teufelsglaubens, — also in dem noch jetzt gewöhnlichen Sinne des Worts, versteht man unter Hexe ein verschmitztes Weib, welches sich dem Teufel verschworen und in seinem Dienst steht. Wie nämlich das Christenthum durch den Zauber des Sacraments die menschliche Seele dem Teufel und seiner Gewalt meinte entreißen und dem Christus, Gott und seinem Wesen und Reiche weihen und verpfänden zu können, — daher es ja bei der Taufe heißt: „entsagest Du, Täufling, dem Teufel und seinen bösen Wesen und Werken?“ und wieder: „ich beschwöre Dich, Du unreiner Geist, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, daß Du ausfahrest und weichest von diesem Diener Christi ꝛc.“: — gerade so war es ein umgekehrtes Verfahren, wenn man sich dem Teufel verschwor: dazu gehörte 1) daß man Gott abschwor, 2) daß man sich dem Teufel zuschwor, und 3) ein Symbol, welches dies feierlich und selbst auch mit Zaubermacht ausdrückte. Dies dritte war die sogenannte Hexentaufe, welche vor Zeugen stattfand, und bei welcher sie ein Zeichen (Stigma) am Körper erhielt, dessen Stelle unempfindlich wurde. Weil bei dem Stich ein wenig Blut fließen mußte, so sagt man noch jetzt, daß man „mit Blut sich dem Teufel verschreibe.“ Auch schriftliche Urkunden wurden dabei, und zwar mit Blut geschrieben. Die Hexe war dadurch verbunden, Buhlerei mit dem Teufel zu treiben und selbst wider ihren Willen Böses zu thun. Sie halten nun ihre Feste, „Hexensabbathe“ genannt, auf alten Schlössern, Felsenhöhen, Waldplätzen und dergleichen, zu denen sie Nachts sich versammeln. Mit Schminke, aus den Körpern ermordeter noch ungetaufter Kinder bereitet, schmücken sie sich dazu, setzen sich dann auf Besen, Ofengabeln, Spinnrocken und dergleichen, und, von einem Teufel abgeholt, „fahren“ sie durch den Schornstein hinaus über Berg und Thal zum Sammelplatz. Hier empfängt sie ein Mahl, das nicht sättigt, wie auch das Geld, welches die Teufel geben, sich in Koth verwandelt, daher die Hexen mager und arm bleiben. Nach dem Mahle

beginnt der Tanz. Jeder Teufel mit seiner Hexe tanzt dos à dos, während von den Bäumen die Spielleute ihre gräulichen Reigen hören lassen. Wer kännte nicht den „Hexentanzplatz" im Bodethale des Harzes, wer nicht die Walpurgisnacht, in der auf dem Blocksberg die Teufel und Hexen zu ihrem hohen Feste sich versammeln? Was aber die Hexen außer diesem ihrem eigentlichen Beruf noch besonders gefährlich machte, war, daß sie nun im gewöhnlichen Leben und Verkehr mit den andern Menschen diesen mit Wollust und auf übernatürliche Weise Böses zufügen: sie wahrsagen, sie bringen Wanzen, Mäuse und anderes Ungeziefer hervor, ihr Hauch macht Thiere und Menschen krank, ihre Berührung macht die Ehen unfruchtbar, sie verwandeln sich sogar in Katzen und andere Thiere, um ihre Zwecke ungefährdeter zu erreichen, gleichwie auch der Teufel sich in Gestalt einer Fliege, Maus, eines Raben, Bockes 2c. naht und dann in Jünglingsgestalt — freilich mit dem Pferdefuß! — sich verwandelt. Auch Männer treten in diesen Bund und heißen Zauberer oder Hexenmeister.

Denken wir uns lebhaft zurück in die Zeit, wo solche Dinge noch im allgemeinen Volksglauben waren, so wird uns bei diesem Gedanken ein geheimer Schauer durchrieseln und wird uns begreiflich werden, was für ein fürchterliches Wesen eine solche Hexe war, — wie sie im Christenthum, dessen Widerspiel sie sind, gehaßt und verfolgt sein mußten, — was folglich der Hexenprozeß in der Geschichte des Christenthums für eine entsetzliche Bedeutung haben mußte.

Es war im Jahre 1484 am 5. December, als Pabst Innocenz VIII., der die Censur einführte und überhaupt ein wunderlicher Heiliger war,*) eine Bulle (Summis desiderantes) erließ, welche in diesen Beziehungen die furchtbarsten Folgen gehabt hat. In diesem Gesetz für die Christenheit sagte nämlich Se. Heiligkeit, daß in Deutschland viele Personen beiderlei Geschlechts mit den Teufeln schändliche Buhlerei trieben und durch ihre Zaubereien Frevel übten, z. B. die Menschen mit Schmerzen quälten, die Geburten verhinderten, Thiere, Pflanzen, Felder und Gärten verdürben, den Glauben abschwüren und alle Ausschweifungen auf Anstiften des Teufels begingen. Zwar waren seine beiden Kommissäre mit päbstlicher Vollmacht thätig, diese Verbrechen peinlich zu verfolgen, da aber in manchen Sprengeln diese Inquisitoren auf Widerstand stießen, so wurde hiermit bei Bann, Suspension und Interdict befohlen, diesen Beauftragten unbedingten Gehorsam zu leisten.

---

*) Auf ihn hat man seit alter Zeit folgenden Vers:

Octo Nocens pueros genuit totidemque puellas,
Hunc merito poterit dicere Roma patrem.

Durch einen derartigen Erlaß des unfehlbaren Oberhauptes der hristenheit stand also zuvörderst fest, daß es solche Incubusse und Suc:busse, oder wie diese Teufel weiter heißen, wirklich giebt, und daß lenschen durch deren Wesen und Kraft Zauberer und Hexen werden innen: diese grassete Art alles Aberglaubens war hiermit vom Christen:ume als vorhanden anerkannt. Eben deshalb wurde die peinliche Ver:lgung dieser Teufelsbündler durch die päbstliche Bulle, und zwar mittelst eltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit, mit dem Nachdruck des Banns nd Interdicts organisirt.

Dazu kommt nun, daß die Ketzerei, der Unglaube, ja schon der weifel an den Lehren des Christenthums als eine Wirkung des :eufels, als ein Anzeichen des Bündnisses mit ihm galt, wie a umgekehrt der „Glaube“ eine Wirkung des heiligen Beistes“ sei. Und wie groß war in jenen Zeiten die Verfolgung der :etzer! Zauberer und Hexen waren nunmehr aber ihrem inneren Wesen ach kaum noch zu unterscheiden, den Inquisitoren aber, die von Ort zu)rt zogen, war päbstliche Vollmacht über Gut und Leben jeder miß:ebigen oder verdächtigen Seele gegeben!!

Welche furchtbare Gewalt erwuchs dadurch dem Priesterthume über e Seelen und Güter der Menschen!!

Aber noch nicht genug! Jene beiden päbstlichen Kommissäre, welche eutschland durchzogen, Sprenger und Institoris, zwei Dominikaner, vei fluchbeladene Geißeln der Menschheit, verfertigten zusammen ein uch, welches 1489 in Köln erschien und einen genauen Unterricht über e Hexerei und den Hexenprozeß gab. Die Absicht dieses Buches war, n Unterschied zwischen Ketzerei und Hexerei so zu verwischen, daß Beides s Hexerei galt, d. h. man eröffnete eine blutige Verfolgung, einen rtilgungskampf nicht nur gegen Zauberer und Hexen, sondern — en die Ketzer unter Anklage auf Hexerei. Mit weltlichem Schutz:ief versehen erschien dies furchtbare Buch, welches zu den berühmtesten hört, unter dem Titel: Malleus maleficorum oder der „Hexenhammer“, d erlebte bis zu Luther's Auftreten schon fünf Ausgaben. Dies uch erlangte das Ansehen einer Gerichtsordnung für den erenproceß. Sein erster Theil handelt ausführlich vom Teufel, n der Zauberei und von der göttlichen Zulassung. Sein zweiter heil ist eine Heilmittellehre gegen die Zauberei. Sein dritter Theil t der Unterricht, wie der Hexenprozeß anzustellen sei. Hier wird ge:rt, der Satz: „es giebt Zauberei“, sei göttlichen Rechts, glich sei Ketzerei, daran zu zweifeln!! Wer mag ermessen, wie it sich durch dieses Thor Fanatismus, Rachsucht, Bosheit, Heuchelei d jedes Verbrechen unter dem Scheine des Rechtes ergossen hat!

Lehrte doch die Inquisition, daß, wo die Halsgerichtsordnung eine „Wiederholung“ der Folter verbot, sie diese nicht „wiederholten“ sondern nur „fortsetzten“!! Hatten doch schon im 14. Jahrhundert berühmte Rechtsgelehrte auf Anfrage der Inquisitoren das Gutachten ertheilt: eine Hexe müsse verbrannt werden, weil Jesus (Joh. 15, 6) gelehrt habe: wer nicht in ihm bleibe, der werde weggeworfen wie eine Rebe, und verdorre, und müsse im Feuer verbrannt werden; ihre Güter aber müßten wegen der dadurch begangenen Beleidigung der göttlichen Majestät — eingezogen werden!! Wie hoch man dabei vom Menschen dachte, sieht man im Hexenhammer da wo die Frage behandelt wird, warum sich mehr Frauen als Männer der Hexerei ergeben? Es wird nämlich da der ausführliche Beweis geliefert, daß das Weib „ein unvollkommenes und böses Thier sei.“

Daß bei solchem Wahn und solcher Schlechtigkeit das Wort „Proceß“ ein vollendetes Willkürverfahren bezeichnen mußte, liegt in der Natur der Sache. Verdächtigung genügte, um wegen Hexerei ins Gefängniß geworfen, in Klötze geschlossen oder mit den großen hölzernen Halskreuzen versehen zu werden. Beliebige Haftzeit sollte die Armen zum Geständniß bereiten d. h. mürbe machen. Das Verhör ward eine geistige und geistliche Tortur. Meineidige, Ungläubige, persönliche Feinde und dergleichen passirten als Belastungszeugen. Vertheidiger geriethen „wegen ungebührlicher Vertheidigung“ selbst in Anklage, und wenn es schon längst ein orthodoxer christlicher Grundsatz war: „Ketzern braucht man nicht Wort zu halten“, wie wird man erst mit Zauberern verfahren sein?! Die berüchtigten „Hexenproben“ geben einen Maaßstab. Man band Daumen und große Fußzehen kreuzweise zusammen und legte so die Hexe langsam in den Fluß: sank sie unter, sprach man sie frei; sank sie nicht unter, so galt sie als überführte Hexe. Das hieß das Hexenbad oder die Wasserprobe!! Oder man führte die Beschuldigte zur Folter und beschwor sie Angesichts der Marterwerkzeuge im Namen der Dreieinigkeit zu weinen; konnte sie — nicht weinen, — so galt sie als Hexe. Das war die „Thränenprobe“, und solcher Proben gab es viele, wie es der „Gottesurtheile“ einst viele gab. Starb eine Beschuldigte unter der Folter, so lehrte man, der Teufel habe ihr das Genick umgedreht, damit er nicht von ihr verrathen würde! Wie methodisch man nach diesem Maaßstab verfuhr, sehen wir endlich aus der juristischen Maxime, welche damals galt: jura transgredi et de facto procedere, d. h. mit Hintansetzung der rechtlichen Formen thatsächlich vorschreiten. Der Glaube diktirte eine Art Standrecht über Zauberer und Hexen. Leugnete die Hexe, so kam sie sofort unter die Folter, und bekannte sie hier, so wurde sie sofort verdammt und verbrannt.

Fürsten und Kirchen bereicherten sich' mit den confiscirten Gütern der Gerichteten oder Geflohenen, und die Angeberei trug goldene Früchte. Welch ein Zustand!

In unseren Tagen brauchen wir den Beweis nicht mehr zu führen, daß Zauberei und Hexerei nie existirten, daß sie etwas Unmögliches sind, daß also „Hexen“ keine Hexen waren, daß nur der Wahn, insbesondere der christliche Wahn, sie dafür hielt. Welcher Schauder ergreift uns aber, wenn wir lesen, wie solche Unglückliche massenweise hingerichtet wurden! Man hat die seit eintausend und einhundert Jahren hingerichteten Zauberer und Hexen auf mehr als neun Millionen berechnet, und dies wird glaubhaft, wenn man sich überzeugt, daß noch im 17. Jahrhunderte die sogenannten „Hexenbrände“ großartig und zahlreich waren. Im 18. Jahrhunderte erst stirbt die Sache aus; in unserem Nordhausen soll 1602 die letzte Hexe verbrannt sein. In Quedlinburg kam es noch 1750, in Glarus 1780 vor, und noch 1823 fand zu Dolden in Holland mit einer Hexe die sogenannte Wasserprobe statt.

Es gehört, meine Freunde, gewiß zu den größten Wohlthaten, daß dieser höllische Wahn gebrochen, seine Greuel unmöglich gemacht, der Aberglaube, der noch außerdem massenhaft in seinem Gefolge war, vernichtet sind. Höchstens seine leichten Schatten, die Gespensterfurcht und dergleichen, streifen noch über das Volk hin, und nur selten finden sich so schlechte oder so einfältige Menschen, welche Zauberei treiben oder an sie glauben, wenn auch heute noch das Christenthum den Glauben an Teufel und böse Geister predigt.

Wie ward aber diese Umwandlung möglich? Wer hat diese Herkulesarbeit vollbracht? So fragt die Wißbegierde, welche daraus lernt, was in Zukunft noch geschehen wird; so fragt die Dankbarkeit, welche gern die Namen ehrt, die so große Verdienste um das menschliche Geschlecht sich erworben.

Nun, solch ungeheurer Wahn konnte nicht mit einem Schlage fallen, nicht Eines Mannes Arbeit reichte zu solchem Werke hin. Dergleichen vollzieht sich überhaupt nur durch den Gemeingeist, dieser aber bedarf freilich einer Erleuchtung und Kräftigung, die gern von einzelnen Geistern ausgeht. So auch in unserem Falle!

Selbst in der Blüthezeit der Hexenprozesse, selbst unter ihren passionirten Handhabern, den Jesuiten, gab es Männer, die diesen Höllengeist bekämpften, seinen Untergang vorbereiteten. So ließ ein Rechtsgelehrter, Ulrich Molitoris aus Kostnitz, damals, 1489, in Padua eine Denkschrift an Erzherzog Sigismund von Oestreich herausgeben, in welcher er, wenn auch in sehr vorsichtiger Weise, gegen diese Frevel auftrat.

Ungleich wirksamer that dies der Jesuit Friedrich Spee, ein feingebildeter Mann von reiner Frömmigkeit, als Liederdichter wohlbekannt. Sein Orden schickte ihn von Köln um 1627 nach Bamberg und Würzburg, um hier den Katholicismus gegen den Protestantismus zu vertheidigen. Hier hatte er binnen ein paar Jahren mehrere hundert Hexen als Seelsorger zur Feuerstätte zu geleiten. Da hatte er denn Gelegenheit, tief in die Seelen der Angeklagten und in die Versunkenheit dieser Kriminaljustiz zu blicken. Er fand in den Verurtheilten lauter unschuldige Seelen. Das quälte seine fromme Seele. Nachts, wenn er seine Lieder sang, flackerten vor seiner Seele die Flammen der Scheiterhaufen, es ließ ihm keine Ruhe. Da schrieb er denn ein lateinisches Werk: „Kriminalistische Vorsicht" (Cautio criminalis) oder: „Buch über die Hexenprozesse, an die deutschen Obrigkeiten ꝛc.", das großes Aufsehen erregte und den ersten Anstoß zu freierer Beurtheilung dieser Dinge gab. Spee durfte damals noch nicht wagen, sich als Verfasser zu nennen, er würde selbst den Feuerweg haben gehen müssen. Ein einziger Freund Spee's, Philipp von Schönborn, nachmals Bischof von Würzburg und Kurfürst von Mainz, wußte um das Geheimniß und bewahrte es bis nach dessen Tode, der nur zu früh, schon 1637 den 7. August, erfolgte. Spee stand selbst noch im Glauben an Teufel und Teufelsbündniß, aber sein von vollendeter Menschenliebe getragener scharfsinniger Geist enthüllte in diesem Buch die ganzen kriminalistischen Greuel seiner Zeit, und trotz dieser Arbeit und Erfahrungen, trotzdem daß er zwischen Hexenbränden wandelte, die ihm selbst eine Tortur waren, bewahrte er sich jene reine Gottesminne, die ihm seine lieblichen Lieder („Trutznachtigall") in Herz und Lippen gab. Im aufopfernden Krankendienst, bei der Belagerung Triers, zog er sich den Tod zu.

Alle solche Versuche, den Hexenprozeß zu bekämpfen, konnten indessen, weil sie noch vom Standpunkt des Hexenglaubens geführt waren, nur mildernd, nur vorbereitend wirken. Principiell und darum nachhaltiger trat gegen ihn Balthasar Becker auf, ein Deutscher seiner Abkunft, Niederländer seiner späteren Stellung nach, ein Predigerssohn, den 20. März 1634 in Metslawier in Friesland geboren, selbst reformirter Prediger in verschiedenen niederländischen Orten, zuletzt in Amsterdam. Er zeichnete sich durch gute philosophische und theologische Bildung aus, und da er die Wahrheit für Alle wollte, stellte er denn sein Licht nicht unter den Scheffel, sondern schrieb allerlei freisinnige Sachen, durch welche er sich Feindschaft und Verfolgung zuzog, z. B. Katechismen, eine Empfehlung der Cartesianischen Philosophie, eine Schrift über Kometen, in welcher er den herrschenden Aberglauben

bekämpfte, daß sie Ursachen oder Vorbedeutung böser Ereignisse seien, eine gelehrte Erklärung des Propheten Daniel und dergleichen.

Sein Hauptwerk, durch welches er unsterblich geworden ist, „die bezauberte Welt", erschien 1690 in niederländischer Sprache. Es zerfällt in drei Theile. Im ersten handelt er vom Zauber und Geisterglauben der alten Welt, um so den Weg sich zu seinem eigentlichen Gegenstande zu bahnen. Im zweiten Buch unterwirft er die Lehre von den Geistern und deren Kräften einer gründlichen biblischen und natürlichen Untersuchung. Im dritten geht er auf Untersuchung der sogenannten Zauberer und Hexen ein, im vierten endlich widerlegt er den Beweis, welcher aus der Erfahrung genommen wird, durch eine Masse untersuchter Fälle. Hier haben wir bereits einen freisinnigen Forscher vor uns. „Die Wahrheit ist," sagt er unter Anderem, „daß die Vernunft vor der Schrift hergehen muß, weil die Schrift die Vernunft vorherstellet; ich sage, die gesunde Vernunft, welcher sich die Schrift muß offenbaren und blicken lassen, daß sie von Gott ist." So war denn sein großes und gelehrtes Werk, die Frucht einer fünfundzwanzigjährigen Arbeit, auch eine That, von der Europa ein Erzittern spürte, wie jetzt etwa, wenn in Paris plötzlich die Kanonen reden. Das Buch wurde auf den niederländischen Kirchensynoden überall verdammt, desto mehr aber verbreitet, aufgelegt und in das Spanische, Italienische, Deutsche, Französische u. s. w. übersetzt. In einer Zeit, wo Jeder für einen Atheisten galt, der nicht an den Teufel glaubte, war es gewiß ein ganz unerhörtes Wagniß, ein Buch in die Welt zu senden, in welchem es heißt: „Ist der Teufel ein Gott, so vertheidige er sich selbst, so greife er mich an, indem ich seine Altäre stürze. Im Namen des Herrn der Heerschaaren fechte ich mit diesem Goliath; wir wollen sehen, wer ihm Beistand leisten wird." Merkwürdig ist, daß Becker in den beiden Punkten, von welchen aus er den herrschenden Wahn vorzüglich bekämpfte, selbst völlig Unrecht hatte. Er bestritt nämlich nicht etwa als Philosoph die Existenz des Teufels sondern nur die ihm beigelegte Natur, Herrschaft und Reich, und machte ihn zu einem „armen Teufel" oder gefallenen Engel, der in der Hölle in Ketten liege und keinerlei solche Macht besitze, wie man ihm beilege. Als Theolog aber bewies er aus der Bibel, daß der damalige Teufelsglaube nicht in ihr stehe: die dort vorkommenden Teufel sind bald böse Menschen, bald böse Krankheiten, bald böse Neigungen, bald Gesichte, wie z. B. die Versuchung Christi. Das ist jene rationalistische Erklärungsweise, welche die Bibel vernünftig zu machen sucht, aber ihrem wirklichen historischen Inhalte zu nahe tritt. Es leuchtet aber ein, daß es ein Glück gewesen, daß Becker diese Ueberzeugung gehabt, denn nun half die Autorität

der Bibel mit gegen den Teufel kämpfen. Hätte er die Wahrheit schon erkannt, daß der Teufels- und Beschwörungsglaube allerdings in der Bibel steht, so würde, da das Ansehen der Bibel noch so groß war, sein ganzer Kampf vielleicht ein unglücklicher, wenn nicht ein unmöglicher gewesen sein. So schreitet die Bildung allmälig vorwärts, selbst zeitweiliger Irrthum muß in diesem Proceß zum Besten dienen. Der wackere Pfarrer wurde übrigens zum Dank für den ungeheuren Dienst, welchen er der armen Menschheit leistete, von der geistlichen Synode 1692 seines Amtes entsetzt, und das hochwürdige Konsistorium excommunicirte ihn!! Die weltliche Behörde war gerechter und einsichtsvoller. Der Magistrat von Amsterdam besetzte seine Stelle so lange er lebte, aus Achtung vor ihm, nicht wieder und gab ihm seine Besoldung bis an seinen Tod, der 1698 erfolgte.

So bereitete sich denn der Fall des Teufelsglaubens und seines Gefolges vor, doch war es in Deutschland ein Mann, der vorzüglich zu seinem gänzlichen und raschen Sturze das Meiste beitrug, ein Mann, der auch sonst viel Verdienst und Interesse für uns hat, und dessen Namen ich in der Ueberschrift dieses Abschnittes als letzten in unserem Sternenreigen angegeben; aber das bisher Erörterte war nöthig, um den Hintergrund zu bilden, auf welchem die kühne Gestalt von Christian Thomasius nun in ihr rechtes Licht treten kann.

Jacob Thomasius war seiner Zeit ein berühmter Philosoph und Professor an der Universität zu Leipzig, ein Mann von edlem Character. Sein Sohn war unser Christian Thomasius, geb. den 1. Januar 1655 zu Leipzig. Die seltene Lebendigkeit seines Geistes erfreute den Vater sehr und steigerte seine Liebe zur sorgfältigsten Erziehung desselben. In seinem achtzehnten Jahre promovirte Thomasius bereits zum Doctor der Rechte, die er studirt hatte, obwohl es vorzüglich die philosophischen Studien waren, die ihn, angeregt durch einen Grotius und Pufendorf, in Anspruch nahmen. Er ward nun Advokat, zog aber bald den Beruf eines Universitätslehrers der juristischen Praxis vor, und hielt 1680—90 vielbesuchte juristische und philosophische Collegia.

In dieser Zeit und Stellung erwarb sich Thomasius ein Verdienst, das allein schon ihm einen glänzenden Namen in der Entwickelungsgeschichte deutscher Bildung sicherte, wenn auch keine weiteren Thaten sein Lob verkündigten. Er entwand nämlich der lateinischen Sprache die Alleinherrschaft in der gelehrten Welt und erhob dagegen die deutsche Muttersprache zu dieser Höhe. Durch zwei Mittel gelang ihm dies. Erstens wagte er es, an der Universität Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten! Er wagte es, sage ich, denn die Renommée jedes gewöhnlichen Mannes wäre verloren gewesen,

nur ein so gewiegter und gelehrter Mann konnte diesem Vorurtheile Trotz bieten, konnte diesen gelehrten Zopf abschneiden ohne die Gefahr, sich lächerlich zu machen. Es liegt aber auf der Hand, daß die von nun an in Gebrauch kommende wissenschaftliche Handhabung unserer Muttersprache auf deren rasche Ausbildung einen ungemeinen Einfluß üben und selbst auf die Wissenschaften zurückwirken mußte. Und doch war dies noch nicht die höchste Absicht, nicht das höchste Verdienst. Thomasius erkannte, daß die Bildung ein Gemeingut werden muß, wenn sie ihre wahren Siege feiern soll. Darum muß aber das Wissen sich in der Sprache des Volkes mittheilen und verallgemeinern. Die Einführung der Muttersprache auf dem akademischen Lehrstuhl wirkte in vieler Hinsicht für diesen Zweck, aber um noch directer darauf hinzuarbeiten, gründete Thomasius die erste Zeitschrift in deutscher Sprache, welche unter dem Titel: „Freimüthige lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken und Monatsgespräche über allerhand, vornehmlich aber neue Bücher“ von 1688 an in Halle und Leipzig erschien, und die Bahn brach für einen rasch anschwellenden Strom ähnlicher Literatur, welche die Bildung zu erleichtern und zu befördern bestimmt und dazu geeignet war.

Bediente sich Thomasius nun auch noch, dem Geschmack der Zeit folgend, jener Mengsprache, die zum Theil noch fremdländisch war, so braucht er sie aber doch, und zwar so gewandt, so satyrisch, so ernsthaft, wie seine Wahrheitsliebe es erforderte. Die Finsterlinge schaarten sich denn bald gegen ihn, und bei Hof wußte man sich ja leicht Eingang zu verschaffen. Ein geheimer Verhaftsbefehl war in Dresden bereits ausgewirkt. Da floh Thomasius von Leipzig, 1690, und das „Arme-Sünder-Glöckchen“ läutete ihm nach!

So ahnen viele Richter nicht, daß sie sich selbst verurtheilen, indem sie über Andere richten.

Thomasius ging nach Berlin. Dort war er bei Hof angenehm, schon weil er zu Gunsten der am Dresdner Hofe mißliebigen Heirath des Herzogs Moritz von Zeitz mit einer Tochter des Kurfürsten von Brandenburg eine Schrift geschrieben hatte. So erhielt er hier denn die Erlaubniß, sich in Halle niederzulassen. Alsbald folgten ihm einige hundert Studenten, und er begann in der Ritterakademie Vorlesungen in deutscher Sprache über Philosophie und Rechtslehre zu halten. Sein Einfluß stieg mit dem Beifall und den Zuhörern, die er fand. Da faßte der Kurfürst den Beschluß, zu den damaligen Universitäten in Königsberg, Frankfurt und Duisburg noch die vierte in Halle zu gründen. Es geschah 1694, und Thomasius ward zum Professor an dieser, zum Fakultäts-Senior und kurfürstlichem Rath ernannt. So fand er nicht

bloß eine große Genugthuung, nicht bloß einen neuen glänzenden Wirkungskreis, sondern er ward auch Veranlassung zur Gründung jener Universität, die so viel für Wissenschaft und Bildung geleistet, und so reich ist an gefeierten freisinnigen Lehrern bis herab in unsere Tage.

Das Streben, all seine Erkenntniß für seine Mitmenschen sogleich nutzbar zu machen, war Ursache, daß Thomasius in philosophischen wie juristischen Dingen nicht Systematiker war, d. h. es kam ihm nicht zuerst darauf an, alle seine Ansichten zu einem harmonischen Lehrgebäude zusammenzufügen, sondern vor Allem darauf, überall wo er Irrthum oder Lüge sah, diesen falschen Stein mit dem Spitzhammer seiner Satyre zu vernichten oder mit dem Brecheisen seiner derben deutschen Wahrheit herauszubrechen und durch das bessere Material zu ergänzen. Als Jurist trat er daher besonders gegen die Mißbräuche des Kirchenrechts auf, und beseitigte in einer ganzen Reihe von Streitschriften, in welchen er seine Erzfeinde, die Pfaffen, besonders geißelte, eine Masse „Rechtsüberbleibsel des Pabstthums", wie er sie gern nannte, so daß er nach dem Zeugniß gültiger Historiker als „Reformator des evangelischen Kirchenrechts" angesehen werden muß, dessen Ansichten, alle im liberalen Interesse, meistens auch bald zur Geltung gelangten.

Unter diesen Hauptstücken seiner Rechtsreform war nun auch der Hexenproceß. Zwar er selbst hatte noch den Glauben an die Existenz eines Teufels, aber seine Kenntniß der Natur und seine historische Kritik war schon zu groß, um nicht „das ganze Laster der Zauberei für eine Fabel zu halten." Zwar hatte er selbst noch in einem Hexenproceß für die Verbrennung gestimmt, aber von seinen Kollegen überstimmt, machte er diese Dinge von Stund an zu seinem eifrigsten Studium und, wie immer, scheute sich seine wahrheitsliebende Natur nicht, seine früheren Irrthümer als solche öffentlich zu bezeichnen. Er schrieb dann, 1717, seine „kurzen Lehrsätze von dem Laster der Zauberei" und kämpfte darin und sonst den alten Wahn dermaßen nieder, daß alle Macht der Pfaffen zwar Gift und Galle schnob, aber nicht hinderte, daß der Hexenproceß wie der Hexenglaube schwand. Vergeblich donnerte der berühmte Carpzow in Leipzig dagegen: des Thomasius' Landesherr, Friedrich I., befahl noch zu Thomasius' Lebzeiten, daß alle Hexenbrandsäulen im ganzen Lande weggenommen würden. Im 18. Jahrhunderte schwand der Hexenproceß aus der ganzen gebildeten Welt. So muß der Wahn der Wahrheit weichen überall, und wenn die Zeit erfüllet ist, wird, was einst heiliger christlicher Glaube und durch päbstliche Bullen sanctionirtes Gesetz war, zu einem kaum noch ausdenkbaren Unsinn und Frevel im Auge der gebildeteren Nachwelt..

Selbst Leipzig schien schon damals seines Unrechts an Thomasius
) fast zu schämen. Er, der hatte fliehen müssen, dem man das
:me=Sünder=Glöckchen nachgeläutet, er ward später dorthin zurück=
rufen!! Aber er nahm den Ruf nicht an. Er hatte ja eine bessere
iarte gefunden, und schon die Dankbarkeit hielt ihn dort zurück. Er
ard 1710 zum königlich preußischen Geheimrath, zum Ordinarius der
ristischen Fakultät und Director ernannt. So wirkte er bis zu seinem
ode mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit, Witz, Muth und Uneigennützigkeit
r die Bildung des Volkes und Förderung der Wissenschaften: einer der
elsten und einflußreichsten Männer seiner Zeit, ein Stern an unserem
immel, der uns zeigt, wie eine Welt des Wahns vergehen muß, um
:r Wahrheit Glanz leuchten zu lassen; ein Prophet, eine Bürgschaft
ehr, daß es in Zukunft nicht anders gehen wird. Er starb den
3. September 1728.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Im Verlage (resp. Commissions-Verl. H. Ha.. & Soh.. in ..udolstadt i. Th. erschienen und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Saltzer, Ed., Aus der Edda. Deutsche Nachklänge in neuen Liedern. 2. Auflage. Miniatur-Ausgabe. 2 M. 25 Pf., elegant gebunden mit Goldschnitt in Carton 3 M.
(Die erste Auflage erschien unter dem Namen Etlar Ling.)

— **Aus dem Evangelium.** Ein Leben Jesu in Liedern. Miniatur-Ausgabe. 2 M. 25 Pf., in englischem Einband mit Goldschnitt 3 M.

— **Das Buch von der Arbeit** oder die menschliche Arbeit in persönlicher und volkswirthschaftlicher Beziehung. 2. vermehrte Auflage. 2 M.
„Man muß das herrliche Buch lesen, um zu der tröstlichen Ueberzeugung zu kommen, daß der Zukunftsbau des gesellschaftlichen Lebens, wenn er allen Betheiligten Glück und Wohlfahrt gewähren soll, nur auf dem festen Grunde dieser freien Religion errichtet werden darf. . . . Es ist eine ungemein wolthuende und versöhnende Klarheit in diesem Buche, das man eine Apotheose der Arbeit nennen möchte."
(Gartenlaube 1866 p. 172 in der Biographie des Verfassers.)

— ***Empedocles.** Eine Studie zur Philosophie der Griechen. 2 M. 40 Pf.

— **Erklärung der vier Evangelien.** Ein Handbuch zum Verständniß der Evangelien und des Lebens Jesu. 226 Seiten. 2 M. 40 Pf.

— **Die vier Evangelien,** neu und treu übersetzt. 1 M.
Diese Uebersetzung beseitigt die Mängel der Luther'schen Uebersetzung, hält aber am Luther'schen Sprachtypus fest. Sie und die obige „Erklärung der vier Evangelien" bilden die Grundlage zu des Verfassers:

— **Leben Jesu.** 2. durchgesehene Auflage. 2 M. 25 Pf.
„Saltzer's Buch ist die schönste und würdigste Verherrlichung des großen Nazareners und steht auch über Schenkel's neuerem Werke." (Gartenlaube.) — „Dieses Buch wirkt wie ein sanfter Thau nach dem Toben und Brausen, das Strauß durch seine negative Arbeit entfesselte: hier sieht man den geschichtlichen Jesus in seiner einfachen göttlichen Gestalt." (Kieler Zeitung.) — „Strauß selbst weiß, daß sein „Leben Jesu" „fortgebildet" ist. Sein kritischer Feldzug hat die Welt (soweit sie sehen will) ... mmer überführt, daß der kirchliche Christus ein Gebilde de... ist. Wer der geschichtliche Jesus sei, hat uns Strauß nicht ... gt." (Aus der Vorrede zu Saltzer's Leben Jesu.)
Das We... rief di.. neueren Arbeiten von Strauß, Renan und Schenkel hervor: allein Schenkel lieferte eine rationalistische Tendenzschrift, Renan einen katholisirenden Roman, und Strauß, der dem Verfasser (Ed. Saltzer) übrigens brieflich sein herzliches Einverständniß erklärte, schreibt zu gelehrt und kalt für das Volk. Darum behauptet die vorstehende Schrift den Werth, welchen ihm obige und viele andere Urtheile zuerkennen.

— **Die neuen Fatalisten des Materialismus.** Eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit. 1 M. 50 Pf.

— ***Fünf Bücher vom wahren Menschenthum.** Ein Hausfreund. 3 M.

— **Gott, Welt und Mensch.** Grundlinien der Religionswissenschaft, in ihrer neuen Stellung und Gestaltung systematisch dargelegt. 2. Auflage. gr. 8⁰. 512 Seiten. 5 M., in elegantem braunem Leinwandband 6 M.
Alle Einzelbestrebungen des Jahrhunderts erwarten durch eine religiöse Reform ihre Weihe, Einheit und Vollendung. Als sicherer Wegweiser in die bessere Zukunft verspricht dieses Buch im neuen, aber klaren und festen Gefüge auf physiologischer Grundlage die Religion und die Grundlinien ihrer Wissenschaft zu zeigen, wie sie künftig zur Neugestaltung des Glaubens und Lebens des Einzelnen und der Völker dienen werden.
(Aus der Vorrede des Werkes.)

[illegible]ſker, [illegible] Ideen [illegible]en Reform. 1 M. 50 Pf.
— Religiöse Jugend- [illegible]. 113 Seiten. 1 M. 25 Pf.
— *Die natürliche Lebensweise. Der Weg zu Gesundheit und socialem Heil. 1. Theil. Mit 2 Tafeln Abbild. 2. vermehrte Auflage. 1 M. 20 Pf.
— — *2. Theil: Die Reform der Volkswirthschaft vom Standpunkt der natürlichen Lebensweise. 1 M. 60 Pf.
— — *3. Theil: Briefe an Virchow über dessen Schrift: „Nahrungs- und Genußmittel". Mit 1 Tafel Abbildungen. 2. Auflage. 1 M.
— — *4. Theil: Vegetarianismus in der Bibel. 1 M.

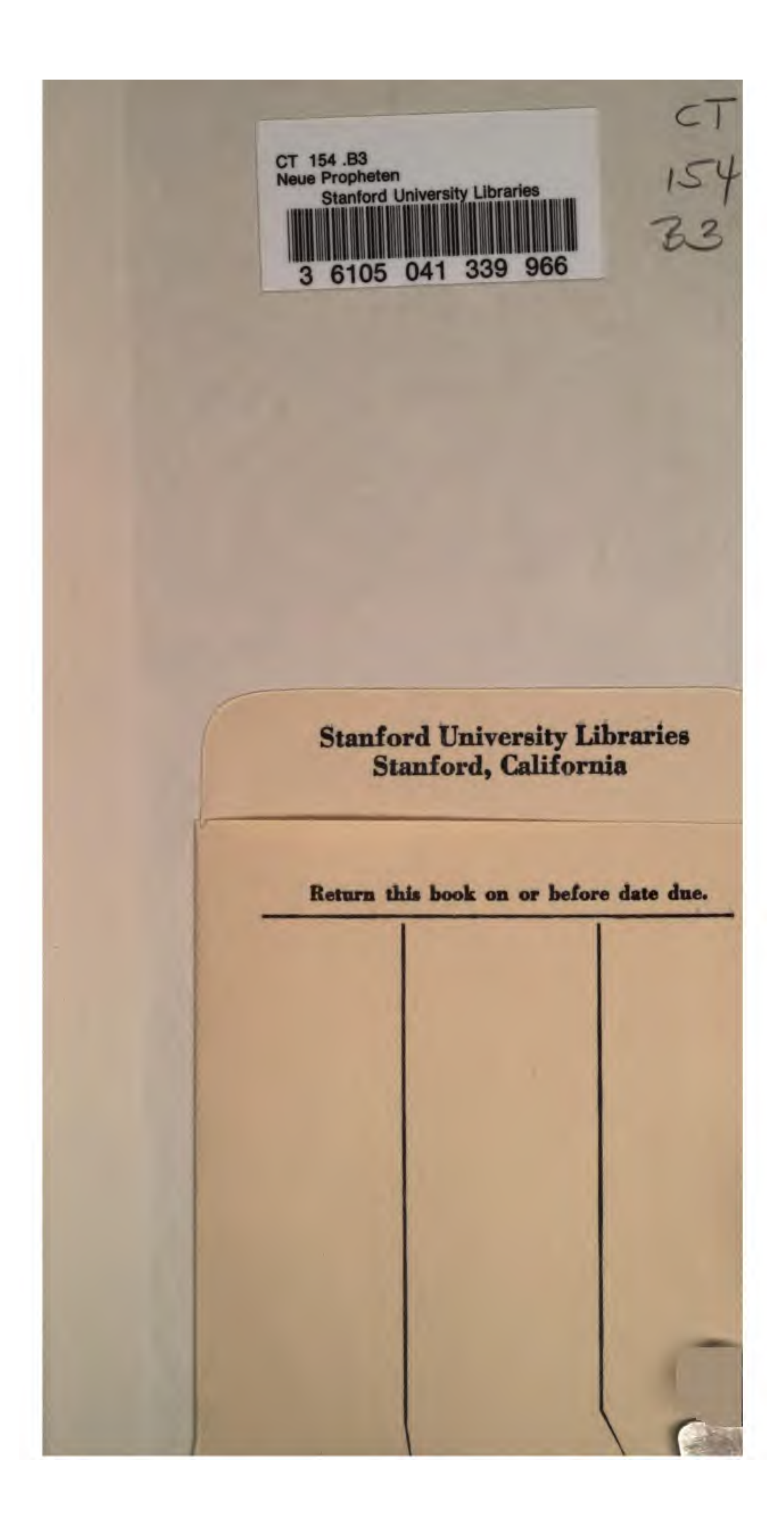
= Preis aller 4 Theile, auf einmal bezogen 4 M. =

— *Musonius. Charakterbild aus der römichen Kaiserzeit. 60 Pf.
— *Pythagoras, der Weise von Samos. Ein Lebensbild nach den neuesten Forschungen bearbeitet. Mit 1 Karte. 2 M. 50 Pf.
— Allgemeine Religionsgeschichte. Ein Handbuch. 256 Seiten. 2 M. 40 Pf.
— Religionslehrbuch für Schule und Haus. 3 Theile. 1 M. 20 Pf.
I. Lehrstoff f. d. ersten Unterricht. 2. Auflage. 60 Pf.
II. Religionsgeschichte. 30 Pf. III. Katechismus. 2. Auflage. 30 Pf.
— Schiller in seiner religiösen Bedeutung. 50 Pf.
— Unser gemeinsamer Beruf am Evangelium. 40 Pf.
— Unter dem Kreuz des Krieges. Betrachtungen über die Ereignisse von 1870—71 in gleichzeitigen Aufzeichnungen. 1 M. 20 Pf.
— *Vegetarianismus und Aesthetik. Vortrag. 30 Pf.
— *Vegetarianismus und Kultur. Vortrag. 30 Pf.
— Der Weg zum religiösen Frieden. 2. Auflage. 50 Pf.
— Alte und neue Weltanschauung. Vorträge. 4 Bände. I. Bd. Das Verhältniß der freien religiösen Gemeinden zu den alten Religionen, besonders zu dem Christenthum. 2. Auflage. 2 M. 25 Pf. — II. Bd. Das Menschenleben in seinen Hauptbeziehungen. 2. Auflage. 2 M. 50 Pf. — III. Bd. Neue Propheten. Lichtbilder aus dem Reformations-Zeitalter. 2. verm. Auflage. 3 M. — [illegible] Bd. Zeugnisse aus und über die freie Religions-Gemeinde. 3 [illegible] Jeder Band wird einzeln abgegeben.

= Preis aller 4 Bände, auf einmal bezogen [illegible] M. =
= in 2 eleganten Leinwandbänden 11 M. =

*Adreßbuch für Vegetarianer. 9. Auflage. 30 Pf.
*Gleïzès, J. A., Die Enthüllung des Christenthums oder die Glaubens-einheit aller Christen. Aus dem Französischen von Ed. Baltzer. 1 M. 20 Pf.
*Kingsford, Mrs. A., Dr. med., Die Pflanzennahrung bei dem Menschen. Inaugural-Dissertation, aus dem Französischen von Dr. A. Aderholdt. 6 Bogen. 1 M. 20 Pf.
*Vegetarianisches Kochbuch. Mit Vor- und Nachwort von Ed. Baltzer. 6. Auflage. 1 M.
*Porphyrius, Vier Bücher von der Enthaltsamkeit. Ein Sittengemälde aus der römischen Kaiserzeit. Aus dem Griechischen mit Einleitung und Anmerkungen von Ed. Baltzer. 2 M.
*Springer, Rob., Wegweiser in die vegetarianische Literatur. 2. Auflage. 60 Pf.

Die den vegetarianischen Standpunkt vertretenden Schriften sind oben durch einen * gekennzeichnet.



CT 154 .B3
Neue Propheten
Stanford University Libraries
3 6105 041 339 966
CT
154
B3
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

